N · IORGA

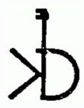
GESCHICHTE DER RUMÄNEN UND IHRER KULTUR

Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur

von

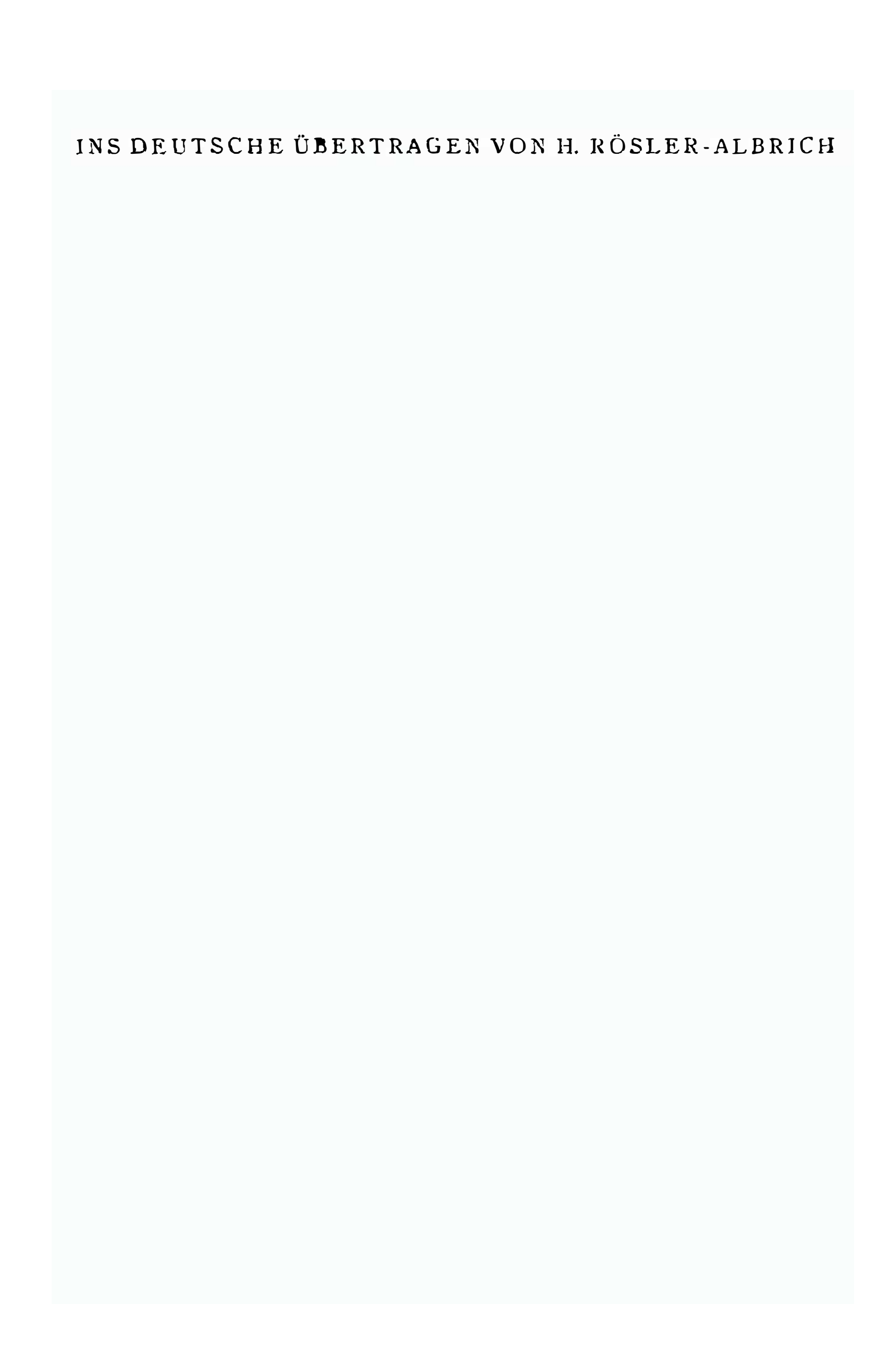
NIKOLAUS IORGA

Rektor der Universität Bukarest



VERLAG KRAFFT & DROTLEFF A. G.

HERMANNSTADT / SIBIU 1929


INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON H. RÖSLER-ALBRICH

VORWORT

Dieses Werkchen wurde zuerst 1919 in französischer Sprache gedruckt, dann in zweiter Auflage herausgegeben und endlich ins Englische und Italienische übersetzt.

Zwischen der Auffassung der Geschichte hier und jener, die meine in Gotha, als Bestandteil der „Geschichte der europäischen Staaten" erschienene zweibändige „Geschichte des rumänischen Volkes im Rahmen seiner Staatsbildungen" beherrscht, besteht ein grosser Unterschied, der für mich aber einen Fortschritt bedeutet.

Ich betrachte nun jede geschichtliche Darlegung als einen Organismus und die Erzählung folgt den Hauptlinien der leitenden Faktoren dieses Lebens nach. So wird fortwährend das Interesse von einem Gebiete auf ein anderes, wo die fortwirkende Macht sich offenbart, übertragen. Für den Leser ist es gewiss nicht so bequem, desto leichter aber das Verständnis des Zusammenhangs. Manche wollen dieser Auffassung nicht zustimmen; im jetzigen Standpunkte meines Denkens kann ich aber nicht anders handeln.

Die letzten Kapitel sind abgekürzt; der Führer einer politischen Gruppierung, der Direktor einer seit einem Vierteljahrhundert erscheinenden Zeitung, der gewesene Kammerpräsident wollte die Ergebnisse, deren Folgerungen sich noch entwickeln, nicht genauer und schärfer darstellen.

Der Übersetzerin, einer hochgebildeten Sächsin aus Brașov-Kronstadt, kann ich für ihre Arbeit nicht genug danken.

N. Iorga

INHALT

ERSTES KAPITEL

Die territoriale Grundlage der rumänischen Nation

Zwischen der Mitte Europas und der russischen Steppe, zwischen den düstern Ländern des Nordens und der sonnigen Balkanhalbinsel des Südens liegt eine Landschaft, die nach ihren natürlichen Merkmalen keine geographische Einheit bildet. Sie weist im Gegenteil die Fülle der Kontraste auf. Die strengen, schneereichen Winter der nördlichen Moldau stehen in schroffem Gegensatz zu dem milden Klima der Walachei, wo während der Wintermonate nur der schneidende Nordostwind der fruchtbaren Gegend ein winterliches Aussehen zu geben vermag, und schon der Februar mit seinem feuchten Tauwind das erste Lächeln des Frühlings bringt.

Die Täler Olteniens mit ihrer eigenartigen Lage haben eine mittelmeerische Atmosphäre im Vergleich zur walachischen Ebene, wo heftige Stürme unwiderstehlich über das Land fegen. Oft schneit es in Jassy, während zur selben Zeit aus den Wolken, die über den rosigen Himmel des lachenden Bukarest gestreut sind, kaum einige Tropfen lauwarmen Regens fallen.

Diese Gegensätze sind bedingt durch die Lage der Gebirge und Ebenen in den einzelnen Regionen, aus denen sich dieses Land zusammensetzt, ein Land, so verschieden im Aussehen und doch so gleich. Denn, während Siebenbürgen, eingebettet zwischen die Gipfel der Karpathen und die Linien der Hügel, welche sich nach allen Richtungen kreuzen, gänzlich aus schmalen Tälern besteht und die ausgedehnten Flusstäler des Olt (Alt), der Târnave (Kokeln) und der Someş (Samosch) allein das Ackerland repräsentieren, hat die Walachei, einschliesslich Olteniens und ebenso die Moldau, wie sie

vor der Zerstückelung von 1775 und 1812 war, ganz das Aussehen eines einheitlichen Territoriums. Gleich einem Museum weisen diese Provinzen die reiche Mannigfaltigkeit eines fruchtbaren Landes auf, das in sich die grünen Wiesen des kalten Westens mit seinen häufigen Nebeln und die märchenhaften Ernten des Ostens mit seinem blauen Himmel und der brennenden Sonne vereint. In der Walachei durchschreitet man in wenigen Stunden die Regionen der nackten Felsen, der Tannenwälder, der Bäche, die auf den Höhen entspringen, sich schäumend in Abgründe stürzen, um bald sanfte Hügel zu erreichen, wo lachende Obstgärten, gleich denen Englands, sich ausbreiten, weisse Häuser umrahmend, deren Holz vom Alter geschwärzt ist. Etwas weiter talwärts befindet man sich plötzlich in glühender Sonne, auf einer Ebene, wo das Korn erst im April dem Boden entsprossen, Mitte Juni schon unter der Last der goldenen Ähren sich neigt, während die frühen Blumen des Frühlings in den Bergen noch nicht verblüht sind, und der Flieder vor den Fenstern der Dorfhütten noch blüht. Am Ende der Wanderung erfüllt den Reisenden eine neue Welt mit Staunen. Er befindet sich in der Region der Donau mit ihren Wäldern knorriger Eichen, die auf den ersten Blick undurchdringlich scheinen, doch haben sie Lichtungen, wo die Fischer ihre Netze reinigen und ausbessern und ihre Fische für den Markt vorbereiten. In der Dobrudscha überschreitet diese Zone den Fluss, breitet sich über das rechte Ufer aus über wilde, herrenlose Gegenden von unergründlichem Alter bis zu den grossen Seen, dem vielfach verschlungenen Donaudelta und südlich bis ans Meer. Dort erwartet eine neue Fischregion den Einheimischen und den Fremden, der

seit Menschenaltern von Norden und Süden kommt, um diese unendlichen Reichtümer auszubeuten.

Dasselbe Schauspiel bietet sich in der Moldau. Man steigt von den rauhen Gipfeln des Ceahlău herab und befindet sich in den Obstgärten der lachenden Dörfer und alten Klöster, deren Kuppeln sich über die unendlichen Wälder erheben. Etwas weiter fliesst der breite Serethfluss, dessen majestätische Wasser von zahllosen Inseln durchsetzt sind. Seine sonnigen Ufer tragen Jahr für Jahr überreiche Ernten. Hier und dort auf dem Ackerland, welches einst die edelsten Viehrassen Europas züchtete — eine Rasse von breitgestirntem Vieh mit langen, geraden Hörnern —, spiegeln sich die Seen, welche früher die Bojaren und ihre Bauern während der langen Zeit der orthodoxen Fasten mit Fischen versahen. Jenseits des langsam fliessenden, in seinen hohen, lehmigen Ufern fast verborgenen Pruth liegt die sanft gewellte Ebene von Bessarabien, mit ihrem ausgezeichneten Ackerland. Diese spärlich bevölkerte Landschaft, die überall den gleichen Charakter des Steppenlandes trägt und die Erinnerung an das einstige „Desertum", führt weiter zu den grossen Seen, welche denen der angrenzenden Dobrudscha und dem „Liman" des Dnjestr gleichen. Hier endigt das Fürstentum, das, wie die Herren des Landes selbst im 14. Jahrhundert in ihren Titeln mit Stolz rühmten, „von den Bergen bis zum Meere" reichte.

Oltenien gleicht in vieler Hinsicht dem angrenzenden Serbien und trägt eher den Charakter der Länder des Adriatischen als den des Schwarzen Meeres; es bietet ein anderes Beispiel für die reizvolle Aufeinanderfolge der Verschiedenheiten des Klimas, der Landschaft und der Produkte, wie sie uns von den einsamen Spitzen des

Paring bis zu den lieblichen Hügeln der Distrikte von Mehedinţi, Gorj und Vâlcea, den reichen Ebenen des Dolj und der Romanaţi und den Fischereien der Donau bei Celeiu entgegentreten, die im 13. Jahrhundert berühmt waren, während die Ortschaft heute nur von geringer Bedeutung ist.

Einander zwar ähnlich in dieser harmonischen Verschiedenheit, sind die einzelnen Zonen der geographischen Regionen Olteniens, der Walachei, der Moldau und Siebenbürgens (mit seinen Nebenländern) dennoch durch scharfe Unterschiede getrennt, die jedem Land seinen besonderen und ausgeprägten Charakter verleihen. Wir haben schon gesagt, dass Oltenien mit Serbien gewisse Ähnlichkeit aufweist, da der Olt, nach dem es seinen Namen trägt, eine Morawa des linken Donauufers darstellt. Aber, während der Walachei und der Moldau als verbindendes Element die Steppe eigen ist, die das ganze südliche Bessarabien umschliesst, sich hinter dem Pruth bis zum Distrikt von Galatz ausbreitet und sich dann gegen Brăila senkt, um schliesslich auch das frühere „Desertum" der Ialomiţa zu umfassen, — ähnlich dem Ozean der reichen, schnell absterbenden Vegetation des südlichen Russland —, finden wir in der Moldau nichts, was dieser sanften, fruchtbaren Ebene gliche, die geöffnet ist allen Stürmen und allen Wanderungen der Menschen, jeder unbarmherzigen, verheerenden Invasion. Die Hügel folgen einander, gehen ineinander über und mischen die launischen Linien ihrer ehrwürdigen Wälder mit dem vielfärbigen Teppich des bebauten Bodens. Der Sereth, der Pruth und der Dnjestr haben wohl den schönen, geraden Lauf all der walachischen Flüsse (der Vedea, des Argeş, der Dâmboviţa, der Prahova, der Ialomiţa und des Buzău), doch

fliessen die Moldau, die Bistriţa und die Putna, welche von den westlichen Bergen kommen, nicht direkt in die Donau. Sie überqueren die hohe Region des Landes und mischen ihre Wellen mit denen des Sereth, der eine Hauptader der Moldau bildet. Auf seinem linken Ufer empfängt der Fluss nur die spärlichen Wasser des Bârlad, der einen vielfach verschlungenen Lauf durch die Täler nimmt und ewig in Gefahr schwebt, in dem gelben, bröckligen Boden zu verschwinden. Der Pruth empfängt nur die entsprechenden Wasser der Jijia an seinem rechten Ufer, zwei andere, wichtige Wasseradern schneiden ihren Weg durch Bessarabien und münden in den Dnjestr.

In Siebenbürgen ist das Flussystem, das der Landschaft den Charakter gibt, ein vollständig anderes. Trotz der trennenden Linie der Karpathen ist es offenbar, dass der südliche Teil dieser Provinz mit ihrem „Altland", ihrem „Burzenland" und dem Hermannstädter Distrikt in Wirklichkeit zur Walachei gehört, wo die Quellen ihrer Flüsse liegen. Den walachischen Fürsten gelang es oft, diese Provinz in Besitz zu nehmen, gerade so, wie die Fürsten der Moldau verschiedentlich versucht haben, die Quellen des Sereth, Pruth und Dnjestr durch die Bukowina und Pokutien zu erreichen. Die anderen grossen Flüsse, der Mureş (Mieresch), der Someş (Samosch), die drei Arme der Crişuri (Kreisch), die Gewässer des Temescher Banates wenden sich nach Westen und münden in den grossen Sammelkanal der Theiss, welche mit ihren Gewässern die Donau bereichert.

Trotz dieser augenscheinlichen Verschiedenheiten herrscht doch eine weitgehende Gleichheit. Es wäre selbst für einen Geologen, der die wesentlichsten Ele-

mente einer Gebirgskette feststellt, schwer, nicht etwa den Punkt zu bestimmen, wo die Linie der Karpathen selbst anfängt, sondern den, wo sie beginnt die Landschaft zu beherrschen, was sowohl für die Anthropogeographie, als auch für die historische Geographie sehr wesentlich ist. Wir können den Punkt gewiss nicht in Galizien finden, wo zwar eine Kette von Gebirgen vorhanden ist, die jedoch weder in landschaftlicher Beziehung, noch in bezug auf die Lebensbedingungen — wirtschaftliche, soziale und politische — der Gegend ihren Charakter verleiht. Das Land und der Mensch lehnen sich zwar an das Gebirge an, das im Westen die grosse, sumpfige Ebene von Polen begrenzt, dessen Name „flaches Land“ bedeutet, aber es ist nicht das Gebirge, das Grenzen schafft und allem, was sich in seinem Schatten ausbreitet, es zugleich schützend und beeinflussend, die Physiognomie gibt.

Das Bild ändert sich sobald die Karpathen jene Regionen erreichen, welche die ehemalige traditionelle Heimat der rumänischen Rasse bilden, die ebenso in ihren Felsen wie in den tiefen Tälern, die sich zwischen die letzten bewaldeten Ausläufer der Gebirge hineingegraben haben, autochthon ist. Beachten wir zuerst ihre Namen: die Festung der Karpathen, welche mit ihren Linien, gleich den Gehirnwindungen voll Leben und Anregung, die ganze Region beherrscht, war den Magyaren — späteren Eindringlingen, die unfähig waren allein zu kolonisieren — bekannt als der Wald, „der Königswald“. Er entspricht im Osten den grossen Wäldern Serbiens, welche sich von Belgrad bis Nisch erstrecken und durch ihre verborgenen Gefahren unzählige Kreuzfahrer zum Opfer forderten, oder im Westen den herzynischen Wäldern des Cäsar und Taci-

tus, den Ardennen des Mittelalters. Alles, was jenseits lag, war im mittelalterlichen Latein ein „Transilvanien“, ein Ausdruck, der mit der Zeit verallgemeinert wurde und die ganze Provinz umfasste. Aus diesem „Land jenseits der Wälder“ steigt man herab nach „Transalpinien“, dem Havasalföld der Magyaren, dem „Land jenseits der Alpen“. Für die Rumänen der Moldau, einer späteren Schöpfung, ist es „Muntenien“, das „Land der Berge“, bewohnt von „Munteniern“ oder „Bergbewohnern“. Als im 14. Jahrhundert der byzantinische Patriarch die Walachei zu einem Erzbistum der Rumänen machte, erhielt der neue Sitz den Titel „von Ungro-Walachien und der Hochebene“ (πλαγηνά, rum.: plaiuri). Der reich bewaldete Norden der Moldau, die zukünftige Bukowina nach der widerrechtlichen Besitznahme durch Österreich im Jahre 1775, erscheint zum ersten Male in der polnischen Chronik unter dem Namen „Plonyany“ oder „die Berge“.

Die Schafhirten, deren Wanderleben in den Tälern die erste Stufe der Geschichte des rumänischen Volkes bildet, sind genau so das Produkt der Berge, wie es die Föhren und Lärchen sind. Die erste politische Gruppe wurde von den Woiwoden unter dem Schatten der stolzen Bergspitzen, nicht weit von den Pässen gebildet, keineswegs mit dem Gedanken hinauszufliegen durch diese offene Türe, sondern um etwaige Eindringlinge, beim ersten Versuch gegen die natürlichen Verteidigungslinien der Grenzen vorzudringen, abzuwehren. Hier wurden die ersten steinernen Kirchen gebaut und die ersten Burgen, um die sich die Häuser der Kaufleute gruppierten. Selbst was die Landwirtschaft anbelangt, ist es heute erwiesen, dass nach der Unterbrechung des Kulturwerkes der Römer

dieselbe auf den Hochflächen, abseits von den Wegen der Eindringlinge, wieder aufgenommen wurde.

Das Land der Rumänen wird von allen Seiten von Bergen umschlossen. Drei grosse, felsige Bollwerke erheben sich über ihm und jedes derselben ist bestimmt, die Wiege eines Staates zu werden. Es scheint sicher, dass ein altes, unabhängiges rumänisches Woiwodat seinen Mittelpunkt und seine Festung, vor der ungarischen Invasion nach Siebenbürgen, im Massiv des Biharer Gebirges hatte, welches die Provinz im Westen beherrscht. Das politische Leben des walachischen Fürstentums nahm seinen Anfang in Argeş und in den Bergen des Jiiu (Schyl). Ohne die Bukowina, ja sogar ohne die gebirgige Grafschaft der Maramuresch, welche ihre westliche Fortsetzung ist, hätte es keine moldauische Dynastie gegeben, und die Hauptbedingung für die Schaffung des Landes hätte gefehlt; die Moldau wäre nicht der zweite der rumänischen Staaten geworden und derjenige, welcher längere Zeit hindurch der stärkere war. Bis nach Bessarabien hin, das nur die östliche, erst 1812 losgelöste Hälfte der ehemaligen einheitlichen Moldau ist, wäre dieses ganze Gebiet ohne die Hügelketten, die durch die schützenden Schatten ihrer Wälder und durch die Frische ihrer von langsam fliessenden Flüssen bewässerten Täler die Fruchtbarkeit des Bodens unterhalten haben, nur ein vernachlässigter, öder Winkel der grossen, leeren Steppe geblieben. Die Kette der Gebirge ist dem Rumänen so vertraut, dass er ihr keinen besonderen Namen gegeben hat. Vielleicht hiess sie einmal der „Caucasus“, aber der Name bedeutet nicht mehr als das Wort „Alpen“, was dasselbe ist wie der gewöhnliche Ausdruck für „Felsen“. Die jungen Rumänen lernen den Namen „Karpathen“ nur

aus Schulbüchern, für die Masse des Volkes heissen sie einfach „Muntele", das Gebirge.

Um einen vollständigen Begriff von der geographischen Einheit dieser Teile zu haben, muss man noch ein anderes Element in Betracht ziehen: den Fluss, die Donau, denn es ist die Verbindung von Gebirgskette und Fluss, die der Gegend mit ihren so zahlreichen Verschiedenheiten die Einheit gibt.

Es gibt nicht nur eine Donau, es gibt deren wenigstens drei. Der rasche Lauf des in der Tiefe des Schwarzwaldes entspringenden Wassers behält eine beträchtliche Weile den romantischen Charakter eines deutschen Flusses bei. Selbst wenn es nach seiner Verbreiterung durch die Gebirgsflüsse Schiffe von grossem Maßstabe auf seiner Oberfläche trägt, fehlt ihm das imposante Aussehen eines grossen Stromes immer noch. Selbst bei Wien beherrscht die Donau die Stadt nicht, sie gibt ihr trotz der „blauen Wellen" keinen eigenen Charakter. Zwischen dem alten, historischen Ofen der ungarischen Könige und der türkischen Paschas, die ihre Nachfolger waren, und dem modernen Pest, der Parvenustadt mit den geschmacklosen Steinbauten wird der Fluss endlich zum König. Seine riesigen Brücken sind der Hauptschmuck und die grösste technische Errungenschaft der Hauptstadt Ungarns. Trotz ihrer Ausmaße, die der Donau die Stellung einer Hauptflussader Europas geben, hat sie aber noch nicht die Schwungkraft, die überschwengliche Lebendigkeit, der sie die Tatsache verdankt nicht nur eine der grössten europäischen Handelsstrassen zu sein, sondern auch der riesige Kanal, der die Gewässer einer ganzen geographischen Region sammelt, das aktivste Element im ganzen Leben eines Landes, Mittel der Verteidigung

und Stütze, vollendetste Schönheit und höchster Stolz einer Rasse, die in dem majestätischen Fluss die legendäre Figur eines Vorfahren sieht und das Symbol der Zukunft, in dem die Erinnerung einer stolzen Vergangenheit und die Energien einer bewegten Gegenwart sich zur harmonischen Einheit zusammenfügen, ausklingend im Schicksal der Nation.

Diesen Charakter hat die Donau auch an dem Punkt noch nicht erreicht, wo sie, die ungarische Pußta durchquerend, kühn den grossen Wasserfall gegen Süden bildet. Die Ebene an beiden Ufern wird jetzt nicht durch den Fluss bestimmt; der Fluss selbst verliert sich trotz seiner Ausmaße und seiner breiten Stetigkeit in die Unendlichkeit einer Region, die nicht scharf umrissen werden kann. Um zu der von Dichtern mit Leidenschaft besungenen, von jungen, heldenhaften Völkern glühend geliebten Donau zu werden, bedarf sie der Nähe der Berge, welche sie unmittelbar nach der Vereinigung mit der Theiss, bei dem düstern Eisernen Torpass umschliessen.

Von diesem Punkt an besteht ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen dem grossen Strom und den Gebirgen, in denen die Flüsse geboren werden, die talwärts eilen, um sich mit ihm zu vereinigen. In dieser Vereinigung von Flüssen und Bergen, und nur in ihr allein, drückt sich die Einheit des ganzen von Rumänen bewohnten Gebietes aus. Auch durch die Nebenflüsse sind die Karpathen in ständiger Fühlung mit der Donau und die Donau unterstreicht durch ihren Lauf die letzten Ausläufer der Hügel, die die Berge nach Süden senden. Früher folgte der Fluss um das Meer zu erreichen dem Weg, der heute durch die Bahnlinie Cernavoda—Constanța bezeichnet ist. Die ganze Dobrudscha

bildete mit der Walachei eine geographische Landschaft und sogar mit der Moldau, mit der sie durch die Höhen von Galatz auch heute noch in innerer Einheit verbunden ist. Jetzt meidet das neue Bett die alten Hochebenen der Dobrudscha, die ihren eigenen Charakter haben, und folgt den Senkungen der Ebene, dem Rand der Steppe und der weitesten Ausdehnung der bebauten Fläche, welche sich bis an den Fuss der fernabliegenden Höhen erstreckt.

Wenn das linke Ufer der pannonischen Donau, das, soweit es der Steppe angehört, von der magyarischen Rasse eingenommen wird, fast gar keine Nebenflüsse hat, als ob das Reich des Flusses sich nicht in diese Region weiter Ebenen ausbreiten dürfte, so bekommt auch das rechte Balkanufer nur einige Nebenflüsse von geringer Bedeutung. Sie können mit der Theiss und den Lasten, die diese trägt, nicht verglichen werden, noch mit der geradezu einzigartigen Wasserzufuhr der Walachei und Moldau. Obwohl die Gipfel und Hügel des Balkangebirges dem Fluss näher liegen, so besitzt es doch nicht die intime Verbindung, welche zwischen den Karpathen und dem Fluss herrscht. Der Rand der Ebene, der zwischen der Donaulinie und den Hügeln liegt, ist weniger breit und weniger fruchtbar. In der Poesie der Serben nimmt die Donau einen wichtigen Platz ein, aber für die Bulgaren ist sie nicht der grosse, schützende Strom. Ihre Märchen- und Sagenkunde nennt sie seltener und flüchtiger noch als selbst die der Russen. Die rumänischen Staaten, in den Bergen ihren Ausgang nehmend, beeilten sich von den Ufern des Flusses Besitz zu ergreifen und gelangten durch rasche und glückliche Anstrengungen nach wenigen Jahrzehnten

zum Ziel. Das politische Bulgarien dagegen, in der russischen Steppe beginnend und im Donaudelta endigend, zögerte nicht, diese öden Gegenden zu verlassen, die seinen Kriegern ihren täglichen Beutebedarf kaum liefern konnten, und suchte seinen Weg über die Halbinsel nach dem kaiserlichen Byzanz. Der Balkan blieb nur der beinahe unzugängliche Zufluchtsort der Plündererbanden. Was die Donau anbelangt, so bedeutete sie für die ehrgeizigen bulgarischen Khagans und ihre Nachfolger, die Zaren slawischer Zunge und orthodoxen Glaubens, nur einen Ausgangspunkt, der bald vernachlässigt und vergessen wurde von denjenigen, die noch von der Eroberung des Bosporus träumten.

Die Griechen nannten diesen Fluss Istros, daher der Name der Stadt Istria an seiner Mündung; die Rumänen kannten ihn als „Dunăre", ein Name, den sie von ihren ältesten Vorfahren, die Eingeborene an seinen Ufern waren, übernommen haben. Unter den vielen Flüssen, die in Volksgesängen verherrlicht wurden, ist nicht einer, der mit der tiefen Ehrfurcht verglichen werden könnte, mit der die Rasse diesen umgibt. Man kann sich das Schicksal des rumänischen Volkes ohne die Donau ebensowenig vorstellen wie ohne die Karpathen. Während die Berge die bedrohten Generationen gegen fortwährende Invasionen schützten, sammelte die Donau die verschiedenen ethnischen Elemente, welche durch ihre Mischung die rumänische Nationalität bilden sollten. Ohne die Dienste, die der Fluss geleistet hat, hätten die Karpathen, ähnlich wie die Alpen in der Schweiz, in ihren Tälern den nebeneinander wohnenden Völkern wohl sicheren Schutz geboten, aber nicht die Möglichkeit sich zu verschmelzen;

ohne die Karpathen hätte es wohl eine Verschmelzung gegeben wie in den Niederlanden an der Mündung des Rheins, doch hätte die neue nationale Schöpfung nicht von Anfang an die festen und dauernden Linien einer politischen Gründung gefunden.

ZWEITES KAPITEL

Der Ursprung des rumänischen Volkes

Urbevölkerung

Untersuchungen, deren Resultate nur in der letzten Zeit einer näheren Prüfung unterzogen worden sind, geben uns einige Anhaltspunkte für den Charakter der ältesten vorrumänischen Kultur. Es wurden Überreste von Tonwaren gefunden, graue und rote, von zarter Arbeit und verschiedenen Mustern, oft auch bemalte, dann Statuen, scheinbar grobe Nachahmungen von Götzenbildern, metallene Werkzeuge, Waffen aus Bronze von eleganter Form, ähnlich denen, die von Archäologen im äussersten Westen zutage gefördert worden sind. Die Griffe der Schwerter, mit Ornamenten geschmückt, legen Zeugnis ab von der grossen Geschicklichkeit dieser prähistorischen Handwerker, die Tonwaren mit ihren eigentümlichen Linien charakterisieren eine ganze Epoche prähistorischer Kunst. Reiches Material, das jetzt in der Jassyer Universität aufbewahrt wird, wurde in Cucuteni, in der Nähe von Jassy, gefunden, bei demselben Jassy, dessen ursprüngliche Siedlung von einer Reihe kleiner, ziemlich dicht bevölkerter Niederlassungen umgeben war, die unbekannten Invasionen zum Opfer gefallen sind. Vermutlich wurden diese alten Mittelpunkte einer aufkeimenden Zivilisation durch Feuer zerstört. Wir erinnern uns, eine schöne Privatsammlung von Gegenständen aus den moldauischen Bergen, aus dem Distrikt von Neamţ, in der Nähe von Piatra, gesehen zu haben. In dem Distrikt von Prahova, in der Nähe von Vălenii-de-Munte, fand man, erstaunlicherweise beinahe zu ebener Erde, jedenfalls infolge von früheren Ausgrabungen, die an dieser Stelle

gemacht worden sind, die reichste Sammlung von Bronzegegenständen, die bis heute entdeckt wurde. An anderen Orten haben Kunstliebhaber ebenfalls vereinzelte Stücke gefunden, wie sie z. B. die Sammlungen eines Bolliac oder Papazoglu aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufweisen, in denen neben viel echtem auch unechtes Material seine Aufstellung gefunden hat. Diese Sammlungen bilden heute einen Bestandteil des Archäologischen Museums von Bukarest.

Die Rumänen haben im allgemeinen die Orte nicht aus den Augen verloren, wo die Vorläufer der eigentlichen rumänischen Rasse lebten. Sie sprechen von Spuren der „Riesen" (uriaşi), oder der „lateinischen" (Letini) Heiden und der „Juden" (Jidovi), mit denen sie wahrscheinlich die Khazaren der russischen Steppe bezeichnen, bekanntlich eine Bevölkerung uralaltaischer Rasse, jedoch jüdischer Religion. Diese prähistorischen Dörfer findet man meist auf Höhen, auf denen später Klöster und Burgen des historischen Mittelalters standen, die der Volksmund mit dem aus dem Vulgärlatein entlehnten Ausdruck „cetăţui" (Zitadelle) bezeichnet. Was die zahlreichen, augenscheinlich künstlichen tumuli anbelangt, so entsprechen diese oft den russischen Kurgans; sie enthalten, ausser Tonwaren, Waffen und den Überresten geheiligter Tiere, die Asche und Skelette barbarischer Könige und Häuptlinge; andere bedecken den Ort früherer Wohnstätten und wieder andere scheinen die Bestimmung gehabt zu haben, durch Feuersignale vor einbrechenden Horden zu warnen, die das Land bis zum 6. Jahrhundert alljährlich überfluteten.

Die menschlichen Überreste, die in diesen alten

prähistorischen Herden gefunden wurden, sind noch nicht eingehend untersucht worden. Die Anthropologie hat noch nicht mit annähernder Sicherheit die physischen Merkmale jener thrakischen Rasse feststellen können, von der wir sogleich sprechen werden und deren sehr weit fortgeschrittener Kultur man die künstlerischen Gegenstände zuschreibt, die bei ihnen gefunden wurden. Glichen diese Vorfahren jenen Menschen, die zur selben Zeit in den Tälern der Balkanhalbinsel wohnten und sich über die ganze weite Region zwischen dem Adriatischen Meer, dem Schwarzen Meer und Archipel ausbreiteten? Mit Bestimmtheit kann man es nicht behaupten, doch sind ernste Gründe zu der Annahme vorhanden, dass diese primitive Kultur thrakischen Ursprungs ist. Andererseits steht fest, dass von einem Ende der Karpathen-Donauregion bis zum anderen, einschliesslich des Geländes, auf dem sich später die rumänische Rasse entwickelte, eine primitive Kultur ausgeprägten Charakters in neolithischen Zeiten vorhanden war[1]). Nach Farbe, Schmuck und Form der Vasen, Art der Werkzeuge und Bronzewaffen, Bau der Gräber, Aussehen und Lagerung der Häuser, weisen die Funde, die an den Abhängen der moldauischen Karpathen und auf den Hügeln der Prahova gemacht wurden, keinen Unterschied auf.

---

[1]) Herr J. Andrieşescu geht noch weiter in seinem ausgezeichneten Werk „Contribuţie la Dacia înainte de Romani (Jassy 1912).“ In seiner Einleitung spricht er von einer neolitischen karpatho-balkanischen Einheit und zeigt die Übereinstimmung ihres Charakters in der östlichen Moldau und in Siebenbürgen. Interessante, meistens neue Theorien wurden neuerlich von V. Pârvan aufgestellt in seinem grossen Werke Getica, o protoistorie a Daciei (aus den Denkschriften der Rumänischen Akademie), Bukarest 1926.

Der Einheit des Bodens entspricht die Einheit der ersten, wenigstens in bezug auf ihre ersten künstlerischen Offenbarungen, offenbar autochthonen Urbewohner.

Skythische Einflüsse

Während die Berge den Völkern, die sich in dieser Gegend niedergelassen hatten, als Schlupfwinkel dienten, bildeten die Flüsse, so zum Beispiel die Donau selbst, natürliche Einfallsstrassen. Angelockt durch die Nähe der reichen Gegenden, wo griechische und römische Kultur abwechselnd blühte, kamen Fremde, die neue Heimstätten suchten oder nach neuen Eroberungen strebten.

Sie müssen wohl aus dem Norden und Westen gekommen sein: der Süden bot nur Bauern, die unbebauten Boden suchten, oder Flüchtlinge, die durch irgend eine Invasion vertrieben worden waren. Im Osten lagerte die unendliche Steppe, die den Skythen gehörte.

Heute kann gesagt werden, dass diese Rasse, deren Aussehen und Sagen Herodot beschrieben hat, nichts anderes war als ein vorübergehendes Bündnis von Stämmen, die sich unter der Führung von wenigen iranischen Familien, denen es nach Aussage der Griechen gelungen war, königliche Dynastien zu gründen, vereinigt hatten, um zu plündern und Ruhm zu suchen. Die Krieger waren hauptsächlich Turanier von dunkler Gesichtsfarbe und untersetztem Körperbau wie die Turkomanen aus Zentralasien, die, nachdem sie die Früchte ihrer verheerenden Streifzüge und den Tribut der unterjochten Völker vergeudet hatten, von den Produkten ihrer Herden lebten. Ihre ständigen Wanderungen erklären sich aus der Notwendigkeit des jahreszeitlichen Wohnungswechsels, von Winterquartier zur

Sommerweide, immer entlang der durch Quellen und Brunnen vorgezeichneten Linie, ein ausgesprochenes Merkmal der Hirtenvölker [1]).

Unter diesen Umständen war es natürlich, dass die grossen Flüsse der Steppe Namen erhielten, die der turanischen Sprache entlehnt waren. Wir wagen zu behaupten, dass der Name I s t r o s thrakisch ist, der der Donau, D o n a u der Deutschen, D u n a der Turko-Tataren von den alten Skythen stammt, die lange Zeit seine Mündungen beherrschten. Der alte Name des Dnjestr, der griechische D a n a s t r i s, ist T y r a s und in dieser altgriechischen Form erkennen wir das uralaltaische T u r l a, welches übrigens in der Sprache der Tataren und Türken neuerer Zeit noch erhalten ist. Der P y r e t o s des Herodot ist für die Rumänen der P r u t h, den die Turko-Tataren B r u t aussprechen; der asiatische Charakter des Namens ist unbestreitbar. Thrakischen Ursprung muss man aber dem Worte T i a r a n t o s zuerkennen, das in altgriechischen Texten des 6. Jahrhunderts erwähnt wird, und das wahrscheinlich dem rumänischen S i r e t i u und dem slawischen Sereth entspricht. Es frägt sich endlich, ob nicht auch zwei grosse Flüsse der Walachei in dieselbe Kategorie einzureihen sind, der Argeş, für den ein ganz unzulässiges Vorbild als Namengeber angenommen wird, und der Olt, der grosse Olt, der die grosse Walachei von den fünf Distrikten Olteniens trennt.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts unternahm der mächtige und ehrgeizige persische König Darius, Sohn

---

[1]) Über ihre Einfälle und die Ersetzung der früheren Bronzekultur durch die des Eisens s. Pârvan, a. a. O., S. 293 ff., 496.

des Hystaspes, einen Angriff mit der Absicht, die ewig drohenden Massen der Barbaren durch eine Umkreisung an der Donau zu vernichten. Dieser Angriff, welcher mit Unterstützung der Griechen unternommen wurde, verlor sich in der sandigen, wasser- und weidelosen Steppe. Es konnten nicht einmal die skythischen Horden aus ihren Niederlassungen jenseits der Donau vertrieben werden, wo diese einen ihrer strategisch befestigten Punkte, wie sie dieser Rasse eigentümlich sind, hatten. Jenseits der Steppe, welche das eigentliche Skythien bildete, gründeten sie auf dem Gebiete der Dobrudscha ein neues Skythien, ein Scythia minor, welches in ständiger Abhängigkeit vom alten Reiche war und sich besonders für späte Weideplätze eignete [1]). In einer späteren Zeit, noch im 6. Jahrhundert v. Chr. finden wir dort Könige, die die pittoresken Namen Charaspes, Kanytes, Tanussa u. a. tragen und deren Silbermünzen, von den Griechen hergestellt, die Embleme der altgriechischen Münzen und die charakteristischen Figuren der olympischen Götter zeigen. Arme Könige ohne Chroniken und ohne Siege, deren einförmige und ewig gleichbleibende Aufgabe es war, von den griechischen Gästen der Küste und den durchziehenden Kaufleuten Zahlungen zu erpressen, um den Frieden unter den etlichen tausend Räuberhirten, über die sie herrschten, zu erhalten!

Eine Anzahl von Stämmen, denen es nicht gelingt ein Volk mit einem wirklichen Vaterland zu bilden, kann

---

[1]) Diese Ausdrücke „Gross" und „Klein" auf Provinzen angewandt, findet man bei den Russen und bei den Völkern der Karpathen und des Balkans (Gross- und Kleinrussland, Grosse und Kleine Walachei im Pindosgebiete).

keinen Einfluss ausüben. Wenn sich die Namen der grossen Flüsse in dem rumänischen Territorium und in Russland in der Sprache der später dort ansässigen Nationen erhalten haben, so verdanken wir dies Niederlassungen von hauptsächlich militärischer Bedeutung, den zeitweiligen Lagern der „Könige“ — ihrer Stellung nach ähnlich den Khagans, — die die Furten der Flüsse bewachten, welche für wandernde Völker, die von ihren Herden leben, von besonderer Wichtigkeit sind. Die primitive Bevölkerung musste ihnen diese Gebiete überlassen, um die Ansiedlungen von neuen Rivalen und von Vasallen zu verhindern, die kamen, um ihre Anbote zu machen und Huldigungen darzubringen.

Sarmatischer Einfluss

Es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen den Bündnissen der Skythen und denen der Sarmaten mit ihren östlichen und westlichen Zweigen, den Roxolanen und den Jazygen. Die einen und die anderen waren turanische Horden, nur untergeordnet einer anderen herrschenden Klasse, die vermutlich auch iranisch war; sie haben die Geschichte der Wanderungen und Invasionen bloss um einen neuen Namen bereichert. Der Name „marha“, der uns durch Ammianus Marcellinus erhalten geblieben ist, ist augenscheinlich türkisch, im älteren Sinne des Wortes.

Nach alten Quellen finden wir die Sarmaten in den Stellungen, die früher von den Skythen eingenommen wurden —, Stellungen, die diese nur zu halten vermochten, weil ihre Ausdehnungsmöglichkeiten ihre Grenzen erreicht hatten. In einem späteren Zeitpunkt

füllten augenscheinlich Stämme von edlerer Rasse ihre Reihen auf, gerade so, wie sich später eine grosse Anzahl von Germanen unter den Fahnen des Attila sammelte, um zusammen mit den dem Blute nach rein asiatischen Kriegern des schrecklichen Khagan zu „Hunnen“ zu werden. Wir glauben, dass die Slawen, welche damals schon ein hauptsächlich ackerbautreibendes Volk waren, in der Geschichte zum ersten Male als ein Glied des sarmatischen Bündnisses auftreten. Anders können wir den sehr alten und ganz besonderen Charakter der geographischen Namen in Siebenbürgen nicht erklären, da er mit der verhältnismässig rasch ablaufenden slawischen Invasion im 6. Jahrhundert der christlichen Ära gewiss nicht im Zusammenhang stehen kann. Wir fragen uns, ob nicht selbst der Name Sarmizegethusa, der Hauptstadt der Daken, welche ihnen in diesem selben Siebenbürgen folgten, in seiner Wurzel die Erinnerung an die Sarmaten, das erste Volk, welches den Eingeborenen übergeordnet war, enthält.

Gallischer Einfluss

Dieses Karpathen-Donaugebiet war dem mächtigen und energischen Stamme der Gallier, der immer auf der Suche nach kriegerischen Abenteuern in fernen Ländern war, nicht unbekannt. Ihre Völkerschaften waren seit langem Herren der italienischen Alpen, selbst nachdem sie das Tal des Po, ihr zisalpinisches Gallien, an die Römer verloren hatten. In einem gegebenen Zeitpunkt breiteten sie sich über Pannonien aus, bis dann ein unternehmender Führer sie die Balkanhalbinsel erobern liess, die sie bis zu den Thermopylen überquerten, ja sogar bis zu den Höhen des Tenaros, um sich dann in

der thrakischen Bevölkerung von Kleinasien, in der Gegend von Galatien zu verlieren, dessen Name noch heute die Erinnerung an sie bewahrt.

Die Skythen und die Sarmaten hatten Lager gleich den „Ringen" der Hunnen, die Gallier dagegen, die als Vertreter einer älteren und weiter fortgeschrittenen Kultur von Anfang an durch die griechische Kolonisation der westlichen Mittelmeerländer beeinflusst waren, bauten „Städte", gruppierten ihre Dörfer um eine befestigte „Stadt", die Hauptstadt der Landschaft. Wir können die Wanderungen dieser neuen Gäste der Donau, wenn auch nicht der ihrer Nebenflüsse, mit Hilfe der Ortsnamen verfolgen, die augenscheinlich keltischen Ursprungs sind, wie z. B. Singidunum, welches die „weisse Stadt" wurde, das Belgrad der Slawen, oder Noviodunum am Donaudelta, jetzt Isaccea, welches dem französischen Noyon entspricht, oder Durostorum, das Silistria der Griechen, dessen Stamm auch mit „dun" verknüpft ist, ein Charakteristikum der gallischen Kultur.

Griechischer Einfluss

Zu diesen barbarischen Einflüssen, die wenig zur Bildung der rumänischen Nation beitrugen, gesellte sich der grosse zivilisatorische Einfluss der Griechen, der Jonier und Dorier. Einst die Verbündeten der persischen Truppen des Darius, kamen sie als Kolonisten aus Kleinasien in diese kalten, nördlichen Gegenden auf der Suche nach Fischen, Fellen, Korn, besonders nach Korn, Wolle, Wein, Honig, Wachs, Gold und Silber aus den Bergwerken Siebenbürgens und nach Bauholz aus seinen tiefen Wäldern; hier trafen sie die Skythen an, die dank dieser Nachbarschaft Käufer, möglicherweise

auch Nachahmer griechischer Kunst wurden. Manchmal liessen sie sich in den schönen und blühenden Städten, die von den Zivilisatoren an der Küste des Schwarzen Meeres gegründet worden waren, nieder und wurden so zu Halbgriechen oder „Mischhellenen".

Von Byzanz bis zur kaukasischen Grenze monopolisierten ihre republikanischen Städte den ganzen Handel des an Rohmaterialien überreichen Skythien. Auf dem Territorium, welches für uns von Interesse ist, erfolgten Niederlassungen an Punkten, die der Schiffahrt günstig waren, wie Dyonisopolis (in der Nähe von Balcic), das dorische Kallatis (in der Nähe von Mangalia), das jonische Tomi (in der Nähe von Konstantza), Halmyris (in der Nähe der grossen Seen), Istria, die wichtige Stadt am Delta, und am Dnjestr Tyras (am Liman), ohne von den weniger wichtigen Siedlungen zu sprechen, die entlang der Donaulinie entstanden, wie Axiopolis (in der Nähe von Cernavoda).

Diese neue griechische Welt blieb den Eingeborenen des inneren Landes fremd, nicht nur wegen ihrer Religion, sondern auch wegen der natürlichen Verachtung der Hellenen für jede Art von Barbarentum. Für die Kaufleute waren die Eingeborenen einfach mehr oder weniger zuverlässige, drohende oder begehrende Kunden; sie beuteten diese Hirten nur aus, die sich durch die Produkte ihrer Herden ernährten, diese „skithischen" Ackerbauer, Vasallen der herrschenden Rasse, für die sie Gemüse und Getreide anbauten, diese Fuhrleute mit grossen, langsamen Ochsen und kleinen, flinken Pferden, die behaart waren, wie die der Kosaken oder der rumänischen Bauern, diese siebenbürgischen Agathyrsen, die Gold aus den primitiven Bergwerken gewannen und das Wachs und den Honig ihrer

Bienen verkauften. Aber es bestand kein engerer Zusammenhang zwischen ihnen. Die Beziehungen zwischen den Kaufleuten der Küste, die unter ihren republikanischen Führern lebten, ihren „Hellenarchen", und ihren Priestern, die den Schutzgöttern huldigten, und den „Königen" der Steppe, waren die gleichen wie einige Jahrhunderte später die zwischen den Portugiesen von Goa und den Rajahs der eingeborenen Inder. Allein die griechische Kunst erlangte in dieser Gegend durch die Anpassung an die Bedürfnisse des skythischen Lebens eine besondere und originelle Ausdrucksform, indem sich neue Ideen auf interessante Weise mit den ersten Inspirationen mischten, oft ohne den ursprünglichen Charakter zu verändern.

Wir müssen hinzufügen, dass der griechische Kaufmann die Heimstätten der Barbaren niemals persönlich besucht zu haben scheint. Er erwartete sie in seinem Laden inmitten seiner Tempel und den Bauwerken seiner imponierenden Zivilisation. Sonst würden wir in Herodot sicherere und genauere, weniger sagenhafte Hinweise auf die Völker finden, die nur einige hundert Meilen weit von ihren Ansiedlungen lebten. Wir finden in dieser Gegend keine Spur des umbildenden Einflusses, der, von Marseille ausgehend, von Nizza, Agde und Hyères höhere politische Ideen in Gallien einführte.

Die Illyro-Thraker

In früheren Zeiten war nicht nur das Karpathen-Donaugebiet, sondern auch die ganze Balkanhalbinsel mit ihren Nebenländern — den Inseln des Archipelagus und den Tälern von Kleinasien — die Heimat der Thraker und ihrer Brüder, der Illyrier. Die letzteren liessen sich auch an der italienischen Küste nieder und

verzweigten sich über das illyrische Venetien bis nach Tirol, sie bewohnten die ganze adriatische Küste, waren sogar lange Zeit durch ihre Seeräuber die absoluten Herren dieses Meeres. Die beiden Nationen waren nahe verwandt. Die wenigen Gattungsnamen und die geographischen Bezeichnungen, die auf uns gekommen sind, zeigen keine Ähnlichkeit der beiden Sprachen; doch ist es möglich, dass die Albaner, wirkliche Nachkommen der Illyrier, den thrakischen Dialekt angenommen haben, den sie noch heute sprechen.

Aber ihre Art zu leben, war eine andere. Der Illyrier, wenn er sein Brot nicht als Seeräuber verdiente, was zu Konflikten mit der wachsenden maritimen Macht der Römer und schliesslich zur Beherrschung der adriatischen Küste durch diese führte, war Hirte im Gebirge wie der Albaner oder Skypetarer[1]), der, gleichen Blutes, auf demselben Gebiet die Traditionen der Dardaner, Taulantier und anderer Stämme der alten Illyrier aufrecht erhielt. Der Thraker hingegen, der selten die Küste beherrschte, sie vielmehr willig den unternehmenden und nützlichen Griechen überliess, beschränkte sich nicht auf das Halten seiner Herden. Er scheint von Anfang an die Stufe der sogenannten „Transhumanz“ übersprungen zu haben. Wir finden ein Volk, das sich dauernd niedergelassen hat in einem Land, welches im wahren und weiten Sinne des Wortes sein Vaterland geworden ist. Es bleiben noch Spuren der Hirtenstämme und man erwähnt Gruppen, die von den Odrysen, Geten, Dakern, den Crobysen, Triballern und Sabiren usw. gebildet wurden; aber der Klan umschloss mit der Zeit ein wohl-

---

[1]) Alp und skip, scopulus, Felsen, sind die Wurzeln der beiden Namen, von denen jedoch nur der letztere vom Volk gebraucht wird.

abgegrenztes Gebiet, und diese Gebiete schmolzen immer mehr ineinander, nicht nur zu einer wirtschaftlichen Einheit, sondern auch zu einer neuen Einheit gemeinsamen, politischen Lebens. Um diese Bande zu festigen, taucht in dieser historischen Periode eine neue Religion mit ihrem Propheten Zalmoxis auf, ihren hohen Priestern, wie Decaeneus, ihren Altären und Zeremonien, die die Zweige des nationalen Baumes zusammenfasste. Diese Religion lehrt die Unsterblichkeit der Seele und übt den fanatischen Kult des Todes. Sie verlangt das Leben der Helden, um das Volk vor dem Bösen, welches ihm droht, zu schützen, und diese sterben lächelnd auf den Spitzen der Lanzen, die sie erwarten, nachdem sie gegen den Himmel, den die Priester anrufen, geschleudert worden sind. Man befreite sich von dem barbarischen Kult der Vorfahren, der den Hellenen weitergegeben wurde, und die allgemeine Erneuerung gab der Nation eine neue Seele, die jetzt inbrünstig von der dakischen Energie einen Führer erwartet, einen König nach der Art der makedonischen Könige illyrischen Blutes, die der Welt die unvergessliche, legendäre Figur Alexanders des Grossen schenkten.

Alexander selbst folgte in seiner Sehnsucht, ein Weltkönigtum zu begründen, überall den Spuren der persischen Könige und er fand an der Donau als Herren ihres ganzen Laufes die Geto-Thraker. Er machte aus Thrazien eine makedonische Provinz und so wurden die Illyrier aus Makedonien die Beherrscher ihrer Nachbarn. Nach seinem Tode wurde ein besonderes Königreich Thrazien errichtet, dessen Mittelpunkt auf dem rechten Ufer war. Lysimachos, einer der Könige, der Alexander und die alten persischen Könige nachahmen wollte, musste gegen Dromichaites, den Häuptling der

Geten, kämpfen und wurde von dessen Kriegern besiegt. Es wurde allmählich klar, dass die gräzisierten Makedonier nicht fähig waren, die politische Einheit zu verwirklichen, der die Thraker, immer mehr geeint durch eine nationale Idee, zustrebten. Ein anderer Grund für das Versagen der makedonischen Idee ist in einer Hemmung geographischer Art zu suchen: es war nicht möglich, die politische Organisation, die auf dem rechten Ufer geschaffen wurde, auf die nördlichen Gebiete des Flusses zu übertragen, die, wie wir schon erwähnt haben, ein in sich abgeschlossenes Gebiet bildeten.

Die unabhängigen Geten bewohnten seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. beide Ufer der Donau, ihre wichtigeren Niederlassungen befanden sich an dem von den Karpathen beherrschten Ufer. Es sind in der Tat diese ackerbautreibenden Thraker, die von den Griechen der Küste als ihre „skythischen" Kornbauern bezeichnet werden. Griechische Überlieferungen bezeichnen die Massageten, Tyrigeten und Tyssageten als den Skythen zugehörig, doch sind diese Völker nicht das Ergebnis einer Mischung der Hirten der Steppe mit den Bebauern der grossen, fruchtbaren Ebene, sondern Geten fast reinen Blutes, die sich durch ihren Glauben und ihre Gebräuche von den sie umgebenden Nationen deutlich abhoben.

Sie gewannen, wahrscheinlich durch den Kontakt mit den Skythen, zu den kriegerischen Tugenden, die sie besassen, auch militärische Kenntnisse. Der makedonische politische Gedanke, von den Persern übernommen — das skythische Königtum selbst war diesen Ursprungs —, trug wesentlich dazu bei, die natürliche Vereinigung der verschiedenen Elemente dieser Rasse zu fördern. Die Geten selbst wünschten ein eroberungslustiges Königtum zu gründen, das nicht nur fähig

sein sollte sie zu verteidigen, sondern auch das Reich ihrer Rasse auszubreiten.

Dromichaites, Oroles, Zyraxes sowohl als ihr Vorgänger vor der makedonischen Epoche, der grosse Sitalkes, der von Siebenbürgen bis zum Meer herrschte, waren also eingeborene thrakische Könige, ähnlich den skythischen Königen der Dobrudscha, und trotz ihres plötzlichen Erscheinens in den Blättern der Geschichte ebenso ephemer wie diese. Sie schienen sich bald darüber klar geworden zu sein, dass dieses neue Königreich, dessen Mittelpunkt immer noch auf dem Balkan war, obwohl es Festungen zur Verteidigung der Donau besass wie Genukla, weder den Fluss beherrschen, noch sich an die Karpathen anlehnen konnte, und so die Hauptbedingungen für seinen Bestand fehlten. Auch hätte es einer anderen Kraft bedurft als der der friedliebenden Landleute, die übrigens in letzter Zeit durch den Besitz von Reichtümern verweichlicht worden waren. Die Thraker fanden ihre Erobererkönige in den Bergen Siebenbürgens so, wie ihre Brüder, die Illyrier, ihre makedonischen Erobererkönige in den Bergen des Pindus gefunden hatten.

In den Tälern der Karpathen gab es schon einen blühenden thrakischen Stamm, die Agathyrsen, deren Name ebensowenig skythisch ist wie die Gebräuche dieses Stammes. Sie sammelten den Honig und das Wachs ihrer Bienen und beuteten ihre Bergwerke, die ihre Provinz für alle Zeiten berühmt machten, aus; ihr Luxus wird von Herodot gerühmt. Alle diese Wesensarten sind der patriarchalischen Art der Skythen mit ihren rauhen und einfachen Beschäftigungen fremd, selbst zu einer Zeit, wo ihre Könige, Beschützer und Kunden der griechischen Küstenstädte, das

Gold, welches von den Agathyrsen der Berge als Tribut gesandt wurde, in künstlerische Vasen mit Darstellungen ihrer Heldentaten auf dem Gebiete der Jagd oder des Krieges verwandelten. Aber es scheint, dass der Volksstamm, der sich mit diesen besonderen Arbeiten beschäftigte, nicht zahlreich war. Er hatte nicht die nötigen Fähigkeiten, das ruhmreiche und einträgliche Werk der Eroberung Alexanders des Grossen in den Karpathen wieder aufzunehmen.

Diese Aufgabe war den Hirten der Berge, deren befestigter Mittelpunkt sich in der südwestlichen Ecke Siebenbürgens befand, vorbehalten, den Daziern, welche die Römer D a v i oder D a i i nannten. Diese Bezeichnung ist zweifellos auf das Wort d a v a e, womit sie ihre Dörfer bezeichneten, zurückzuführen. Die genaue Bedeutung des Wortes ist nicht bekannt, aber es wurde wahrscheinlich wie alle Namen des skythischen, sarmatischen und teutonischen Bündnisses, ein Kriegsausdruck, der die militärische Tätigkeit einer Nation in einem gegebenen Moment bezeichnete. Etymologisch könnte man aber das Wort „Dazier" auslegen als: Bewohner der Dörfer, Bauern, im Gegensatz zu den Geten, die Niederlassungen ähnlicher, wenn auch minderwertigerer Natur besassen wie die „Städte" der Gallier. Die Pannonier waren auch Dorfbewohner.

Die Dazier hatten von Anfang an ihre Könige. Es war eben der König und seine Kaste der Soldaten, die p i l e a t i, die die Mütze der Befehlshaber trugen (p i l e u s), die phrygische Kappe Asiens, die sich an der Donau in die bescheidene c ă c i u l ă oder Fellmütze der rumänischen Bauern, die die Begründer der Nation waren, verwandelte. Eine dieser alten agathyrsischen oder sarmatischen Siedlungen in den Gebirgen, Sarmi-

segethusa, inmitten eines der lieblichsten Talkessel gelegen, wurde ihre Hauptstadt, das heisst der Ort, wo sie im Winter Schutz suchten und wo sie die Beute aufbewahrten, die sie im Frühjahr und Sommer den friedlichen Bewohnern der Donaustädte abgenommen hatten. Die abhängigen Dörfer waren in den Tälern Siebenbürgens versteckt. Sie stiegen zu Zeiten sogar in die Ebene hinab, jedoch nur an der westlichen Seite, in der Nähe des heutigen Banates, wo sie durch die Züge der Gebirge geschützt wurden, die die Grenze von 1914 bezeichnen und die am Eisernen Torpass, wo die Donau leicht zu überqueren ist, endigen.

Der grösste der Dakerkönige, derjenige, dem es gelang das makedonische Königtum Thrakiens am rechten Ufer wieder zu ersetzen, war Boirebista; sein Name erinnert vielleicht an die dakische Sippschaft der Buri, die das Banat bewohnten. Er beherrschte den ganzen unteren Lauf der Donau bis zum Delta, wo sich die germanischen Bastarnen in der Gegend der Sümpfe über die Inseln verstreut auf Peuce (der heutigen Schlangeninsel) und an anderen Orten niedergelassen hatten. Eine griechische Inschrift in Marcianopolis sagt uns, dass die griechischen Dörfer unter seiner Lehnsherrlichkeit standen und dass Abgesandte der Hellenen zu dem grossen Barbarenkönig der Berge zu gehen pflegten, um seineBefehle entgegenzunehmen. Indem er so das Recht erworben hatte, über die getischen Kräfte zu verfügen, — der Name Geten verschwindet von diesem Augenblick an — empfing er das Erbe der skythischen Könige, nicht nur an der Westküste des Schwarzen Meeres, sondern auch im Norden, wo Olbia, dessen Gottheit Jupiter olbiopolitanus, der Schutzpatron aller dieser griechischen Gemeinwesen war, seine Ober-

hoheit anerkannte. Eine neue politische Einheit bildete sich auf den Ruinen des skythischen Königreiches nördlich der Donau, dank dem Charakter dieser Gegend, der eine solche Bildung nicht nur begünstigte, sondern sogar forderte, und, da das Volk, welches sie geschaffen hatte, der Erbe einer mehr als tausendjährigen autochthonen Kultur war, schien es Boirebista beschieden, diese Karpathen-Donauwelt unter dem Zepter seiner kraftvollen Dynastie einer langen und fruchtbaren Ära entgegenzuführen.

Aber die Daker fanden auf diesem Wege der Eroberungen, den sie triumphierend beschritten hatten, eine höhere Kultur vor, glücklichere Nachahmer des Königtums Alexanders des Grossen: das römische Volk und die siegreiche Tätigkeit der Cäsaren.

Die Ausbreitung und der Sieg der Römer

Seit den letzten Tagen der Republik begann das niedere Volk, welches bis dahin die Stärke Roms bedeutet hatte, in grosser Zahl auszuwandern. Das siegreiche eroberungslustige Italien erhielt Vorräte aus Ägypten, Afrika und Griechenland. Seine Städte wurden grösser und grösser. Die reichen Grundbesitzer, die alten Patrizier, die Ritter und selbst glückliche „publicani" schufen auf dem Lande grosse Grundbesitze mit Prachthäusern, Gärten und Jagdgründen, Sklavenarbeit ersetzte die der früheren freien Landarbeiter. Dieses führte zu einer starken Auswanderung der ländlichen Bewohner in östlicher Richtung gegen Illyrien — auch gegen Pannonien, über die östlichen Alpen und entlang der Täler der Save und der Drau — und westlich gegen das südliche Gallien. Die historischen Quellen erwähnen zwar diese Ausbreitung nicht, und keine In-

schrift zeigt uns die Spur des Weges, den auch dieses arme Volk auf der Suche nach Land und Schutz wanderte. So muss es eine langsame, aber tiefe und stetige Durchdringung gewesen sein, die aus diesen Illyriern und Thrakern, die durch politische Eroberungen, die in Dazien so vergänglich sein sollten, nicht stark beeinflusst sein konnten, ein romanisches Volk machte, das das vulgäre Latein sprach. Der Hirte aus Dalmatien, der an diese Fremden schon durch die rein römischen Städte, die an der Küste des Adriatischen Meeres entstanden waren, gewöhnt war, dann sein Nachbar am Pindus, sowohl Illyrier als auch Thraker, und endlich die ackerbautreibende Bevölkerung der Balkantäler verloren sich langsam in dieser unaufhörlichen Flut von Einwanderern, die höhere rassische Tugenden mitbrachten und eine Sprache, die sich dazu eignete, das allgemeine Verständigungsmittel unter diesen Völkern zu werden; denn man nimmt eine Sprache oft wegen ihrer Eigenschaften und Vorteile an.

Die römischen Armeen tauchten erst einige Zeit nach der Annexion Thrakiens (im Jahre 46 unserer Zeitrechnung) auf. Die romanisierten Elemente, die den fremden Einfluss von Gruppe zu Gruppe weitergaben, waren schon bis zur Donau vorgedrungen, obgleich die römische Stadt Drubetis wie festgestellt wurde, vor der offiziellen Eroberung nicht bestanden hat, wie man früher allgemein angenommen hat. Auch durchstreiften lateinische Kaufleute diese Gegenden und verbreiteten neben den griechischen Münzen, deren Anzahl sich rasch verminderte, die römischen Silber- und Bronzemünzen, die man haufenweise im ganzen Karpathen-Donaugebiet findet, noch lange bevor die

Verteidigung der neuen, inmitten der endgültig besiegten balkanischen Thraker gegründeten Mittelpunkte, das Dazwischentreten der Legionen notwendig gemacht hatte.

Unter Augustus sah Dazien zum ersten Male die römischen Adler. Die pannonischen Völkerschaften mit ihrer Mischung von keltischem Blut, die Skordisker und ihre Nachbarn, wurden gänzlich unterworfen. Die grosse Strasse des Tiberius verband die mittlere Donau mit den Ländern ihres unteren Laufes. Aquincum wurde einer der wichtigsten Mittelpunkte des Reiches im Osten. Endlich unter Domitian wurden die kaiserlichen Armeen, die unter der Führung von Oppius Sabinus, Cornelius Fuscus und Julian standen, von Decebalus, einem König von hervorragenden Fähigkeiten, einem unbeugsamen Verteidiger des Bodens seiner Vorfahren und der Unabhängigkeit seiner Rasse, besiegt. Nominell erkannte er die Oberherrschaft des Reiches an, aber er liess sich Handwerker und Ingenieure kommen, um seine Macht zu befestigen. Das Reich beschloss dann die Unterwerfung der rauhen Barbaren, die das linke Ufer bewohnten. Wenn Trajan, der Nachfolger Domitians, dieser Aufgabe den grösseren Teil seiner Regierung und die ganze Zähigkeit eines alten spanischen Soldaten widmete, so hatte dieses seinen Grund darin, dass der Einsatz ein höherer war als der Besitz von ganz Dazien. Die Germanen besassen Gold- und Silberbergwerke, die die Abenteurer, von denen es im Reiche wimmelte, anzogen, und Salzbergwerke, deren Produkte unentbehrlich waren, obwohl man die salzigen Sümpfe von Narenta und Anchialos im unterworfenen Balkan hatte. Lohnte sich die Mühe überhaupt, davon Besitz zu ergreifen, um es dann ständig verteidigen zu müssen

gegen die anderen Barbaren, die an den Grenzen herumstreiften? Ja, denn ohne den Besitz dieser Karpathenfestung hätte man die Lösung des grossen germanischen Problems, das die militärischen Kräfte des Augustus und Tiberius erschöpft hatte, nicht finden können. Vom Rhein sollte dieses Problem in die Berge der Quaden und der Markomannen übergehen. Die Bewegungen der Goten im Norden und Osten des thrakischen Reiches kündigten im folgenden Jahrhundert eine neue Phase im grossen Konflikt zwischen der römischen und der germanischen Welt an. Trajan glaubte die neue Gefahr im Keime ersticken zu können, indem er Decebalus angriff.

Im ersten Feldzug, der in Obermösien vorbereitet wurde (101 nach Chr.), benützten die Römer den leichten Übergang beim Eisernen Torpass, um in das Banat, das Gebiet der Buri, einzudringen und versuchten Sarmisegethusa von Westen zu erreichen. Bei Tapae errangen sie einen teuer erkauften Sieg. Im Vertrauen auf das Glück seiner Waffen unterhandelte Decebalus zunächst. Während eines ganzen Jahres stellte er dem Feinde Fallen, aber die Römer waren entschlossen, ihre Unternehmung zu Ende zu führen. Sie zerstörten die politische Einheit des Karpathen-Donaugebietes und nahmen den Streifen Landes in Besitz, der ihnen nötig schien, um Mösien gegen weitere Invasionen zu schützen. Sogar die Hauptstadt erhielt römische Garnison. Wäre diese Situation aufrecht erhalten worden, so hätte Decebalus die Rolle eines Gefangenen gespielt, der in seinen eigenen Bergen eingeschlossen und bewacht wird. Sein Volk, von nun an verhindert, die siegreichen Nachbarn auszubeuten und sogar seine Herden in die Ebene hinunter zu führen, wo der römische Soldat,

Kolonist oder Beamte sie erwartete, wäre in Kummer und Mutlosigkeit versunken. So versuchte der dakische König von neuem das Kriegsglück und diesmal wählte er selber die Stunde des Kampfes. Er wendete sich an seine Verbündeten, Sarmaten und Germanen, die wussten, wie wichtig die kommende Krisis für die Unabhängigkeit aller Barbaren nördlich der Donau sein werde. In Kleinskythien bildeten sich sarmatische Banden von Kriegern, die mit Schuppenpanzern bekleidet waren, deren Gestalten auf dem klotzigen Monument des Tropaeum Trajani dargestellt sind, das von dem Sieger an der Stelle errichtet wurde, wo später ein Haufe von Tatarenhütten Adam-Klissi (die Kirche des Menschen) bildete. Aber der Kampf wurde unter den Mauern der dakischen Hauptstadt selbst entschieden.

Diesmal (im Jahre 105) unternahm Trajan seinen Angriff durch die Täler des Schyl und Alt. Er hatte sich durch Apollodorus von Damaskus, gegenüber Drubetis, eine steinerne Brücke bauen lassen, um einerseits die Verbindung zwischen Decebalus und seinen Verbündeten in der Steppe zu verhindern und andererseits, um, wenn es sich als notwendig erweisen sollte, während der regnerischen Herbste und der strengen Winter der Donaugegenden einen Ausrottungsfeldzug führen zu können. Diesmal gab es keinen Kampf in der Ebene. Der Barbare leistete mit unvergleichlicher Erbitterung, die das ganze Volk teilte, in den Bergen Widerstand. Sogar die Frauen beteiligten sich daran, indem sie in die verlassenen d a v a e Brände legten und die Gefangenen, die in ihre Hände fielen, töteten. Sarmisegethusa selbst wurde ein Raub der Flammen, jedoch erst nachdem die dakischen Häuptlinge bei einem letzten Gastmahl Gift genommen und Decebalus und seine

Söhne in ihrem letzten Zufluchtsort Selbstmord begangen hatten.

Das Werk der Römer (106 bis etwa 270)

Der Sieger Trajan errichtete zur Erinnerung an diesen schwierigen Feldzug in Rom eine Triumphsäule, die höher und prächtiger ist als die spätere des Markus Aurelius, und „kolonisierte“ das nunmehr besiegte Dazien. Er unternahm nicht den ohnehin unmöglichen Versuch, die ganze Rasse dieser tapferen Thraker der Berge zu vernichten. Wenn auch eine grosse Anzahl dakischer Auswanderer die Hoffnung niemals aufgab, die römischen Usurpatoren zu vertreiben und in ihre verwüsteten Heimstätten zurückzukehren, so müssen doch viele Thraker, besonders Nachkommen der friedlichen Geten von früher, in ihrer Heimat geblieben sein; auch dürfen wir die Gegenden nicht vergessen, wo frühere Romanisierung, entlang des Flusses, schon die gemischte Bevölkerung, aus der die Rumänen hervorgehen sollten, geschaffen hatte.

Ein lateinischer Text, der dem „Leben der Cäsaren“ entnommen und in einer kurzen Sammlung des Eutropius enthalten ist, erzählt uns, dass Kolonisten aus der ganzen römischen Welt kamen (ex toto orbe romano) [1]. Einige sind so weit gegangen zu behaupten, dass sie in erster Linie aus Italien selbst gekommen sind; eine Meinung, die mit Stolz verkündet wurde von denjenigen, die eine reine und ausschliesslich römische Abstammungslehre vertraten. Man darf der Autorität eines zweitrangigen Werkes, das im Studierzimmer von irgend einem späteren Schulmeister und Redner entstanden ist, der von staatspolitischen Ideen nichts wusste und dem der Sinn für die Wirklichkeit fehlte,

[1]) Vgl. meinen Aufsatz in der Revue historique du Sud-Est européen, II, S. 37 ff.

nicht zu viel Bedeutung beimessen. Italien hatte keine Lateiner mehr zu exportieren. Seine neuen „Römer", wie sie dann durch die Reform des Caracalla überall geschaffen wurden, hätten keine rassischen Tugenden aus Latium mitgebracht. Sie wären nicht besser gewesen wie die Abenteurer, die kamen, um die Bergwerke Siebenbürgens auszubeuten oder wie die Menge von Beamten von zweifelhaftem Charakter, die dazu berufen waren, die Formen höheren städtischen Lebens einem Volk, das durch Tausende von Jahren ein ländliches Leben geführt hatte, beizubringen. Gutes lateinisches Blut wird eher durch die Legionäre ins Land gekommen sein, die einen Teil ihres Lebens in den Lagern an der Donau und in den Karpathen zubrachten, und nach ihrer endgültigen Befreiung vom Militärdienst oft mit ihren dakischen Weibern und Kindern im Lande blieben. Es waren in der Tat sowohl militärische als auch ländliche Elemente im vulgären Latein vorhanden, aus dem, nach verschiedenen sonstigen Mischungen, die rumänische Sprache entstand: der Greis ist für gewöhnlich nicht der senex[1]), ein Wort, das übrigens aus allen romanischen Sprachen verschwunden ist, weder der vetulus, denn vechiu wird nur auf Gegenstände angewendet, sondern — und dies ist ein besonderer Fall — veteranus, bătrân[2]).

Dazien, das aus drei Provinzen bestand, die in der

---

[1]) Herr Giuglea hat in alten Texten siurec gefunden, was von senecus kommen muss.

[2]) Wenn man statt terra das Wort pământ von pavimentum gebraucht, was das Übergewicht des städtischen Lebens bedeutet, so muss man sich darüber Rechenschaft geben, dass „terra" im Rumänischen das Wort ţara, Land, Vaterland geworden ist (das entsprechende Wort für paese, pays fehlt) und so musste man für „Boden" ein anderes Wort haben. Es ist interessant, dass lucru, lucrum (der Gewinn) im allgemeinen „Sache" bedeutet.

Hand eines einzigen kaiserlichen Legaten vereinigt waren, erhielt durch den römischen Sieg einen neuen Charakter. Zwei Zivilisationen bestanden nebeneinander, ohne sich zu vermischen; die Sprache allein bildete ein Bindeglied zwischen ihnen. Obwohl die schon früher romanisierte ländliche Bevölkerung der Balkanhalbinsel von nun an in die verlassenen Lager der besiegten Barbaren, die entweder erschlagen oder geflohen waren, frei eindringen konnten, und obwohl die davae (Sucidava, Carpidava, Buridava usw.) einen grösseren Bevölkerungszuwachs erhielten, änderte sich ihr Aussehen nicht wesentlich. In diesen vici oder pagi (Dörfern), die man in der heutigen Dobrudscha gut studieren kann, da zahlreichere Überreste vorhanden sind, die auf sie hinweisen, wurde das alte Leben in einer mehr und mehr romanisierten Form fortgesetzt. Aber ebenso wie die Meeresküste jahrhundertelang die hellenische Kultur geschützt hatte, so dass sie, ohne befruchtend wirken zu wollen, fortlebte, so entstanden den Strassen entlang, welche dem Lauf der siebenbürgischen Flüsse folgten, stark bevölkerte und reich geschmückte Städte mit ihren Tempeln, ihren Basiliken, ihren Amphitheatern und ihren Prätorien. In Ulpia Trajana, das an Stelle des königlichen Elends von Sarmisegethusa trat, wurden Mosaiken ausgegraben, die der alten Kulturländer, die das römische Reich bildeten, würdig waren, gerade so wie in Tomi und Istria Marmorsäulen mit eleganten Kapitälen aus dem Haufen von Trümmern altgriechischer Vergangenheit auftauchten.

Aber alles dieses bildete weder ein dauerndes, noch ein für die territoriale Einheit der Karpathen und der Donau notwendiges Element. Dieses zeigte sich, als der Kaiser Aurelian gegen das Jahr 270, nach langen und

unglücklichen Kämpfen gegen die gotischen Eindringlinge, kaum anderthalb Jahrhunderte nach dem Siege Trajans, den Legionen und Beamten den Befehl erteilen musste, sich auf das rechte Ufer zurückzuziehen, das, um den Schein aufrecht zu erhalten, ein neues Dazien wurde. In wenigen Jahren waren die Strassen ohne militärischen Schutz nicht mehr sicher und die Städte wurden verlassen; die Bauern der Umgebung teilten sich nach dem Abzug des Feindes in die Ruinen. Mit der Verwaltung verschwand alles, was zur wirtschaftlichen Entwicklung und zur Verschönerung des Landes beigetragen hatte.

DRITTES KAPITEL

Vorherrschaft der Steppenvölker

Aurelian hatte seine Truppen wegen der fortwährend drohenden gotischen Invasionen, die die Armee des Decius vernichtet hatten und nur durch den Sieg des Claudius bei Nisch in Obermösien aufgehalten wurden, aus Dazien zurückgezogen. Die astingischen Vandalen hatten sich schon unter dem Druck der Quaden und Markomannen in Pannonien und an den Rändern Daziens niedergelassen, während sie die dakischen Stämme der Costoboken, der Buri und der Cotiner vor sich hertrieben, die das alte thrakische Element, das auch an der unteren Donau durch die unabhängigen und ewig ruhelosen Carpen vertreten war, in der Karpathenregion stärkten. Die Römer selbst siedelten dort, wie es scheint, in der Eigenschaft von verbündeten Völkern, gotische und juthungische Banden an, dann solche von Gepiden, Taifalen und Vandalen; wir dürfen ihnen aber nicht dieselbe Rolle zuschreiben, die etwa die Franken und die Burgunder am Rhein gespielt haben.[1]) In der Karpathen-Donauregion finden wir gar keine Spur einer wirklichen germanischen Ausbreitung; es ist dies ein neues Kapitel, genau gleich den vorhergehenden über die „skythische“ Herrschaft im östlichen Europa.

Vom 3. Jahrhundert an erfolgte eine Bewegung im Innern jener turanischen Völkerstämme, die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung der Herrschaft des Kriegeradels der Iranier entronnen waren. Die germanischen Vasallen, die seit Jahrhunderten in den

---

[1]) Der Versuch H. Diculescus, das Gegenteil zu beweisen (Die Gepiden, Berlin 1922), ist als gänzlich verfehlt zu betrachten, sowohl von dem Standpunkte der Philologie wie auch von jenem der Geschichte.

kriegerischen Formationen der Skythen und Sarmaten zusammengehalten wurden und auf dem Schwarzen Meer das Seeräuberhandwerk ausübten, ähnlich wie in neuerer Zeit die Kosaken, sahen sich gezwungen, westwärts zu wandern, nicht um unbebauten Boden zu finden, sondern um Lagerplätze zu errichten, die es ihnen ermöglichten, neue Beutezüge nach der Art der Zeitgenossen Herodots zu unternehmen. Wir finden sie nur an zwei Orten: im Budschak oder dem südlichen Bessarabien (a n g u l u s bei den Römern, o n g l bei den Slawen) und im mittleren Pannonien. Die Goten liessen sich an der unteren Donau, nahe der Mündungen nieder, während die mittlere Donau im Besitz der Vandalen, ihrer Brüder, blieb. Für sie besass das von den Römern verlassene Dazien, wo alles städtische Leben vollkommen zerstört war, keinerlei Anziehungskraft mehr; das Land selbst, mit den Wäldern der gegenwärtigen Moldau und der Grossen Walachei, mit den Sümpfen der Donau, bot ihnen nichts, besonders nachdem die Eindringlinge die schon früher kolonisierten Gebiete Olteniens und der siebenbürgischen Täler verwüstet hatten. Sie sahen nichts als „die Strasse", das heisst besonders die Strassen, die über die Inseln des Deltas oder die Furten der unteren Donau nach Noviodunum-Isaccea führten, durch den Eisernen Torpass in das Banat und durch die Nebenflüsse der mittleren Donau nach Sirmium und Singidunum in Pannonien. Von hier unternahmen sie ihre neuen Einfälle unter den Kaisern Probus und Carus; hier fanden sie die Römer zur Zeit Constantins des Grossen, der die Grenzbefestigungen, besonders in Kleinskythien, bei Tomi an der Mündung der Donau, wiederherstellen liess und zur Zeit seiner Söhne und deren Nachfolger bis zu Valens, der einer auf un-

gewöhnliche Weise unternommenen Invasion, die aus den nördlichen Gegenden kam, wo die Unbeständigkeit barbarischer Herrschaft das Reich ständig bedrohte, zum Opfer fallen sollte[1]).

Ein anderer Grund verhinderte in diesen Teilen des Ostens die Schaffung neuer politischer und selbst ethnischer Formen und bewahrte den Abkömmlingen der römisierten Thraker ihren alten, ursprünglichen Charakter. Während im Westen die christliche Religion die Verschmelzung der Barbaren mit den Gallo-Römern besiegelte, hinterliess der Eroberer in unserem Gebiete weder im Leben des Staates, noch in den Sitten, noch in der Sprache Spuren seines Einflusses. Es gibt im Rumänischen kein einziges Wort gotischen Ursprungs. Im Gegenteil, der Abkömmling der dakischen Hirten und der aus Italien ausgewanderte Bauer und kaiserliche Kolonist neuerer Ansiedlung blieb ein „homo romanus", ein Rumäne (Român), ebenso wie in den Alpen der Räto-Romane, der niemals unter barbarischer Herrschaft gestanden hatte, oder der Bewohner der römischen Campagna, der unauflöslich mit der Idee und der Autorität Roms verbunden war.

Das Christentum hatte durch die römischen Eroberer in Dazien Eingang gefunden; die Inschriften bezeugen, dass dem Land durch die Kolonisten, die aus dem Osten kamen, der Stempel der asiatischen Kulte, die dem Christentum vorangingen und ihm den Weg bereiteten, aufgeprägt wurde. Ihr Werk wurde während der ganzen Dauer der kaiserlichen Herrschaft, die ständig

[1]) Man schreibt die Errichtung einer neuen Brücke über die Donau bei Celeiu ohne jeden Beweis Constantin zu. In älteren Zeiten scheint schon bei Hârşova eine Brücke gewesen zu sein.

Besucher aus den Ländern brachte, wo die Umformung der menschlichen Seele sich rascher und vollständiger als sonstwo vollzog, fortgesetzt. Die Ausbreitung des Evangeliums durch die religiösen Gemeinden, die Besucher von einer Gruppe zur anderen sandten, musste notwendigerweise auch an der Donau Früchte tragen.

Die Ausdrücke, die sich auf die Religion beziehen, zeigen deutlich die Umstände und folglich auch die Zeitepoche, in der der neue Glaube von der Bevölkerung angenommen wurde. Ohne Zweifel tragen Wörter wie: „Dumnezeu“, das aus dem lateinischen Domine-deus kommt, „Sânt“[1] (das heilig bezeichnet); „cruce“ = Kreuz; „icoană“ (ist das griechisch-römische icon, εἰκών); „oltar“, „tâmplă“, „rugăciune“, „închinăciune“, in denen man die lateinischen Ausdrücke altare, templa, rogationem, inclinationem erkennt; „cumenecătură“, welches von communicare kommt; „mărturisire“ von martyrisare, was Beichte bedeutet; „blăstăm“, das von blasphemus, und „preot“, das von presbyter kommt, kein chronologisches oder historisches Gepräge[2]; aber der Ausdruck „biserică“ (basilica), der an Stelle

---

[1]) Dieses Wort hat sich in zusammengesetzten Namen erhalten: Sânt-Ilie (Sankt Elias), Sân-Nicoară (Sankt Nikolaus), Sân-Toader (Sankt Theodor), Sân-Văsiiu (Sankt Basilius), Sânziene (Sankt Johann), Sâm-Pietru (Sankt Peter), Sântă-Măria (Heilige Maria). Um das Wort nicht mit dem lateinischen Wort sum (ich bin) zu verwechseln, hat man für die einfache Form einen Ausdruck entlehnt, der von dem svêti der slawischen Liturgie beeinflusst ist: „sfânt“.

[2]) Die Ostern heissen „Paşti“ und, wenn auch Weihnachten mit dem doch aus dem Lateinischen stammenden Ausdruck Crăciun bezeichnet wird (calationem), so gibt es gleichwohl auch das Synonym Născut dafür.

des Wortes ecclesia (église, chiesa, iglesia in den anderen romanischen Sprachen) getreten ist, kann in Rumänien nicht vor dem constantinischen Zeitalter, in dem der christliche Glaube in Basiliken, die bis dahin nur zu Zwecken der Rechtspflege oder zu öffentlichen Versammlungen gedient hatten, ausgeübt zu werden begann, eingeführt worden sein. Wir müssen auch die überaus wichtige Tatsache in Betracht ziehen, dass die Religion nur das Gesetz, „lege“, ist und dass dieses Wort lange Zeit fast ausschliesslich im religiösen Sinne gebraucht wurde und in allem, was das Recht betraf, durch obiceiu, Brauch, Überlieferung ersetzt wurde („obiceiul pământului“ [= Landesbrauch]). Während sich in der lateinischen Lithurgie des Westens das Wort „Credo“ erhalten hat, besitzt allein die rumänische Sprache einen populären Ausdruck, der von dem lateinischen Wort abgeleitet ist: crez.

Als die Goten die Donau erreichten, waren sie Heiden. Sie nahmen die Religion Konstantinopels aus dem 3. Jahrhundert, die arianische Häresie, nur auf dem rechten Ufer an. Das einfältige Volk, von kindlicher Logik geleitet, konnte die göttliche Einheit in der Dreieinigkeit nicht begreifen. Was den „römischen Menschen“ anbelangt, den Român, der rumänisch (românește) sprach, so verblieb dieser mit seinen Bischöfen (episcopi; der griechisch-lateinische Ausdruck ist unberührt geblieben, für die lateinischen Prälaten gebraucht man die Form: piscup) auf diesem „Boden“, der für ihn das Vaterland wurde, țara, in diesen Dörfern, sate, mit dem alten lateinischen Namen (sata, Saaten, Ackerfelder oder fossatum, albanesisch fsat). Er trat nicht in ein neues politisches Gebilde ein, an das er sich durch einen Eid hätte

binden müssen — der Rumäne hat jurare, juramentum im alten, unverfälschten Sinne des Wortes bewahrt —, noch in die Armee, in der er hätte dienen müssen; denn er leitet die Armee (oaste) vom lateinischen Wort hostis ab, das den Feind bezeichnet. Die Begriffe, Herr, Vasalle, Lehen und Dienst, die vom germanischen Regime im Westen eingeführt wurden, sind ihm vollständig fremd geblieben. Er hat, um den Germanen zu bezeichnen, nicht einmal einen Ausdruck, der direkt aus seiner Sprache stammt: er nennt ihn Neamţ, nach dem slawischen Nêmetz. Wenn in der Benennung seiner Volksgebräuche, seines Aberglaubens, seiner ungesetzlichen Feste, die von der Kirche verboten waren, seiner Wohnstätten und der Art seiner Bodenbearbeitung, seiner Werkzeuge und des Schmuckes seiner „casa“, seiner Hütte (denn mansio, woher maison abgeleitet ist, ist verschwunden, gar nicht zu reden von dem klassischen domus) der ganze alte Schatz der ursprünglichen thrakischen Kultur bewahrt ist; wenn der thrakische Geist in der Satzlehre lebt, angefangen mit dem Nachsetzen des Artikels hinter das Hauptwort (omul z. B. ist gleich dem lateinischen homo ille), so ist in allem, was das politische Leben anbelangt, doch Rom die alleinige Gedankengeberin geblieben. Es gibt keine andere Autorität als die „domnie“ (dominio) des „domn“ (dominus), der der Kaiser ist, auch împărat genannt, so wie auch der Albanese keinen anderen Herrscher kennt als den mbret (imperator). Der Begriff des Königtums ist dem Rumänen ebenso fremd wie der der germanischen Fürstenwürde mit ihren Herzögen und Grafen; von den Slawen borgte er später die Ausdrücke, mit denen er diesen bezeichnet: craiu (von

kral, das vom Namen Karls des Grossen, Carolus, kommt) und c n e a z oder Woiwode. Der Mittelpunkt der Niederlassung ist die Stadt, c e t a t e, die natürlich befestigt ist. Der Thron seiner Herren ist der „scaun“, s c a m n u m (Stuhl); die Hauptstadt ist also „cetatea de Scaun“. Der „Bürger“, c e t ă ţ e a n, der Feind alles dessen, was fremd ist, „s t r ă i n“ (von e x t r a n e u s), ist ein anderes Überbleibsel aus der römischen Gedankenwelt, von der keine Wirklichkeit ihn lösen kann. Unter Diokletian und Constantin wartet er ebenso auf die Rückkehr der Standarten, wie er unter den byzantinischen Kaisern auf sie warten wird. Durch das Missgeschick der Zeiten von Rom getrennt, gehört er ihm mit seiner Seele immer noch an.

Die Barbaren der Steppe konnten bald die Stelle ihrer germanischen Vasallen einnehmen. Die Hunnen verjagten die Goten des Athanarich und des Fritigern in den Balkan und liessen sich in Pannonien nieder. Sie gründeten das Reich des Attila, das nicht einmal ein Jahrhundert überdauerte. Die eingeborene Bevölkerung, verstärkt durch die Kolonisten, die sie mit Gewalt in das Gebiet jenseits der Donau brachten, zahlte ihnen den Zehnten, schickte Geschenke an den Hof des Khagans und hatte fortan nichts mehr von ihnen zu fürchten. Den Hunnen folgten die Avaren nach Pannonien, nachdem sie sich einige Zeit im südlichen Bessarabien aufgehalten hatten; im 6. Jahrhundert zeigten sie nur eine andere Form der rein äusserlichen skythischen Vorherrschaft. Hie und da sieht man die Eingeborenen auftauchen, die unter dem Schutz dieser Herren, die kein anderes Interesse, als das der Selbsterhaltung hatten, unberührt geblieben sind.

DRITTES KAPITEL

Slawen und Rumänen

In dieser Zeit vollzog sich im Donaugebiet, nicht in den bergigen Gegenden, der grosse Durchzug der Slawen gegen den Balkan und die adriatische Küste.

Der beträchtliche Einfluss, den man denselben zuschreibt, ist weder in den historischen Quellen, noch in den Sitten und Gebräuchen zu erkennen. Ist man, politischem Interesse zuliebe, nicht sogar so weit gegangen, das rumänische Volk, das in allem, was das Wesentliche des Gedankens, der Empfindung, des individuellen und sozialen Lebens ausmacht, so ausgesprochen lateinisch ist, mit der grossen slawischen Masse, von der es umgeben ist, zu verwechseln? Doch die Anthropologie und die Ethnographie stellen bei den Rumänen nicht den slawischen Typus fest, sondern vielmehr den thrakischen: braune Hautfarbe, kleinen Wuchs, lebhafte Physiognomie und offenes Gesicht. Die Anleihen, die sie bei der slawischen Sprache machten, haben nur Nuancen geschaffen, oft sogar einfach Verdoppelungen des ursprünglichen Sprachmittels, um die Gedanken und die Gefühle auszudrücken (neben dem Zeitwort a iubi, zum Beispiel, lieben, hat man den alten Sinn des Zeitwortes gefallen: a plăcea; bei den Rumänen des Balkans: a vrea, wollen). Wenn die landwirtschaftlichen Bezeichnungen auch slawisch sind, so sind die Namen der Tiere, alle ohne Ausnahme, lateinischen Ursprungs: slawisch sind die Ausdrücke, die nicht etwa die Hauptverrichtungen des Ackerbaues, sondern nur die damit zusammenhängenden Verrichtungen und vor allem die Werkzeuge bezeichnen[1]), und die Ge-

[1]) Siehe Walter Domaschke, im „XXI.—XXV. Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache zu Leipzig", 1919, und mein „Bulletin de l'Institut pour l'Europe sud-orientale", VIII, 1921, S. 12 ff.

schichte lehrt, dass der Donauhandel, der zuerst lateinisch und griechisch war, dann im 6. Jahrhundert slawisch wurde, diese neuen Ausdrücke durch Einkäufe in den Städten des Ufers und auf den Jahrmärkten (n e d e i, slawisches Wort) sehr gut hat prägen können. Die geographische Nomenklatur, wenn sie in Siebenbürgen auch offenkundig slawisch ist, hat dennoch einen ehemaligen sarmatischen Ursprung. Nur innerhalb dieser Grenzen kann man sagen, dass dieser Einfluss ein nachhaltiger und tiefer war.

Aber die Steppe fuhr fort, ihre Stämme gegen die grosse Strasse der Donau, die nach dem in der Weite glänzenden Konstantinopel führt, zu schicken. Die neuen Eindringlinge waren indessen nicht so stark, wie es die barbarischen Bündnisse der Skythen, Sarmaten, Hunnen und Avaren gewesen waren. Sie bildeten nur kleine Banden, die sich lange in der Nähe der Gebiete des östlichen römischen Reiches aufgehalten hatten, und sich vielleicht schon mit fremden ethnischen Elementen, besonders Slawen, vermischt hatten. Nachdem die Bulgaren, deren Name wahrscheinlich die „Edlen“, die „Erwählten“ [1]) bedeutet, die primitive Steppe verlassen hatten, kamen sie unter der Führung von Asparuch, um den Budschak in Besitz zu nehmen, wagten sich aber nicht hinter die Gebirgskette der Karpathen. Bei der ersten günstigen Gelegenheit (etwa um 670) überschritten sie die Donau und fielen in Kleinskythien ein, die versumpften Flüsse und die Täler, die von den sieben Stämmen der ackerbautreibenden Slawen bewohnt waren, beiseite lassend. Diese Ein-

---

[1]) Ebenso wie der Ausdruck Bojare (im Griechischen: b o l a d e s); a r ist die Endung der Mehrzahl in den ural-altaischen Sprachen.

fälle führten sie unter der Regierung des Khagan Krum auf blutigen Wegen bis unter die Mauern der römischen Hauptstadt des Orients. Ihre neuen Untertanen waren Slawen, denen sie ihre Sprache aufdrängten, während sie selbst nach und nach ihre alten Bräuche aufgaben. Nur die Religion erhielt sich bis zur Regierung des Boris-Michael im 9. Jahrhundert gleichfalls als ein Überbleibsel alten Hofzeremoniells und alter Legitimation für die Dynastie. Später kamen andere Barbaren, die von den Kaiserlichen gedungen waren: die Magyaren, finnisch-türkischen Blutes. Sie verliessen das südliche Bessarabien, um nach Pannonien hinabzusteigen, und gaben ihre alten Wohnsitze für immer auf, nachdem dieselben schon von einem neuen türkischen Rivalen, den Petschenegen, die aus Sarkel in der Steppe gekommen, verwüstet worden waren. In diesem Pannonien, welches sie den Mähren, den Erben der fränkischen Herzöge, entrissen hatten, konnten sie ihre Sprache bewahren, nicht aber die Reinheit ihrer Rasse, ihrer Gebräuche und ihrer Religion.

An Stelle der alten skythischen Einheit, die von den grossen Königen des fernen Altertums gebildet war, und dem Hunnenreich des Attila oder seiner avarischen Nachfolger, gab es jetzt drei skythische Gründungen: diejenige der Bulgaren, die sich im Anfang auf Kleinskythien stützten, die der Magyaren an der mittleren Donau und die der Petschenegen. Allein diese letzteren blieben in ihren Lagern, inmitten der Wüste und der Steppe, vollständig isoliert. Das war auch das Los der Kumanen gleichen Blutes, die ihnen im 11. Jahrhundert folgten, als Byzanz die Horden, die in sein Gebiet eingedrungen waren, beinahe

vernichtet hatte. Zweihundert Jahre später kam die Reihe an die Tataren.

Aus all diesem geht hervor, dass die Slawen aus Mösien ihre Sprache zwar behielten, ihre politische Unabhängigkeit aber für immer verloren; dass ihre pannonischen Brüder unter der steigenden Flut der Magyaren verschwanden, dass aber die Rumänen, die keine Herren hatten, diesem Schicksal entgingen, mit Ausnahme der lateinischen Elemente, die, nachdem sie sogar dem eben aufsteigenden Bulgarien Könige geschenkt hatten, einen Sabinus und einen Paganus, in ihrer slawischen, von der militärischen Kaste der Bulgaren beherrschten Umgebung aufgingen. Die grosse Masse der Nation, die auf dem linken Ufer lebte und durch die natürliche Einheit des Gebietes zusammengehalten wurde, das sie umschloss, das sie stützte und das ihr alle Mittel für ein einzigartig intensives Innenleben bot, hatte zu den neuen Khaganen wie zu den alten keine anderen Beziehungen, als ihnen zu huldigen, Tribut, den Zehnten und Zölle zu zahlen wie seinerzeit die Geto-Daken oder die Agathyrsen ihren skytho-sarmatischen Herren gegenüber.

Auf der Balkanhalbinsel selbst hatten die Slawen beide Mösien vollständig kolonisiert und nur am Ufer, wo die uneinnehmbare griechische Welt begann, Halt gemacht; sie hatten die ganze dalmatinische Küste mit ihren alten, vollständig entnationalisierten Städten in Besitz genommen, die Invasion konnte aber nicht über die Berge vordringen, über die Berge, deren Kette sich vom Eisernen Tor über den Knoten, der sie mit dem Balkan verbindet, unter dem Namen Pindus bis zur Meerenge von Korinth und bis in das Herz Griechenlands fortsetzt. Der rumänische Hirte war der unbe-

strittene Herr aller dieser Höhen und die lachenden Täler boten seiner Familie und seinen Herden im Winter Schutz. Die byzantinischen Quellen erwähnen ihn vom 7. Jahrhundert an in dieser Gegend Obermösiens, wo es ausgesprochene rumänische Hirtendörfer gab, ähnlich denen im heutigen Mazedonien: „Gemellomunte“ (Zwillingsberg), „Tredetitilius“ (Die dreissigLinden), „Skeptekasas“ (Die sieben Häuser) usw. Im Pindusgebirge finden wir auf der dalmatinischen Seite schon im 9. Jahrhundert Hirten, die Neagul und Dracul heissen. Diese Rumänen verkauften ihren Käse den Bürgern von Ragusa und ihre charakteristischen Namen finden sich in den Schriftstücken dieser adriatischen Republik bis ·ins späte Mittelalter. Fortgeschrittene Elemente führten ihre Herden in die Täler der Herzegowina und Bosniens, von wo, in einer nicht sehr weit zurückliegeden Zeit, die Rumänen Kroatiens kamen, die unter Namen wie Frâncul (der Franke) noch im 16. Jahrhundert, als sie schon slawisiert waren, erwähnt werden. Die Morlaken [1]) waren das Bindeglied zwischen den walachischen Kunden der reichen Ragusaner und diesen Elementen, die sich in Istrien, in der Gegend von Castel-Nuovo und Albona, niederliessen und die in ihren letzten Zufluchtstätten alle grund-

[1]) Nach der Meinung von einigen bedeutet dieser Name „Schwarze Walachen“ (Maurowalachen); nach der Meinung anderer, die wahrscheinlicher ist, „Walachen des Meeres“ (Morewalachen). Vgl. Moraea oder „Seereich“ für die Slawen, die in den alten Peloponnes eintraten. Siehe V. Giuffrida-Ruggeri, I Valachi dell’Adriatico in der „Rivista Italiana di sociologia“ Band XX, S. 286 und besonders Attilio Tamaro, Italiens et Slaves de l’Adriatique, traduit de l’italien par France Donat, Zürich, 1918; vgl. „Bulletin de l’Institut pour l’étude de l’Europe sud-orientale“, VII, S. 35 ff.

legenden Elemente ihrer alten Sprache bewahrten, obwohl sich diese immer mehr und mehr mit slawischen Ausdrücken durchsetzte.

Ihre wichtigeren Mittelpunkte befanden sich indessen weiter südlich, auf der Balkanhalbinsel. Zwischen Valona und Durazzo und gegenüber Corfu haben sie die Küste im Besitz; diese ist steil und für Landwirtschaft, die sie zwar durch alte Tradition kennen, aber nicht gerne ausüben, ungeeignet. Im Innern findet man sie im Epirus wieder, an dem oberen Lauf der Vojussa. Aber die Kette des Pindus ist noch zum grossen Teil ebenso rein walachisch wie die Karpathen. Tausende von Hirten führen ihre Herden im Herbst gegen den grossen, bergigen Talkessel von Thessalien; dort besassen sie im 10. Jahrhundert diese reichen Dörfer, die von Anführern, primaten (ἔκκριτοι), beherrscht wurden, den „celnici,' (vom slawischen c e a t a, Haufe), die der anonyme Biograph eines der mächtigsten und einflussreichsten unter ihnen, des „Walachen" Nicoliță, beschreibt.

Das byzantinische Reich schuf ihnen besondere Lebensbedingungen, die es nie zu zerstören wagte, und, wenn es versuchte sie im einzelnen anzutasten, so empörten sie sich dagegen. In einem Streit mit ihren Karawanen bei den „Schönen Bäumen" (Καλαὶ δρῦς) kam etwa um das Jahr 1000 David um, einer der Führer der Bewegung, der, gestützt auf die Albaner und auf die Walachen, versucht hatte, das „Reich" der Bulgaren, das die Byzantiner des Johann Tzimiskes kurze Zeit vorher an der Küste des Schwarzen Meeres in Preslav zerstört hatten, wieder aufzurichten. Unzufrieden mit der „römischen Anarchie", die sie ungewöhnlich aussog, nahmen sie teil an der Epopöe des „Zaren" Samuel

und seiner Erben, beginnend mit seinem Sohne Gabriel Romanus im 11. Jahrhundert, dessen Mutter, eine Thessalonicherin, vielleicht walachischer Herkunft war. Später, gegen 1200, als das Reich des Isaak Angelos, einerseits von den Türken Kleinasiens, andererseits von den aus dem Westen kommenden Kreuzfahrern bedroht, seine letzten Hilfsmittel an Geld und Menschen sammelte, um diese zu schlagen, erhoben sich die celnics Peter und Asan, wahrscheinlich im Pindus, mit ihren Walachen, im Namen ihrer alten Rechte, die ihnen die Beamten des „Basileus" gewaltsam entrissen hatten. Jetzt nahmem die rumänischen Hirten mit einer beispiellosen Agilität und seltenen Erfindungsgabe unter Führern ihrer eigenen Nation die Tradition ihrer Handstreiche wieder auf. Es gab keinen Winkel auf dem Balkan, wo ihre Banden nicht auftauchten und erbarmungslos gegen die von ihnen verachteten Griechen und gegen die Lateiner des neuen Reiches von Konstantinopel vorgingen. Johannitius, der Bruder des Gründers dieses „Staates", war der grosse Rhomäoktone, „Töter der Rhomäer". Der Lehnskaiser Balduin von Flandern wurde besiegt und ging in seinen Gefängnissen elend zugrunde. Aber derjenige, zu dem der Papst über seinen römischen Ursprung redete, wahrscheinlich ohne die Sprache, die er sprach, zu kennen, und dem er den Namen „König der Blachen und der Bulgaren" gab, war durch den Willen des Schicksals nichts anderes als ein Nachfolger des früheren Zaren, der Anwärter bulgarischer Herkunft auf das Erbe Konstantinopels. Schon die grosse Regierung seines Neffen Johann Asan, der indessen vom linken Ufer der Donau kam, wo er inmitten der Leute seiner Rasse Schutz gesucht hatte,

hatte nichts mehr gemein mit den Wlachen, seinen Verwandten und Vorfahren.

Dieses südliche romanische Element unterhielt trotz der durch die Überführung des Viehs auf die Sommerweiden bedingten Wanderungen keine ständigen Beziehungen zu seinen Brüdern am linken Ufer, und musste folglich, auf anderem Gelände, unter anderen Bedingungen und bei meistens anderer Beschäftigung, ein anderes Schicksal haben. Allein in dem Karpathen-Donaugebiet konnten die neuen Bedürfnisse nach einem breiteren und aktiveren wirtschaftlichen Dasein, auch das politische Leben der Nation schaffen. Was die übrigen Rumänen anbelangt, so führte der Mangel einer geeigneten territorialen Basis nicht nur zu ihrer Zerstückelung, sondern auch zu ihrer Absonderung in einem eigenen Dialekt, der arm geblieben ist, verdorben durch nicht assimilierte slawische Ausdrücke und durch seltsame griechische Wörter.

VIERTES KAPITEL.

Das politische Leben der Rumänen vor der Gründung der Fürstentümer.

Wir kennen die Kriege auf der Balkanhalbinsel, in die die Rumänen ständig und so oft in entscheidender Weise verwickelt waren, bis in ihre letzten Einzelheiten; die byzantinischen Chronisten erzählen in ihrem schönen blumenreichen Stil, den sie alten Vorbildern entlehnt haben, ausführlich die Ereignisse, die das Leben, das sie in ihren Schriften darstellen, in bestimmender Weise gestaltet haben. Im Gegensatz dazu bewahren die Staaten, die rumänisches Gebiet im Westen und Osten beherrschten und wo man die Geschichte lateinisch schrieb, ein fast völliges Stillschweigen über die ersten Stufen der politischen Entwicklung der neuen Nation; die Dokumente der alten ungarischen und polnischen Staatskanzleien sind während des schrecklichen Tatarensturms im 13. Jahrhundert verloren gegangen.

Es gibt indessen gewisse Tatsachen, die in späteren Dokumenten aufgezeichnet sind, gewisse Parallelen und Prinzipien, die die Logik der Geschichte uns lehrt, mit deren Hilfe wir uns das Leben an der Donau und in den Karpathen, wie es vor der Gründung der Staaten war, fast mit Sicherheit vergegenwärtigen können.

Als die Magyaren nach Pannonien hinabstiegen, fanden sie dort Slawen vor und, sobald sie bis jenseits der Theiss, gegen die Wälder, die zum „siebenbürgischen“ Gebiet führten, vorgedrungen waren, auch eingeborene Rumänen.

Die Rumänen und die slawischen Staaten

Die Rumänen konnten nicht daran denken wie ihre Nachbarn, die Bulgaren, ein neues römisches Reich barbarischer Sprache zu schaffen, denn sie führten tat-

sächlich nur das ehemalige kaiserliche Leben in volkstümlichen Formen fort. Als ihren rechtmässigen Herrscher betrachteten sie zweifellos den Kaiser des konstantinopolitanischen Rom, dessen Armeen durch fünf Jahrhunderte, von Justinian bis Comnenus, von Zeit zu Zeit auf dem linken Ufer erschienen, um die kriegerischen Slawen oder die magyarischen Eindringlinge von dort zu vertreiben; aber von der alten Organisation hatten sie nur die bescheidenen Reste einer Autorität bewahrt, die sich nicht weiter erstreckte als auf ein „Gebiet", eine „ţară", das in die engen Grenzen eines Tales eingeschlossen war. Alles, was sich auf das Schreiben bezieht, entnehmen sie dem alten lateinischen Fundus (a scrie, schreiben; pană, Feder; condeiu, greco-lateinisch „condylus"; hârtie, „chartula"; carte, Buch; negreală, Tinte, von „niger"). Aber der oberste Führer, der unter einer alten Eiche Justiz übte und nach alten, ungeschriebenen Gesetzen richtete, wurde „jude" (iudex) genannt. Nach dem Aufhören der kaiserlichen Herrschaft wurde er ein politischer Agent, geradeso wie bei den Goten der Donau im 4. Jahrhundert der „Richter" Athanarich an Stelle des Königs trat, wie das kaiserlose Rom sich von Richtern verwalten liess, und wie das ferne Sardinien im Mittelalter allein in seinen „Richtern" seine unabhängigen Führer hatte. Die Slawen hatten von den Franken die „Herzöge" entlehnt, die sie in ihrer Sprache Woiwoden nannten, „Hauptleute der Armee", und in einem noch früheren Zeitalter hatten sie für kleinere Häuptlinge von den Teutonen den Titel „knez" übernommen, der mit demjenigen der „konunge", der „Könige" der gotischen Wanderungen verwandt ist. Die Rumänen ihrerseits gebrauchten diese Benennungen für

ihre gewählten oder erblichen d o m n i, welche bei ihnen Justiz übten und sie sogar in den Kriegen führten; „Vodă“ wurde das Synonym für Fürst, während „cneaz“, welches im Russischen dieselbe Bedeutung hatte wie das rumänische „jude“ oder „judec“, mit der Zeit einfach den freien Bauern bezeichnete.

Aber diese Slawen hatten — wie schon erwähnt — auch Könige (Krals) nach dem Vorbild des Frankenkönigs Karl des Grossen, der seine Eroberungen bis zur Save, Drau und der mittleren Donau ausgedehnt und dort seine Herzöge und Grafen ernannt hatte; dieses ist der Ursprung jenes mährischen, kroatischen und serbischen Königtums, das die kriegerischen Elemente der Slawen im Südwesten und Süden organisiert hatte. Die Rumänen kannten diesen neuen Titel auch; sie haben daraus ihren „craiu“ gemacht, ohne indessen daran zu denken, sich im Gegensatz zu der kaiserlichen Tradition eine königliche Organisation zu geben. Unter der sanften väterlichen Herrschaft ihrer lokalen Führer oder d o m n i lebten die Rumänen in ihren Dörfern, wo nach thrakischem Brauch der Boden gemeinsamer Besitz war, und zwar nicht nur die Wälder und Teiche, sondern auch der bebaute Boden, von dem jeder nur eine „parte“ [1]) statt individuelles Eigentum hatte, ein Wort, das schliesslich einfach Besitz des Bodens bedeutete.

Diese Dörfer sind verhältnismässig neuen Datums. Ihr Name weckt die Erinnerung an ihren Gründer, ihren Vorfahren, „moş“ (daher der Name „moşie“, Erbe für jeden Landbesitz); „satul Albeştilor“, „Negreştilor“,

[1]) Es ist das lateinische p a r t e m ; vgl. die p a r t e s, die sich die Barbaren, wenigstens in Italien, nach der Eroberung zuteilen liessen.

woher die bekannte Form: Albeşti, Negreşti kommt, bedeutet nichts anderes als „das Dorf der Nachkommen des Albul oder des Negrul“. Sie verteidigten sich eifersüchtig gegen jede fremde Durchdringung; der junge Mann, der von einem anderen dieser ländlichen Mikrokosmen kam, verlor seine frühere Persönlichkeit und nahm diejenige der grossen Familie an, in die er eintrat; er löste sich in dem Augenblick, wo er seine Frau heiratete, von seiner Vergangenheit vollkommen los, und der Vorname, den die Kinder erhielten, ruft uns diejenige, der sie ihre Rechte verdanken, ins Gedächtnis — ihre Mutter. Die Gesamtheit dieser Dörfer bildete ein weites „Ţara Românească“, ein „rumänisches Vaterland“, ein Name, der durchtränkt war von einem tiefen ethnischen Instinkt, und der weder die Idee einer einheitlichen politischen Form, noch eines auf Eroberung gegründeten Rechtes in sich schloss.

Die Rumänen und die Magyaren

Man weiss nicht genau wie diese Magyaren, die gegen das Jahr 1100 die nominelle Autorität ihrer Anführer, die apostolische Könige geworden waren, auf die Wälder und bewohnten Lichtungen Siebenbürgens ausdehnten, sich in Pannonien niedergelassen haben. Der anonyme Sekretär König Bélas ist ein Kompilator des 13. Jahrhunderts, der in seinen Erzählungen, die mit Hilfe von Volksliedern und lokaler Etymologie erdichtet wurden, die ethnographische und politische Lage seiner Zeit darstellte. Seine Blachen, so genannt in den Briefen des Papstes Innozenz an den „König der Blachen und der Bulgaren“ (die Magyaren nannten die Rumänen Oláh nach dem slawischen Vlach, woher Walache kommt), sein bulgarisches Reich, welches offenbar das

der Asaniden ist, gehören einer späten Epoche an. Wir haben daher jene Helden, deren Namen nach Orten gebildet wurden, als rein legendäre Gestalten zu betrachten, jenen Menumoruth (dessen Name von Maramoros kommt), jenen Gelu (vgl. den Ort Gyalu in Siebenbürgen), jenen walachischen Glad,' die sich angeblich mit slawischen oder bulgarischen Häuptlingen wie Kean und Salan verbündeten, um der magyarischen Eroberung zu widerstehen. Man wird dem anonymen Sekretär mehr Glauben schenken, wenn er von einem Tuhutum spricht, oder von einem Zoltán, Sohn des Árpád; was den Gyula anbelangt, der im Leben des Heiligen Stefan, des Königs von Ungarn erwähnt wird, so finden wir diesen bei zeitgenössischen byzantinischen Schriftstellern unter dem Namen des heidnischen Führers Gylas wieder.

Die ersten ungarischen Führer, die unter dem ständigen Einfluss von Konstantinopel lebten, dem sie später auch indirekt durch die Russen von Kiew und Halitsch (in Galizien) unterstellt waren, sind auch Woiwoden gewesen und selbst der Name des ersten christlichen Woiwoden, der nach der Taufe Stefan hiess und apostolischer König von Ungarn wurde, war Vajk, Voik, ein Name, der, von den Slawen entlehnt, auch den Rumänen eigen ist. „Richter" — das heisst Knezen — erscheinen an der Theiss in den ältesten Dokumenten, die uns erhalten geblieben sind. Die Landwirtschaft, die religiösen Begriffe und die politische Organisation der Magyaren gehen, wie das auch ihre Sprache klar erkennen lässt, auf das Slawische zurück. Dieser neuen barbarischen Gründung, die bestimmt war, die freie Entwicklung der rumänischen Rasse zu

verhindern, nachdem sie das slawische Leben in Pannonien zerstört hatte, mangelte es zu sehr an Initiative und Originalität, sie war zu arm an zivilisatorischen Elementen, um einen nachhaltigen Einfluss ausüben zu können; man konnte von ihr noch weniger erwarten, als von den Petschenegen und den Kumanen.

Die Rumänen und die Russen aus Kiew

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde eine politische Verbindung, die nicht unfruchtbar bleiben sollte, mit den Russen aus Kiew hergestellt, den gelehrigen Schülern der Orthodoxie und des östlichen Reiches.

Das erste bulgarische Zarenreich war in vollständigen Verfall geraten und sozusagen der Gnade der Byzantiner ausgeliefert, die seine letzten „Kaiser" zu einfachen „armen Verwandten", die in ihrer Klientel lebten, herabwürdigen sollten, als der Kaiser Nikephoros Phokas den Beistand Swjatoslaws, des Woiwoden von Kiew, erkaufte, um den Rest einer einst so gefürchteten militärischen Organisation zu vernichten. Der tapfere Barbare, der gewöhnt war, gegen die Petschenegen zu kämpfen, die ihn bei seiner Rückkehr töten sollten, eilte mit seinen Waffengenossen herbei und schickte sich an, nachdem er den ihm ausgelieferten Feind besiegt hatte, den Platz dieser selben Bulgaren einzunehmen. Preslav wurde für einige Jahre die Hauptstadt eines „Russland", das sich wie das alte Skythien, dessen Geschichte es erneuern zu wollen schien, vom Dnjepr bis zur Westküste des Schwarzen Meeres erstreckte. Diese Gestaltung der Dinge war für Konstantinopel unerträglich. Die Truppen des neuen byzantinischen Kaisers, des Armeniers Johann Tzimiskes, wendeten

sich gegen Swjatoslaw, der sich nach Silistrien, dem alten Durostorum, zurückzog und hier einige Monatelang Widerstand leistete, bis der Hunger ihn endlich zwang, den Schauplatz seiner alten Siege endgültig aufzugeben.

Auf dem Schlachtfeld liess Tzimiskes die Stadt Theodoropolis erbauen. Er hatte die alten Grenzen der Donau wiederhergestellt und das ganze Kleinskythien wurde zweifellos dem Reiche wiedereingefügt. Die Rumänen des linken Ufers standen unter der Oberherrschaft des Patriarchen von Trnowo, der eine Zeitlang in Silistrien wohnte. Die Russen sollten erst nach fast tausend Jahren an die Donau zurückkehren, angezogen von demselben Wahn und erfüllt von der gleichen Ruhmeshoffnung. Swjatoslaw jedoch hatte von seinen Abenteuern eine höhere Konzeption des politischen Lebens mitgebracht, den Titel der Bojaren für die Nachkommen der alten normannischen Waräger und ihrer Kameraden, der slawischen Knezen, und auch die durch Jahrhunderte hindurch in Volksliedern verherrlichte Erinnerung an den grossen Fluss, dessen Wellen bald die Sonne des Südens vergoldet und bald der Nordwind erstarren lässt, die Erinnerung an die Donau, den „Vater der Gewässer". Hierin sahen die Prinzen von Galizien im 11. und 12. Jahrhundert eine Ermutigung, den Versuch zu wagen, die durch die Belagerung von Silistrien so jäh unterbrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen.

An Stelle des streng byzantinischen Regimes, das der siegreiche Kaiser aufrecht zu erhalten gehofft hatte, gab es bald ein örtlich begrenztes Leben, das sich durch die Organisation der Eingeborenen während des ganzen 11. Jahrhundert erhielt. In Silistrien und seiner Um-

gebung, zwischen der unteren Donau und dem Meer, ernannten seine Nachfolger, die Komnenen, in den „Städten“, wie sie die Prinzessin Anna, die Tochter und Geschichtsschreiberin Kaiser Alexis’ nannte, oder besser gesagt in den befestigten Marktflecken, eingeborene Häuptlinge, — mit rumänischen oder sogar slawischen Namen —, die das alte Leben, wie es in getischen und römischen Gebieten war, fortsetzten: einen Tatul, einen Chalis, einen Salomon, einen Seslav, einen Saktschas („Satzas“). Sie standen in Beziehungen zu den Kumanen des linken Ufers, deren Name natürlich auch die unterworfenen, tribut- und hilfspflichtigen Rumänen einschloss, zu jenen Kumanen mit ihren vielfarbigen Lanzenfähnlein, die ein Jahrhundert später herbeieilten, um die politische Sache der Bulgaren zu unterstützen, die auf Veranlassung ihrer Brüder, der Walachen des Balkans, wieder auflebte.

Wenn die Finsternis, die während vieler Jahrhunderte des Mittelalters über dieser Karpathen-Donauregion brütet, von einem Lichtstrahl erhellt wird wie von dem, der von dem anonymen ungarischen Geschichtsschreiber ausgeht, so sehen wir die alte, eingeborene Bevölkerung ihr Leben friedlich und bescheiden, aber mit unbeugsamer Zähigkeit fortsetzen.

Die Rumänen und die Ansiedlung der Sachsen

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts liess der König von Ungarn, wahrscheinlich durch die Salz- und Goldbergwerke Siebenbürgens angelockt, im westlichen Teile der Provinz das Schloss von Turda bauen (welches später von der lateinischen Staatskanzlei der Magyaren Torda geschrieben wurde). Andere Festungen,

wie die von Dej (im Ungarischen Dées) wurden an wichtigen Punkten des siebenbürgischen Gebietes erbaut. Zur selben Zeit erwählte sich ein Bischof der lateinischen Kirche den alten slawischen Marktflecken Belgrad, in der Nähe des Miereschflusses, zu seinem Wohnsitz, was um so notwendiger war, als der ungarische Herrscher nicht eigentlich in seiner nationalen Eigenschaft, sondern als „apostolischer König" die Aufgabe zu haben schien, den katholischen Glauben zu verbreiten, das Land, wenn nötig mit Gewalt, zu „latinisieren". Ein wichtiges Kloster, das der Zisterzienser von Kerz (Cârța) wurde etwas später im Tale des Alt gegründet. Schliesslich wählte der König einen Woiwoden im Sinne der rumänischen Tradition zu seinem Vertreter.

Jenseits des Bereiches der Festungen und der Gruppe der Dörfer, wo die Leibeigenen rumänischer Rasse und die Kolonisten lebten, die dem Bischof ihre Dienste und den Zehnten zu leisten hatten, breitete sich unter der Lehnsherrlichkeit der Petschenegen, dann der Kumanen, die „Țara Românească" aus, das „rumänische Reich" mit seinen Wäldern und Lichtungen, seinen von Herden belebten Tälern und mit seinen Hochebenen, wo man seit Jahrhunderten die Landwirtschaft ausübte. Es gab also gegen das Jahr 1100 ein grosses, bäuerliches „Rumänien" ohne einheitliche politische Form, aber mit seinen eigenen religiösen „Gesetzen", seinen Bräuchen, seiner alten Kultur, die, wie wir aus dem Festhalten an den lateinischen Ausdrücken selbst für die höheren Elemente des gesellschaftlichen Lebens sehen können, ziemlich fortgeschritten war, mit seinen besonderen Führern und mit seinem Instinkt für vollendete Einheit. Dieses „Rumänien" sollte dann durch die ungarische und

katholische Eroberung, die übrigens nicht einmal daran dachte, Kolonisten magyarischer Rasse zu verwenden, von Gipfel zu Gipfel, von Tal zu Tal zurückgedrängt werden. Zurückgeworfen in die Gebiete der Alttäler und des Burzenlandes, hatte es bald die Karpathen als nördliche Grenze; aus dem früheren „Transsylvanien" wurde bald ein „Transalpinien", das Land „jenseits der Gipfel", das aus Gründen, die später dargelegt werden sollen, im 14. Jahrhundert durch die Bildung einer Moldau in zwei Teile geteilt werden sollte, im Gegensatz zu „Rumänien", welches eine lokalisierte Walachei wurde. Augenblicklich, also an der Wende der Geschichte, wo die Magyaren als Vertreter der westlichen Kultur erscheinen, deren Oberhaupt der Papst war, hatte das rumänische Gebiet noch keine festen Grenzen. Andererseits wäre es ein Anachronismus dem König von Ungarn die Absicht zuzuschreiben, das in Siebenbürgen unterworfene Volk entnationalisieren zu wollen. Es war der Ehrgeiz dieses „Apostolischen" im Osten, wo die römischen Kaiser germanischer Nation versagt hatten, die Aufgabe zu erfüllen, Mündel der allmächtigen Kirche zu sein. Abgesehen von diesem „Apostolat" wollte er nichts anderes, als den „Skythen" der Steppe die Engpässe der Karpathen verschliessen und grösstmögliche Einkünfte aus seiner Eroberung ziehen.

Die deutsche Kolonisation, der alte instinktive „Drang nach Osten" des deutschen Volkes im Mittelalter, erreichte seinen Höhepunkt zu der Zeit, als die Kreuzzüge den Überschuss der westlichen Völker nach Osten lenkten. König Geisa leitete nur einen Teil dieses breiten Stromes in die Mark von Siebenbürgen, die er mit eigenen Mitteln nicht bezwingen konnte. Die ersten „Gäste" aus Flandern — andere kamen aus dem Tale

der Mosel, des Rheines und der Eifel — liessen sich in drei Dörfern nieder, die unter dem Schutz des Bischofs standen, der dieses Werk der Kolonisation zu seinem eigenen Vorteil begünstigte.

Später bildeten sich andere Gruppen an der Kokel (Târnave, Küküllő), mitten im Herzen der Provinz, dann im Südwesten bei Sibiiu (der Ort trägt den Namen des in der Nähe fliessenden Flusses, für den die Fremden den alten rumänischen Namen Zibin beibehalten haben), welches später „die Stadt des Hermann“ oder „Hermannstadt“ wird (vgl. die Dörfer, die auch heute im Rumänischen Hărman heissen); andere liessen sich im entgegengesetzten Winkel dieses bergigen Vierecks nieder, in der Nähe der Bergwerke von Rodna und Baia, jenseits der Berge, die zum Nutzen der Krone ausgebeutet werden sollten.

Diese Gruppen von Auswanderern hatten einen rein ländlichen Charakter. Es waren Bauern, die sich mit politischen Problemen ebensowenig beschäftigten, wie es heute diejenigen tun, die die übervölkerten Gebiete Europas verlassen, um sich in Amerika Beschäftigung zu suchen. Der König selbst, der in seinem eigenen Lande keine Verwaltung hatte, dachte nicht daran, ihnen eine einheitliche Verwaltung aufzuzwingen. Die „königlichen Gäste“ mussten sich der Lebensart und der Organisation der Eingeborenen anpassen, ohne deren vorherige Anwesenheit sie das Abenteuer nicht gewagt hätten, auf einem Gebiet zu bleiben, das der König „Desertum“ genannt hatte, im juridischen Sinne des Wortes, weil keine Privilegien von seiner Seite die Rechte der ersten Besitznehmer bestätigt hatten. Manchmal kleideten sie sich in das bei den Rumänen übliche Gewand, das die Erinnerung an die allgemeine Kultur

ihrer thrakischen Vorfahren wachruft; sie führten eine neue Art der Bodenbearbeitung ein und behielten den Typus des deutschen Hauses bei, wie er sich an den Ufern des Rheines fand; sie entlehnten Wörter aus dem rumänischen Sprachschatz; besonders nahmen sie die Formen an, in denen sich das Leben dieser Vorläufer abspielte, deren Arbeit sie sich zu Nutze machen wollten: neben den rumänischen „Richtern" gab es also „G r a f e n", sächsische g e r e b s, und die Provinzen, in die das kolonisierte Land eingeteilt wurde, waren S e d e s, Gerichtsstühle, ähnlich denen dieser Richter.

Nach und nach entwickelten sich diese Dörfer; manchmal wurden Städte aus ihnen, die eine grosse Zukunft haben sollten. Die Gesamtheit dieser deutschen Niederlassungen auf rumänischem Boden bildete eine autonome „Nation", sowohl dem König, dem sie Zins zahlte, als auch dem Bischof gegenüber. Im Jahre 1224 anerkannte König Andreas II. sie als „ein Volk" mit „einem Richter", das eine durch Urkunden festgelegte besondere Stellung besass.

So wurde das rumänische Gebiet durch die Ansiedlung einer fremden, fleissigen Bevölkerung zerstückelt, die befähigt war, rasche Fortschritte zu machen und die von der Krone wegen des höheren Gewinnes, den sie sich von diesem Wechsel versprach, begünstigt wurde. Dieses genügte indessen nicht, denn die Sachsen waren nicht in der Lage, die Grenzen der neuen Provinz allein zu sichern.

Um die Engpässe der Karpathen zu schliessen und um ihnen einen wirksamen Schutz zu verleihen, bediente sich der König zweier verschiedener Mittel. Andreas II. hatte die Fahrt nach Jerusalem als unglücklicher Kreuzfahrer gemacht und kannte den Zustand des Verfalls,

in dem sich die Reste der christlichen Macht und die Miliz der Ritter, die sie verteidigte, befanden. Es war offenbar Zeit, diese Soldaten des Kreuzes zurückzuziehen. Die deutschen Ritter wurden frei; man liess sie in die Karpathen kommen und sie bauten an Stelle des slawisch-rumänischen Dorfes Braşov ihre „Stadt der Krone", Kronstadt; dann, als sie jenseits der Berge in die „lange Aue" von Câmpulung vordrangen, gründeten sie eine neue Stadt, ihr L a n g e n a u. Sie hätten ohne Zweifel ihre Mission erfüllt und den Aufstieg eines neuen Volkes für immer unmöglich gemacht, wenn nicht zwischen diesen ehrgeizigen Soldaten — denselben, die später in Preussen für ihren Grossmeister einen richtigen Staat gründen sollten — und dem König, der sich durch die Hoffnung auf leichte Beute verlocken liess, Streitigkeiten entstanden wären. Nach einem Kampfe, der mehrmals das Dazwischentreten des Papstes notwendig machte, mussten sie das Land verlassen und gaben damit eine Stadt mit sicherer Zukunft preis, einen Pass, der für Einfälle nach „Transalpinien" wie geschaffen war, und Beziehungen zu den Kumanen, deren Lehnsherren sie waren und die sie mit Gewalt getauft und der augenscheinlich politischen Gewalt eines neuen Bischofs unterstellt hatten, der seinen Wohnsitz in der ersten der neugeschaffenen Städte, in Milcov, am gleichnamigen Fluss, nahm.

Zur selben Zeit (1233) erhielt ein sächsischer „Graf", Corlardus, das notwendige Gebiet, dessen er zur Erhaltung der Verteidigungswerke, die er im Altpass beim Roten Turm errichtet hatte, bedurfte. Teile magyarischen Bodens an der östlichen Grenze, in der Gegend von Oituz und Ghimeş, mit ihren alten skythischen Namen, wurden losgelöst, um dort, in besonderen s e-

des neben den Rumänen, deren Sitten und Gebräuche sie übernahmen, eine ständige Wache zu bilden. Es war dies die militärische Gruppe der Szekler, deren Name von Szék, sedes, kommt und die die Grenzverteidigung Siebenbürgens bildeten. Endlich setzten sich, um dem Feind alle Pässe zu verschliessen, im Westen, entlang der Donau, auf dem Gebiet, welches das Fürstentum der Walachei werden sollte, Franziskanermönche fest. Das Schloss Severin wurde in der Nähe der alten Brücke des Trajan und des befestigten Lagers, das diese verteidigte, erbaut. Ein Beamter, der den avarischen Titel Ban trug, wurde dort eingesetzt, um die Fahne der katholischen Eroberung mit dem lateinischen Kreuz zu bewachen.

Man darf auch nicht vergessen, dass neben den walachischen Salzbergwerken von Ocnele-Mari in Oltenien und von Slănic im Distrikt von Prahova auch diejenigen der zukünftigen Moldau beim neuen Ocna, in der Nähe eines neuen Slănic, sicher den magyarischen Enklaven auf rumänischem Gebiet einverleibt wurden.

Die Rumänen und das Tatarenreich

Im Jahre 1241 trat ein unvorhergesehenes Ereignis ein, das sich der Ausbreitung des römischen Katholizismus hindernd in den Weg stellte. Der König von Ungarn mit seinen sächsischen und flandrischen Kolonisten, die vom mittleren und unteren Rhein kamen, mit seinen Bischöfen und Lehnsherren deutscher Abstammung, seinen Verbündeten, den Rittern, die aus Jerusalem kamen, um gegen die heidnischen Kumanen zu kämpfen, war nur der letzte Vertreter und der ergebene Diener dieses grossen, historischen Werkes. Gegen diese magyarischen „Skythen“, die, bald auch mit

Slawen vermischt und in ihrer neuen Provinz von Rumänen beeinflusst, ausserdem ständig dem Geiste deutscher Zivilisation ausgesetzt waren, ergoss sich eine neue Flut echter Skythen, die in der Steppe geblieben waren und die sich die alten Sitten ihres Nomadenlebens bewahrt hatten.

Das Erscheinen des Djengis (Dschingiz), der, bevor er der grosse Khan, der alleinige Kaiser der Steppe wurde, ein einfacher Bandenführer in der Wüste war, warf von neuem turanische Horden gegen den Westen, die von ihrem riesigen Nachbar China das grosse Ideal der Welteinheit geerbt hatten. Es war unmöglich, diese neue Invasion aufzuhalten, die zwar nicht der fanatische Geist einer neuen Religion belebte, die aber ausser dem Ansehen und den Fähigkeiten ihres Führers die entscheidende Kraft eines Systems besass, das vollkommen war in allen Einzelheiten seiner Aktionen. Die Nachkommen der Woiwoden von Kiew wurden die bescheidenen Vasallen der siegreichen Horden. Das Ungarn der Arpaden versuchte einen schwachen Widerstand, dessen Misserfolg den König und die Reste seiner Armee gegen das westliche Meer zu fliehen zwang.

Die unzulänglichen und verworrenen Berichte, die wir über diese blitzartige Eroberung besitzen, beweisen die Besitznahme der rumänischen Karpathen-Donauregion durch die Tataren nicht; dieselbe lag ausserhalb des Weges, den diese Abenteuer- und Beutelustigen zu wählen pflegten; sie hatten nicht die Absicht, sich wie die Bulgaren oder die Magyaren auf einem neuen Gebiet niederzulassen, denn sie besassen schon in Zentralasien ihre Heimat und durch ihre Eroberungen in Westasien Herde, die sie nicht verlassen wollten. Auf diesem Gebiet, das sie nicht einmal überquerten, ersetzten

sie bloss die Herrschaft der Kumanen, deren Überreste, christliche und selbst heidnische, in Ungarn Zuflucht suchten. Für die Rumänen bedeutete dieses nur einen Wechsel der Herren; es gab eben einen anderen Zehnteinnehmer zu den bestimmten Zeiten im Herbst und einen anderen Zolleinnehmer in den Häfen des Schwarzen Meeres.

Aber dieser Einfall brach die Kraft der ungarischen Invasion für immer, die vorgegeben hatte, im Namen des Katholizismus und der lateinischen Zivilisation des Westens zu arbeiten. Als der Feind sich, eine furchtbare Verwüstung zurücklassend, in die Steppe zurückgezogen hatte, wurden Versuche gemacht, die frühere Lage wieder herzustellen. 1247 wurden Ritter, die aus dem Heiligen Land kamen, die französischen Johanniter nach Severin gerufen; man versprach ihnen die Einkünfte, die die Krone von den rumänischen Hauptleuten aus „Transalpinien" bezog, deren Namen in einer kostbaren Urkunde aus dem Jahre 1246 verzeichnet sind: die „Richter" Johann und Fărcaş aus der Ebene von Oltenien, der Woiwode Litovoiu aus den Bergen des Jiiu (Schyl), der Woiwode Seneslav, der jenseits des Alts in dem Schlosse Argeş inmitten von Bergen wohnte, nicht in der Residenz (Curte) von Argeş, ohne die Fischereien von Celeiu und andere Vorteile dieses Gebietes zu erwähnen, das mit seinen Mühlen, seinen blühenden Dörfern, mit seinen Kriegern und seinen Edelleuten den Eindruck eines sehr alten Kulturlandes macht.

Der Papst hatte im Jahre 1251 diesen Schenkungsakt bestätigt, der jedoch wahrscheinlich nie in Wirksamkeit getreten ist, da Meister Raimbaud, derselbe, an den sich der König gewendet hatte, seinen Wohnsitz

vermutlich nie endgültig in Severin aufgeschlagen hat. Wäre dieses anders gewesen, so hätte es unter dem Schutz des königlichen Ungarn, dem ständigen Delegierten des Heiligen Stuhles, eine französische Ära auch an der Donau gegeben; aber dieses Ungarn der Arpaden war durch den Zustand, in den es die tatarische Invasion gebracht hatte, zu einem Werkzeug geworden, dessen man sich nicht mehr bedienen konnte. Die Kumanen hatten es in einen solchen Zustand versetzt, dass einer der letzten Repräsentanten der Dynastie, König Ladislaus, ihre Sitten annahm und man in die Beständigkeit seines christlichen Glaubens Zweifel setzen musste. Es brachen Thronstreitigkeiten aus, die von jenseits der Berge den „jungen König Stefan" heranlockten, dem es, auf Siebenbürgen gestützt, im Kriege mit den Bulgaren, der ihn bis nach Plevna führte, zu gelingen schien, die territoriale Einheit der Rumänen in magyarischer Form wiederherzustellen. Vor dem Ende des Jahrhunderts wurden die Sachsen, „die Gäste" der Krone, deren Feinde und mussten mit Waffengewalt unterworfen werden. Nach dem Siege blieb der rauhe Ladislaus Apor, der siebenbürgische Woiwode, der fast ganz unabhängige Herr der Provinz. Die Marmarosch, die Zips, das Banat von Severin, wo der Rebell Dorman (Dărman [1]) erschien, erhoben sich gegen die königlichen Beamten. Die Verteidigung des Latinismus fiel so wieder der französischen Rasse und ihren italienischen Verbündeten zu; denn diejenigen, die ihr hinfort unabhängig vom magyarischen Königtum dienten, waren in erster Linie die Franziskaner, zu denen ein di Piano-Carpino, ein Besucher der Tatarei, gehörte und eine ganze Reihe von Mönchen aus Italien, die später, gegen das Jahr 1330,

[1]) Vgl. den Namen des moldauischen Dorfes Dărmănești.

die lateinische Diözese von Argeş gründeten. Der letzte Arpade, Andreas III., war der Sohn einer Venezianerin. Der Zug der Franzosen gegen Osten sollte Ungarn eine neue Dynastie geben, die aus Neapel stammte und anjouischer Abkunft war, diejenige Karl Roberts.

Die Herrschaft der Tataren, wie übrigens auch jene der Kumanen, die den bisher zerstreut lebenden Rumänen die einheitliche, kaiserliche Idee in einer neuen Form einpflanzte[1]), hatte der späteren Entwicklung dieser Regionen unschätzbare Vorteile gebracht. Dank dem Glück, das sich an die Fahnen des grossen Khan und seiner Söhne und Nachfolger heftete, gab es von nun an, von China herwärts, keine westlichen Grenzen mehr; von Mittelasien bis an die rumänischen Karpathen erstreckte sich ein einziger Staat, ein einziges politisches und wirtschaftliches Gebilde. Die Strassen, deren Sicherheit von nun an durch die streng respektierte Autorität des mongolischen Kaisers garantiert wurde, standen jedem offen, der einen Geleitsbrief seiner Staatskanzlei besass[2]). Die gleiche Münze wurde überall angenommen; dieselben Gewichte, dieselben Maße wurden im Handel verwendet von einem bis zum anderen Ende dieser neuen Welt, die durch eine Eroberung, die ohne Beispiel dasteht, geschaffen worden war; das Zollsystem war so ziemlich überall das gleiche, von Akkerman — dem alten Maurokastron der Byzantiner, dem Moncastro der Genuesen, dem Belgrad (Bialogrod) der Slawen, dem Cetatea-Albă der Rumänen — bis Caffa in der Krim, wo sich die Genuesen im

---

[1]) S. meine Denkschrift über das Reich der Kumanen und die Rumänen in den „Analele Academiei Române", Jahrg. 1927.

[2]) S. meine *Points de vue sur l'histoire du commerce au moyen-âge*, Paris 1927.

13. Jahrhundert niederliessen, um das Schwarze Meer in ihren Bereich zu ziehen, und in den fernen Häfen des asiatischen Meeres.

Die persönlichen Bande, die die Nachfolger Djengis' verbanden, erhielten eine Zeitlang die politische Einheit des grossen Reiches aufrecht. Die wirtschaftliche Einheit, die für die Schatzkammern der Häuptlinge der Goldenen Horde so lohnend war, wurde nicht angetastet, auch als das Reich nachher geteilt wurde, und diese Teilung gereichte den Rumänen zum Vorteil, da deren Gebiet von Handelsstrassen durchquert wurde, die von Norden und Westen nach Caffa führten, nach Akkerman und selbst nach Brăila, dem grossen Donauhafen, der früher ein bescheidenes Dorf war, wo die Nachkommen des Bauernvorfahren Brăilă lebten; er wurde aber schon gegen das Jahr 1300 der wichtigste Zwischenhafen der Donau.

Indessen führte die natürliche Beschaffenheit des Landes zu Versuchen politischer Trennung: zu der Zeit, wo der tatarische Herr der Krim, der Fürst der „Ebene", des alten Khazarien (Gazaria) und Gotien, wo sich noch Reste der alten Germanen mit ihrer altertümlichen Sprache erhielten, anfing sich von den anderen Ländern des „Reiches" abzusondern, nahm Nogai, einer der westlichen Führer, an der unteren Donau den Platz der alten Skythenkönige und ihrer hunnischen, avarischen, bulgarischen, magyarischen, dann petschenegischen und kumanischen Nachfolger ein. Ständig in die Angelegenheiten des dekadenten Bulgarien verwickelt, das in Trnowo einen tatarischen Zaren eigener Schöpfung, Tschuki, erhielt, und nachher kumanische Dynastien, vielleicht rumänischen Blutes aus der Gegend von Vidin hatte, die Terteriden, dann

die Sischmaniden, auf irgend eine Art mit den Paläologen von Byzanz verbündet, wäre es Nogai, dem bald sein Rivale gleichen Blutes, Toktai, folgte, vielleicht gelungen, an dieser Grenze des Ostens eine dauernde Niederlassung zu gründen, wenn er seine heidnischen Gebräuche, die schon vom eindringenden Islam beeinflusst waren, aufgegeben und, wie die magyarischen und bulgarischen Führer, die Religion seiner Untertanen angenommen hätte. Nachdem er dieses nicht getan, zogen die Rumänen, die zu jener Zeit in byzantinischen Quellen unter dem veralteten Namen Alanen [1]) vorkommen, lieber Vorteil aus dem intensiven kommerziellen Leben, aus dem Frieden, der ihnen durch die tatarischen Kräfte garantiert wurde und selbst auch aus den militärischen Lehren, die ihnen ihre vorübergehenden Herren erteilten. Sie sind es in der Tat, die Nikephoros Gregoras beschreibt als: „die Geten von jenseits des Istros, die dieselbe Kriegsausrüstung haben wie die Skythen und die, obwohl Christen, von der gewalttätigen Hand der genannten Skythen unterworfen, sich materiell, wenn auch gegen ihren Willen, unterwarfen, jedoch vermöge ihrer Überlegenheit (ἔφεσις) und in ihrem Gefühl des Abstandes von den Ungläubigen, ihren Charakter als autonomes Volk bewahrten“ [2]).

[1]) Niemals kamen die wahren Alanen, die kaukasischen Assen, die durch den Mönch Ruisbroek so treffend charakterisiert sind, bis zu den Ufern der Donau, wie man es gewöhnlich annimmt. Wenn derselbe sagt, dass die Kumanen von den Deutschen Valani und ihr Land Valania genannt werden (Ausgabe in dem Recueil de voyages et de mémoires publiés par la société de géographie, Paris, 1839), d. h. Walonen (s. meine Revista istorică, VI, S. 194—196), so ist das eine Verwechslung mit den Walachen: in diesem Namen ist keine kumanische Wurzel zu finden.

[2]) I, S. 204. Doch sind auch die Alanen Christen griechischen Glaubens (Ruisbroeck, a. a. O., S. 243).

FÜNFTES KAPITEL

Das politische Leben der Rumänen in den Fürstentümern vor der Entstehung einer nationalen Kultur

Das Fürstentum „Aller Rumänen“

Zu Beginn der Kumanenzeit, nicht lange nach der Vertreibung der herrschsüchtigen Besitzer Silistriens, hatten sich, wie schon erwähnt, auf dem stark bevölkerten rechten Ufer der Donau, in der Gegend der zukünftigen Dobrudscha, die Bewohner, die keine Griechen, keine Petschenegen, keine russischen Eindringlinge oder Bulgaren, die beinahe gänzlich ausgerottet waren, sein konnten, unter einheimischen Führern gesammelt und kleine staatliche Autonomien gebildet. In Silistrien selbst und in seiner Umgebung, vielleicht bis nach Vicina, an dem Punkt, wo die Donauarme sich verzweigen, hausten ein Tatos oder Tatul — der Name findet sich oft bei den Rumänen (s. das Dorf Tătuleşti), obgleich er auch bei den Armeniern, wie der bei Matthäus von Elena erwähnte Thatul, heute bei den modernen Armeniern: Tatos, nachzuweisen ist —, ein Chalis, turanischen Charakters, ein Salomon — bei den alten Rumänen werden die Namen des Alten Testamentes stark gebraucht (Aaron, Avram, Rbeca) —, ein Sestlav (Seneslav hiess später ein Herr in Argeş), ein Saccea, dessen Name in jenem der heutigen Ortschaft Isaccea erhalten ist (die Türken machten aus Brăila Ibraila nach Ibrahim, aus Smil Ismail; vgl. Stambul, Istambul). Anna, die Komnenin, erwähnt ihren „Aufstand“ und ihre Kämpfe. Auf dem entgegengesetzten Ufer heisst eine ganze, früher viel ausgedehntere Gegend Vlaşca, „Rumänisches Land“ in der sprachlichen Form einer fremden slawischen Kanzlei (so konnten die Rumänen des linken Ufers ihr Land nicht nennen) und

Vlăsia, mit derselben Bedeutung, heisst auch der grosse Wald um Bukarest, der sich früher bis zu der auch in den byzantinischen Quellen erwähnten Steppeneinöde (Βεριγάνος) Bărăgan erstreckte, während sich weiter gegen das Schwarze Meer und ebenso westlich bis zu dem bebauten Boden das turanische Deliorman (rumänisch Teleorman) erstreckte. Es ist dieses das älteste, durch den Kontakt und die Durchdringung mit dem kaiserlich Byzantinischen — war doch hier die kaiserliche Provinz der Paristrion bis zur Parathalassia, „das Gebiet neben dem Meere", jahrhundertelang vorhanden — in politischer Form entstandene rumänische Land [1]).

Diese autonomen Christen, die unter ihren Richtern und Woiwoden lebten, hatten eine sehr alte Kultur, waren aber unfähig, von sich aus eine höhere politische Organisation zu schaffen. Die kumanische, tatarische Oberherrschaft, die durch die praktischen Notwendigkeiten, die sich aus den Beziehungen zwischen Herren und Untergebenen ergaben, gezwungen war, das nationale russische Leben in den Händen des Knezen von Moskau, der der Stammvater späterer Kaiser werden sollte, zu vereinigen, hat vielleicht dazu beigetragen, dass sich die rumänischen Kräfte im südlichen Teil des Landes sammeln konnten; denn im Norden kennen die alten Dokumente nur in der Nähe der Flüsse und Furten, d. h. an der Donau, auf dem schon angegebenen Ge-

[1]) Ich habe in der „Revista Istorică", V., S. 103 ff., die Aufmerksamkeit auf diese Quellen gelenkt und ihre Auslegung gegeben. Die Theorie wurde durch N. Bănescu (s. besonders seine letzten Feststellungen im „Bulletin de la section historique de l'Académie Roumaine", XIV) weiter entwickelt. Dazu meinen Aufsatz Le Danube d'Empire in den „Mélanges Schlumberger", Paris 1927.

biete, eine sesshafte Bevölkerung, die **brodnici**, und sie überliefern uns keinen einzigen Namen von eingeborenen Führern. Es ist sehr wohl möglich, dass eine Zusammenfassung aller Kräfte zu der Zeit begann, wo die Kumanen als kaiserliche Herren walteten und besonders in jener, wo alle Völker, die der Bedrohung durch die kriegerischen Lager des Nogai und Toktai ausgesetzt waren, diesen gehorchten. Dem Woiwoden des Südostens war es vorbehalten, das historische Problem zu lösen. Litovoiu, der Woiwode des Südwestens, hatte seine Stellung zwanzig Jahre lang behauptet, als ein Konflikt zwischen ihm und seinen Nachbarn ausbrach; dieser Konflikt wurde, wie es scheint, nicht so sehr durch das Schicksal des Gebietes von Haţeg (Hatzeg), auf den Ruinen von Sarmisegethusa, das der arpadische König ihm entreissen wollte, hervorgerufen als vielmehr durch die vorübergehende Vereinigung Severins und seiner Provinz mit den Besitzungen des Woiwoden.

In einem unglücklichen Kampf gegen einen dieser „magistri“, dieser „Bans“ von Siebenbürgen, die in dieser Zeit, inmitten der allgemeinen Anarchie, gediehen, unterlag der alte rumänische Fürst; die Sieger bemächtigten sich auch eines seiner Brüder, des Bărbat, dessen Name vielleicht in dem Dorfe Râul-lui-Bărbat, das auf der anderen Seite nahe der Grenze liegt, erhalten geblieben ist. Seneslav von Argeş oder seinem Erben Tugomir, eigentlich Tihomir, den die slawischen Quellen des Balkans, wie es scheint, auch Iwanko nennen (der rumänische Name ist Iancu), gelang es unter diesen aussergewöhnlichen Umständen die beiden Woiwodate, die rechts und links vom Alt waren, zu vereinigen. Wir haben keine anderen Nachrichten über ihn, aber sein Sohn

Basarab (tatsächlich Băsărabă, ein kumanischer Name wie Talabă, Tocsoabă, Odoabă, Tâncabă) war schon „grosser Woiwode des ganzen rumänischen Landes", des ganzen Rumänien, das heisst des ganzen noch nicht durch fremde Kolonisation beeinflussten Gebietes, welches keine anderen Grenzen hatte, als die durch die geographischen Bedingungen gegebenen.

Das Fürstentum forderte für sein Oberhaupt nicht nur die früheren Einkünfte wie den Zehnten vom Korn, Wein, Herden und Geldstrafen (g l o a b e), sondern auch die der Zölle, denn zum erstenmal gewann die Grenze eine bestimmte Bedeutung und alles, was sich an die traditionellen Vorrechte eines d o m n knüpfte, hätte ohne diese Notwendigkeiten des wirtschaftlichen Lebens, zu dem die Tataren ein halbes Jahrhundert früher den Grund gelegt hatten, in den Bergen doch nur weiter vegetiert.

Es bestand schon eine Handelsstrasse, die nach Brăila führte, aus der die Tataren, ihre Erbauer, vor ihrem Rückzug auch als Erste ihre Vorteile gezogen hatten [1]).

Sie hätte von Anfang an den in einem einzigen Staat vereinigten Rumänen dienen müssen, wenn nicht in die-

---

[1]) Ihr Rückzug muss sich in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts vollzogen haben; ihr letzter Fürst, Demetrius (was Demir, Timur bedeutet), ein heruntergekommener Nachfolger des Nogai und des Toktai, fristete sein Leben noch gegen 1330 in der Gegend der unteren Donau und in Akkerman, wo die letzten bulgarischen Zaren zwar Einkünfte genossen, aber keine politische Herrschaft ausüben konnten (s. Georg Brătianu in dem schon erwähnten Bulletin und meinen letzten Aufsatz über Cetatea-Albă [A n a l e l e A c a d e m i e i R o m â n e, 1927]). Vgl. auch Iorga, S t u d i i a s u p r a C h i l i e i ş i C e t ă ţ i i A l b e, Bukarest 1899.

sem Augenblick in Ungarn eine Erneuerung des politischen Lebens eingesetzt hätte, die durch die Energie und die Initiative, durch den ritterlichen Geist der neuen anjouischen Dynastie hervorgerufen worden war; dieses Ziel wäre erreicht worden, wenn nicht ein neuer Aspirant auf die Weltherrschaft jenseits der Donau erschienen wäre, wo Bulgarien im Sterben lag und wo Serbien nach seinem glänzenden Aufstieg unter der Regierung des „Kaisers" Stefan Duschan, in den erbärmlichen Streitigkeiten zwischen Thronbewerbern und lokalen Grössen zu versinken drohte; die neuen Ankömmlinge waren die Türken, die unter Murad I., Bajasid und seinen Söhnen vollkommene Ordnung und eiserne Disziplin, die sie von den Tataren geerbt hatten, mit dem Abenteurergeist vereinten, der „Franken" und „Sarazenen" während ihrer jahrhundertealten Konflikte in Asien zur Zeit der Kreuzzüge kennzeichnet.

Von nun an sollten die Rumänen, anderthalb Jahrhunderte lang, zerstückelt und verstümmelt, hin- und hergeworfen werden von einer Grenze zur anderen, von den Karpathen bis zur Donau, in einem unaufhörlichen Kampf der beiden Kräfte, deren Rivalität ihre Existenz ohne Zweifel sicherte, sie aber gleichzeitig hinderte, die Vorteile auszunützen, die gegen Ende des Mittelalters ein wohlabgegrenztes Gebiet, einer für den Krieg und die Zivilisation unverbrauchten Rasse bieten konnten. Sie verloren die kostbare Volkstradition, die es den ersten Woiwoden ermöglicht hatte, dem kaiserlichen Phantom der Slawen auf dem Balkan und der absterbenden Feudalität an den anderen Grenzen den gesunden, auf geographischer Basis und nationalem Charakter ruhenden Realismus entgegenzusetzen, der Tihomir und Basarab dazu geführt hatte, sich als eingeborene Fürsten

des „ganzen rumänischen Landes“ (a toată Ţara-Românească) zu fühlen, gerade so, wie Ludwig XI. sich als König seines ganzen französischen Landes zu betrachten verstand.

Loslösung der rumänischen Länder von Ungarn

Karl Robert unternahm es, das frühere Königreich der Arpaden, das bis zur Donau reichte, nach dem Muster des Westens wieder aufzurichten, wo einfache Lehnsbande z. B. die Könige von England und Frankreich in einem einzigen politischen Verbande zusammenschlossen, ohne dass der erstere sich in den eigenen Gebieten als Vasall seines Lehnsherrn betrachtete; er wollte sogar die Donau als Basis benützen, um das Leben des lateinischen Reiches im Osten zu erneuern. Nachdem Basarab ihm den Tribut verweigert hatte — denn er fühlte sich als Herrscher im modernen Sinne über ein von einer einzigen Nation bewohntes, abgegrenztes Gebiet —, wurde er von Karl Robert selbst in den Bergen von Muscel angegriffen, wohin er von einigen Woiwoden geführt wurde, die aus selbstischen Gründen zu Verrätern an ihrem Fürsten geworden waren. In Severin, das schon seit einigen Jahren mit dem rumänischen Fürstentum vereinigt war, gelang es dem Woiwoden von Siebenbürgen, Nikolaus, den Sohn des „Iwanko“ [1]), vorübergehend einzusetzen, die königliche Armee aber wurde in einem der Talkessel in den walachischen Bergen von den Truppen des Mannes, der nach den Begriffen der Eindringlinge ein einfacher Rebell war, ein „walachischer Hirte“, den man „an

[1]) Wahrscheinlich ist damit Tihomir-Iwanko (s. oben) gemeint.

seinem Barte aus seiner Höhle ziehen sollte“, vollständig eingekreist. Eine zeitgenössische Miniatur in der amtlichen Chronik, die auch die Szene darstellt, wo ein Abgesandter des Basarab kommt, um demütig einen Scheinfrieden anzubieten, zeigt zwei Momente des Kampfes bei Posada, nördlich von Câmpulung: man sieht die glänzende Ritterschaft des Königs unterhalb der Höhen, die von rumänischen Bauern besetzt sind, eiligst aufmarschieren; diese tragen lange Jacken aus Fell, lange wollene Mäntel, enge Hosen, die am Knöchel fest anschliessen; hohe, spitze Fellmützen ruhen auf den langen Locken ihrer Haare; einige sind im Begriffe, Schrecken in den Reihen der Feinde zu verbreiten, die bald durch das Gewicht der vom schützenden Felsen losgelösten Steine zermalmt oder einzeln durch Keulenschläge getötet werden sollten. Karl Robert rettete sich mit Mühe vor der „walachischen“ Rache (9.—12. November 1330); das königliche Siegel, welches in der Verwirrung der Auflösung verloren ging, wurde niemals wiedergefunden.

Obwohl der Sieger den griechischen Bischof von Vicina an die untere Donau kommen liess, um ihn zum ersten Metropoliten des Landes zu machen, dachte er nicht daran, die politische Orientierung im Osten zu ändern; während dieses selben Jahres 1330 wurden, infolge der Unruhen, die die Balkanhalbinsel zerrissen, seine Truppen, die einen bulgarischen Verwandten gegen den serbischen König unterstützten, in die Katastrophe von Velbuzd (Küstendil) verwickelt. Man sieht Alexander oder Nikolaus Alexander, den Sohn des Basarab, an der Grenze den Sohn und Nachfolger Karl Roberts begrüssen, jenen König Ludwig, dessen Laufbahn infolge seines krankhaften Ehrgeizes noch mehr von Missgeschick begleitet

sein sollte als die seines Vaters. Vielleicht wurde sogar der Tribut von 7000 Mark Silber, von denen im Jahre 1330 die Rede ist, dem jungen Fürsten angeboten, wiewohl dieses Detail in keiner Quelle erwähnt wird. In diesem Augenblick herrschte Duschan auf der anderen Seite der Donau, und Alexander, ein naher Verwandter des bulgarischen Zaren desselben Namens, hatte Ursache, die Wünsche eines Mannes zu fürchten, der die Donau als die Grenze seines „griechisch-serbischen“ Reiches ansah, sich auf das Adriatische Meer stützte und nach dem Besitz von Konstantinopel trachtete. Bürgerkriege, an welchen die ersten türkischen Banden beteiligt waren, wüteten im Byzantinischen Reich und machten es unfähig, die durch die Kreuzzüge unterbrochene Tradition wieder aufzunehmen. Als Heerführer einer neuen religiösen Expedition glaubte König Ludwig vermöge seiner persönlichen Autorität, die durch den Segen des Papstes verstärkt wurde, und vermöge der Sympathien des lateinischen Westens, dem Chaos Einhalt tun zu können. Er lebte überdies in einer Ideenwelt, die von der der Arpaden gänzlich verschieden war, die mit Halsstarrigkeit an den eroberungslustigen Neigungen der barbarischen Epoche festhielten. Er war ein König im französischen Stil, ein Anjouer aus Neapel; es gelang ihm, sich mit glänzenden Vasallen und tapferen Rittern zu umgeben, die durch Eides- und Lehnspflichten an ihn gebunden waren. Er gestattete diesem Woiwoden „seines transalpinischen Gebietes“, diesem Schattenkönig der Karpathen, seine Macht in den Tälern der rumänischen Berge zu befestigen und über die Ebene bis zur Linie der Donau auszubreiten, vorausgesetzt, dass er die Regeln der westlichen Lehnspflicht streng wahrte.

In Siebenbürgen selbst und in den angrenzenden Gebieten versuchte der Sohn Karl Roberts nicht, eine königliche Herrschaft moderner Art auf den Trümmern der alten Privilegien zu errichten. Es gab im Gegenteil niemanden, der so wie er alles verehrte, was dem Geiste des Mittelalters entsprach, zu dessen vornehmsten Vertretern er gehörte. Er versuchte sogar Formen, die im Niedergang begriffen waren, Initiativen, die in Vergessenheit geraten waren, und Anregungen, die durch den Verfall unfruchtbar blieben, neu zu beleben. Die Woiwoden, die rumänischen Knesen tauchten an allen Punkten des Gebietes an Stelle der amtlichen „magistri“ und der „Bans“ der letzten arpadischen Phase auf. Besonders in der Marmarosch und in den benachbarten Grafschaften, wo sich die ländlichen Verhältnisse im Umkreise der wenigen Städte und lateinischen Klöster, die durch germanische Kolonisation entstanden waren, noch nicht konsolidiert hatten, behielten die rumänischen Woiwoden, die getreu der Tradition von der „walachischen Gemeinschaft“ gewählt wurden, die ganze Macht über die Dörfer des nationalen Erbgutes trotz der Gegenwart des vom König ernannten Grafen. Im Banat, einem anderen Grenzgebiet, finden wir zahlreiche solcher eingeborener Führer, die jedoch rasch herunterkommen und zu einfachen Dorfrichtern werden. So kämpften rumänische Ritter an der Seite des Königs zusammen mit Nachkommen der durch den Fürsten von Argeş vertriebenen Woiwoden, und gewisse Familien wie die der Doboka (Dobăcescul) spielten im Leben des Königreiches, da sie Beziehungen zum walachischen Fürsten hatten, eine wichtige Rolle. Schliesslich, um den Fürsten zum Eintritt in den Kreis der Vasallen rumänischer Rasse zu

veranlassen, zögerte Ludwig nicht, ihm ein grosses siebenbürgisches Lehnsgut in der Gegend des Altes, zwischen diesem Fluss und den Karpathen, das den alten Ansprüchen seiner Familie entsprach, zu schaffen. Geradeso wie der französische König Johann, sein naher Verwandter, auf Kosten der Krongüter Gebiete für seine Söhne geschaffen hatte, machte der König von Ungarn aus diesem Gebiet ein Herzogtum, das Herzogtum von Făgăraş (Fogarasch, nach dem Namen des Schlosses, welches diese Gegend beherrschte). Ein wenig später, im Jahre 1360, wurde Vladislav oder Layko (Vlaicu), der Sohn Alexanders des Walachen, dessen Herr; seine Nachfolger fügten noch die rumänischen Dörfer der Umgebung von Hermannstadt hinzu, das Nebenlehen Hamlesch (Omlas), so genannt nach einem seiner ländlichen Mittelpunkte. Der Rumäne beeilte sich, seine Bojaren mit ihren Zigeunersklaven, die die Tatareninvasion gebracht hatte, zum Zwecke der Besiedlung der „neuen Gründung" hinzuschicken.

Duschan widerstand dieser Bedrohung mit Leichtigkeit; aber als Zar Alexander starb, trat Ludwig wieder als Erbe mit historischem Recht auf. Er eroberte Vidin von Strachimir, dem jungen Sohn des bulgarischen „Kaisers", der sich dort seine Residenz errichtet hatte. Der andere, Alexander von Argeş, der in Abhängigkeit von seinem Nachbarn gelebt hatte und in zweiter Ehe sogar mit einer Katholikin aus Ungarn, Clara, verheiratet war, deren Töchter in Bulgarien und Serbien regierten, betraut mit der Sendung, religiöse Propaganda zu treiben, — eine andere heiratete den ungarischen Palatin, einen schlesischen Herzog von Oppeln —, war schon am 16. November 1364 gestorben, nachdem er

die Grenzen des Fürstentums bis Brăila und Nikopolis über den ganzen Lauf der unteren Donau ausgedehnt hatte. Sein Sohn Layko, den wir schon früher erwähnt haben, war gar nicht geneigt, den Franzosen von Ofen, diesen Fremden, dessen Rechte sich auf reine historische Phantasien gründeten, im orthodoxen Osten einen Platz einnehmen zu sehen, der ihm durch die Gemeinsamkeit der Religion und durch Familienbande, die sein Vater und Grossvater geknüpft hatten, zu denen vielleicht auch noch solche einer balkanischen Mutter hinzukamen, selbst gebührte. Als Ludwig, der sich zuerst so stellte, als wolle er den walachischen Fürsten selbst angreifen, nun Vidin zur Hauptstadt des Banates, das auch die walachische Grenze überwachte, gemacht hatte, erhob er sich mit den Waffen, um sich dem Druck zu entziehen. Die Garnison von Vidin leistete keinen Widerstand, und die Chroniken der Franziskaner dieser Stadt erwähnen eine kurze Herrschaft des orthodoxen Fürsten, des Schwagers Strachimirs, des rumänischen „Königs", der zum erstenmal auf dem Balkan erschien, wo er bald Nikopolis in Besitz nehmen sollte. Nikolaus von Gara, dem Befehlshaber der königlichen Truppen, gelang es nicht, die Eindringlinge, die Severin als Stützpunkt hatten, zu vertreiben.

Als dann die Armee des Woiwoden von Siebenbürgen durch den Bodsauer (Buzău-) Pass in die Walachei eindrang, um den unternehmenden und ehrgeizigen Fürsten zu vertreiben, fanden sie an der Ialomițalinie Forts, Befestigungen und Gräben, die wohl Widerstand leisten konnten; eine zweite Linie verteidigte etwas weiter die Hauptstadt, die von Argeş über Câmpulung, wo die Kirche des fürstlichen Klosters die Überreste des

Fürsten Alexander birgt, nach Târgovişte in die Ebenso verlegt worden war. Dragomir, der Befehlshaber dieser Stadt, sammelte die Bauern zur Verteidigung des Wohnsitzes ihres Woiwoden; der siebenbürgische Vizewoiwode und der Burgvogt von Kokelburg wurden bei dieser entscheidenden Niederlage von 1369 getötet; diese hat, die Lehre von 1330 wiederholend, dem Feinde die Unmöglichkeit bewiesen, dieses „Transalpinien", in dem König Ludwig zu Beginn seiner Regierung den Sachsen von Kronstadt Handelsprivilegien gab, wie wenn es sich einfach um eine Provinz ohne Herrn gehandelt hätte, in Besitz zu nehmen. Er musste sich damit abfinden, eine definitive Grenze anzuerkennen; er befestigte den Törzburger Pass (Bran, ein Personenname, wie auch Terciu, woher der deutsche und magyarische Name kommt), wo die Törzburg errichtet wurde, und den Roten Turmpass, der von der Landskrone verteidigt wurde. Was Severin anbelangt, so kam dasselbe bald wieder unter rumänische Herrschaft.

Gründung eines zweiten rumänischen Fürstentums in der Moldau

In dem Augenblick, wo von dieser Seite jede Hoffnung schwand, die Karpathenpässe der Krone zu erhalten, verlor Ludwig auch den östlichen Abhang, obwohl die Fürsten von Argeş, die gezwungen waren zu gleicher Zeit die Linie der Donau zu erobern, ihre Unabhängigkeit gegen Ungarn zu verteidigen und die Bewegungen der Türken, die schon Herren von Adrianopel geworden waren, zu überwachen, noch nicht versucht hatten, ihre Forderungen nach „dem ganzen rumänischen Land" zu verwirklichen.

Schon in einem früheren Zeitpunkt hatten die Ungarn auf dem östlichen Abhang in der Richtung des Sereth Stützpunkte gesucht, um sich unter anderem den Besitz der Salzbergwerke von Ocna zu sichern. Der Plan, in Milkow (Milcov[1]), welches indessen niemals wieder aufgebaut wurde, ein Bistum der Kumanen wiederherzustellen, wurde nicht so schnell aufgegeben, und die benachbarte Stadt Bacău, wahrscheinlich eine ungarische Gründung (Bakó) wie auch Trotuş oder Totruş (magyarisch Tatros) am gleichnamigen Fluss, scheint der Wohnsitz des lateinischen Prälaten gewesen zu sein; im Jahre 1332 verlangte Karl Robert vom Papst die Ernennung Veits, seines eigenen Kaplans, auf diesen Posten. Die alten sächsischen Siedlungen, die zur Ausbeutung der Bergwerke bei Baia in der nordwestlichen Ecke des Distriktes, zwischen den Karpathen und dem Sereth, gegründet worden waren, bestanden noch, doch waren sie bedeutend weniger wichtig geworden als Rodna, ihr siebenbürgischer Rivale.

Der neue König von Ungarn schuf zuerst einen östlichen Grenzdistrikt von Siebenbürgen und vereinigte in der Hand seines getreuen Andreas, des Sohnes des Laczk (Laţcu), der wahrscheinlich rumänischer Herkunft war, die Verwaltung der Marmarosch, der Szekler, der Grafschaft von Kronstadt, und gab ihm die Würde eines Grafen von Satmar im Westen Siebenbürgens und sogar auch die des Woiwoden dieser Provinz. Er war nicht berufen, einem Versuch der Rumänen einen zweiten unabhängigen Staat zu bilden Widerstand zu leisten, sondern die letzten Invasionen der Tataren, die von christlichen Elementen, welche ihnen zur Verfügung standen, mehr oder weniger unter-

[1]) Vgl. Braşov-Brassó.

stützt [1]), im Jahre 1352 die Grenze Siebenbürgens, das Gebiet der Szekler erreichten, aufzuhalten. Der König selbst musste dazwischentreten, um die Angriffe der Barbaren zu brechen, zu denen sie durch die galizische Anarchie, zur Zeit der unaufhörlichen Kämpfe zwischen den Litauern des Nordens und den Polen des Ostens, wegen des Besitzes der Überreste des alten, im vorangegangenen Jahrhundert so mächtigen rotrussischen Königreiches ermutigt worden waren. Als der endliche Sieg die Reste der Horden vertrieben hatte, vertraute Andreas die Verteidigung des eben besetzten Gebietes in der Gegend von Baia bis zum Lauf der Moldova einem Subalternen an, einem einfachen königlichen Hauptmann, den er unter den rumänischen Woiwoden der Marmarosch gewählt hatte, dem Sas, Sasul [2]), Sohn des Dragoş. So wurde, allein im Interesse der Krone, ein „moldauisches Land“ geschaffen, das als Damm gegen etwaige neue Einfälle von Osten dienen sollte. Ausserdem folgte bald darauf ein anderer rumänischer Woiwode aus derselben Marmarosch, Bogdan aus dem Dorfe Cuhea, der schon seit lange durch seinen rebellischen Geist, seine Kühnheit und die Unbezähmbarkeit seines Widerstandes bekannt war, dem Beispiel der Walachen Tihomir und Basarab, die trotz aller Anstrengungen Ungarns eine vollkommene und sieghafte Unabhängigkeit errungen hatten. Beim Tode des

---

[1]) Sogar nach Mittelitalien waren die Rumänen den tatarischen Herren, — wie von einer franziskanischen Chronik gesagt wird —, als Helfer nachgeeilt. In Siebenbürgen hatten die Tataren, nach dem Zeugnis des Mönches Rogerius, rumänische Knesen eingesetzt.

[2]) Eine Ortschaft am Pruth in dieser Moldau heisst Cornul-lui-Sas, „des Sas' Ecke“. Sas ist Sachse; die Rumänen haben auch Namen wie Turcul, Tatarul usw.

Sas brach unter den Rumänen der neuen Provinz eine Empörung aus und Bogdan beeilte sich, den Söhnen des Verstorbenen, Balc oder Baliţa und Dragul, das Erbe zu entreissen. Diese wurden später die Nachfolger des Andreas in der schwierigen Aufgabe, diese östlichen Grenzen, die dank des Erfolges des „Usurpators" wieder bei den Karpathen endigten (1365), zu verteidigen.

Diese Provinz, deren Fürsten erst später den nationalen Titel „rumänische Fürsten der Moldau" annahmen, wäre ewig auf diese Karpathentäler beschränkt geblieben, und der König hätte sich ihrer bei der ersten günstigen Gelegenheit bemächtigen können, denn zahlreiche ungarische Angriffe zeigen, dass er sich mit ihrem Verlust nicht abgefunden hatte, wenn nicht die Eröffnung einer zweiten Handelsstrasse jenseits des Sereth, die Gründung eines grossen und mächtigen Fürstentums nötig gemacht hätte, dessen Unabhängigkeit schon von Anfang an den königlichen Charakter besass, den die souveränen Eigenschaften eines d o m n in sich schliessen.

Das frühere Rot-Russland hatte tatsächlich niemals die Gebiete zwischen Sereth und Pruth besessen und noch weniger das der sanft gewellten Ebenen, die sich zwischen diesem letzteren Fluss und dem Dnjestr ausbreiten. Auf diesem Gebiet, nördlich von jenem der alten „Brodniker", blieben die Tataren bis tief in das 14. Jahrhundert hinein die Herren; gegen 1360 nahmen sie noch Zollrechte für sich in Anspruch und ebenso die Einkünfte des Khan von Akkerman, und ihre Streifzüge hörten, wie wir schon gesehen haben, erst nach dieser Zeit auf. Im Schatten der Autorität der heidnischen Herrscher der Steppe teilten die grossen Grund-

besitzer die Täler unter sich auf; man findet ihre Namen mit dem Hinweis auf das Gebiet, welches sie besassen [1]), in den Urkunden der Nachfolger des Bogdan, die sie mit ihrer ganzen kriegerischen Macht unterstützten.

Was aber diesem Land seine aussergewöhnliche Wichtigkeit gab, war die Entwicklung der Handelsstrasse. Von den Tataren geschaffen, führte sie von Rot-Russland, das litauisch und polnisch geworden war, nach den tatarischen Häfen der Krim, wo sich die reichen und unternehmenden Genuesen niedergelassen hatten, die seit der Wiederherstellung des byzantinischen Reiches in Konstantinopel Herren des Schwarzen Meeres waren, ohne den bis zum letzten Augenblick tatarisch gebliebenen Hafen von Moncastro-Akkerman, wo sich die Genuesen für einige Jahre niederliessen, und ebenso Licostomo - Chilia zu erwähnen, eine genuesische Kolonie, die inmitten der Mündung des Flusses selbst lag, um als Handelsplatz für den donauischen Getreidehandel zu dienen, den die Republik um das Jahr 1360 mit grosser Erbitterung ihrem Rivalen Venedig streitig machte.

Schon die letzten russischen Fürsten, die sich in das Erbe ihrer königlichen Vorfahren geteilt hatten, hatten auf dem Gebiet von Halitsch deutsche, armenische und dann auch jüdische Kolonien gegründet. Lemberg, russisch Lwów, trägt den Namen des russischen Fürsten Leo. Der Mann, der der Stadt Lemberg wie auch ihrem Rivalen Krakau die grosse kommerzielle Bedeutung gegeben hat, die sie in der Tat besassen, war der polnische König Kasimir, der dort das „Magdeburgische Recht“ einführte, das rein deutsche Recht,

[1]) Dorohoiu, Şomuz usw.

das kein „ruthenischer Brauch“ beiseite schieben durfte. Als Ludwig von Ungarn nach dem Tode seines Onkels Kasimir das gesamte Königreich Polen erbte und seine Beamten in Galizien, das mehr als einmal von seinen ungarischen Vorgängern des Mittelalters beherrscht worden war, einsetzte, entstanden zwischen den neugegründeten deutschen Städten und den alten Städten Oberungarns Beziehungen, die dazu beitrugen, diesen kontinentalen Handel der Levante, der auf Grund der Privilegien des Kasimir entstanden war, zu festigen.

Dieser Handel hatte um dieselbe Zeit zur Loslösung des an der See gelegenen Teiles des Erbes des bulgarischen Zaren Alexander als unabhängiges Gebilde geführt, das in gewisser Hinsicht den Grenzen des byzantinischen Besitzes am Schwarzen Meer entsprach. Ein gewisser Dobrotitsch, Erbe des Balica, eines rumänischen Edelmanns, der in Cavarna lebte, machte sich zum Fürsten der Küste, die von verschiedenen Völkern, in erster Reihe von Griechen bewohnt wurde [1]). Ein Teil der Gebiete, die bis dahin von Demetrius-Timur, dem Tataren, beherrscht worden waren, fiel ihm zu. Dieses territoriale Gebilde, das allein den augenblicklichen Bedürfnissen des Handels entsprang, hat, in der Sprache seiner türkischen Eroberer, im Namen Dobrudscha (rumänisch Dobrogea) jenen seines Gründers bewahrt.

Diese Verbindungslinie zwischen dem Westen einerseits und dem tatarischen und türkischen Osten andererseits musste zur Einführung einer festen politischen Ordnung in den Tälern des Sereth, Pruth und Dnjestr führen. Während die eigentliche moldauische Gegend nur kümmerlich, in wirtschaftlicher Hinsicht

---

[1]) S. meinen letzten Aufsatz über ihn in der Revue historique du Sud-Est européen, Jahrgang 1928.

abhängig von Siebenbürgen, von der Stadt Kronstadt und der nahen, weniger wichtigen Stadt Bistritz, dem sächsischen Mittelpunkt des Nordostens der Provinz, lebte, sprossen unversehens neue Städte als Stationen der Karawanen auf: zunächst im Tale des Sereth, wo eine Stadt gleichen Namens entstand, im Tale seines ersten westlichen Nebenflusses Suceava, das eine Festung und die wohlhabende Hauptstadt des moldauischen Fürstentums werden sollte; in der Nähe des Pruth Ţeţina, aus dem später Czernowitz wurde; Jassy, das die orientalischen Kaufleute schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts besuchten; dann am Dnjestr Hotin (polnisch Choczim), ein Schloss, das den Fluss beherrschte, um den sich ständig die Polen und Moldauer stritten; endlich die Stadt Tighinea („Teghin“ oder „Tehin“ für die Nachbarn), die ohne Zweifel schon den Tataren als Zollhaus gedient hatte. Während zwischen dem Sereth und den Karpathen nur Baia lag, ein kleiner Marktflecken, den man für den Augenblick zur Würde eines lateinischen Bistums erhoben hatte (die Überreste einer schönen gotischen Kirche sind noch vorhanden), die Zitadelle von Neamţ in den Bergen und die ungarischen Mittelpunkte im Süden — Ocna, Slănic, Bacău (das episkopale Milcov war verschwunden, fast ohne eine Spur zu hinterlassen), — forderte die andere Region, die vom galizischen Handel nach Moncastro und Caffa abhing, durch die geographische und wirtschaftliche Lage gezwungen, gebieterisch die Einsetzung eines geachteten Herrn, eines starken Soldaten, der mit dem Degen in der Hand den freien Verkehr der Kaufleute aller Nationen bis zu den Italienern der Krim, die bald den Weg nach Suceava fanden, verbürgte.

Westliche Einflüsse bedrohten von Anfang an die Unabhängigkeit dieses Staates. Unter Laţcu, dem Sohn des Bogdan und dem Gatten einer orthodoxen (wahrscheinlich russischen) Prinzessin veranlassten deutsche Mönche die Gründung eines lateinischen Bistums, ähnlich dem von Argeş, in der Stadt Sereth, wo sich die Dominikaner mit ihren Brüdern, den Franziskanern, um den Boden stritten. Die Tochter und Erbin Laţcus, Muşata, hatte den katholischen Glauben angenommen und nannte sich Margarethe. Bis vor kurzem glaubte man noch, dass einer der Koriatowitsch von Galizien, podolische Fürsten, die sich auch in der Marmarosch ein Lehnsgut geschaffen hatten, Jurg, für einige Monate Fürst der Moldau gewesen sei; er kommt in dem offiziellen Verzeichnis der Fürsten nicht vor und alle anderen Belege für seine moldauische Herrschaft sind für ungültig erklärt worden[1]). Doch blieben die Nachkommen Bogdans, die Söhne und Enkel der Margarethe, rumänische orthodoxe Fürsten.

Der neue Staat schuf sich seine definitiven Grenzen im Norden auf Kosten Polens. Peter, der älteste Sohn Margarethens, zog aus den Schwierigkeiten, in denen sich Jagello, der litauische Grossfürst, der die Tochter und Erbin König Ludwigs, Hedwig, geheiratet hatte, durch die Streitigkeiten mit seinem Schwager und Rivalen Sigismund von Luxemburg, dem König von Ungarn befand, Vorteile, indem er sich des Distriktes von Szepenik (im Rumänischen Şipinţ) mit den Festungen Hotin, Ţeţina (Czeczyn) und „Chmielow“ bemächtigte. Durch die nach absolut tatarischem System organisierten

[1]) S. den Aufsatz P. P. Panaitescu's in der Festgabe für M. Hruschewski (Kiew) und meine Notiz darüber in der Revista Istorică, Jahrgang 1928, S. 320.

Zolleinnahmen wurde Peter reich und „lieh" seinem Nachbarn 3000 „fränkische Rubel", das heisst genuesische Silberstücke aus Caffa, die dieser nicht wieder zu erstatten gedachte. Dagegen erhielt Peter als eine Art Pfand ein erstes unbestimmtes Versprechen auf das „Gebiet von Halitsch" und dann das Gebiet selbst, über das seine Rechte später formell, in einem 1411 abgeschlossenen Vertrag anerkannt wurden. Dieses liegt in der galizischen „Ecke" auf der Karpathenseite und umfasst die wichtigen Orte Kolomea und Sniatyn, wo es bald moldauische Starosten gab. Seinen Lehnspflichten entsprechend, begab sich Peter nach Lemberg, um dem „Grossfürsten und Erben von Russland" persönlich seinen Schwur zu leisten und um ihm auch ein Kontingent seiner Truppen zu versprechen; doch tat er dieses nur, um seinen Besitz zu vergrössern und um die zu jeder politischen Gründung notwendigen Grenzen zu erhalten.

Rivalität zwischen der Walachei und Moldau im 15. Jahrhundert

Die Walachei wurde durch die Entstehung dieses neuen politischen Gebildes in ihrer Entfaltung beeinträchtigt und dennoch machte sie keinen Versuch, dasselbe durch die Gewalt ihrer Waffen zu vernichten: ein einziges Mal betraten walachische Truppen die Moldau, um einen feindlichen Fürsten zu entfernen. Das Gebiet nördlich der Donau, genannt Bessarabien, weil es der Dynastie der Basarab gehört hatte, wurde bald moldauisches Land; der Fürst Roman legte sich im Jahre 1392 den Titel „Herr von den Bergen bis zum Meer" bei. Die beiden politischen Gründungen der ru-

mänischen Rasse bestanden hinfort nebeneinander und hatten ihre Grenze im Norden Milcovs und des Distriktes von Putna, dann weiter am unteren Sereth.

Die Moldau, obwohl die neuere Schöpfung, erreichte ihre natürlichen Grenzen am Dnjestr und an der Donau viel rascher; ihre besondere Lage gestattete ihr früher, sich ein ruhiges Leben und eine gedeihliche Entwicklung zu sichern.

Die Karpathen, an die sich die Walachei anlehnt, werden von einer grossen Anzahl von Pässen mit ziemlich leichten Zugängen durchquert; die Könige von Ungarn waren durch die Festungen, die sie dort errichten liessen, Herren des Verkehrs von der Landskrone bis zum oberen Tale des Bodsauflusses. Nach ihnen kam der Nachfolger Karl Roberts und Ludwigs, der Kaiser Sigismund, der in der Walachei als Verbündeter des rechtmässigen Fürsten erschien und als Feind der vom Sultan geschickten Usurpatoren, 1394 gegen den Eindringling Vlad und 1427 gegen Radu den Kahlen, einen anderen Schutzbefohlenen der Türken, ohne von der Intervention des Woiwoden von Siebenbürgen im Jahre 1420 weiter zu sprechen, die mit einer Niederlage endete. Später konnte Johann Hunyadi, der grosse rumänische Krieger, der die Geschicke Ungarns bestimmte, nach seinem Belieben auch die Angelegenheiten der Walachei, die seiner Bevormundung stärker unterworfen war als das andere Fürstentum, regeln. Auch in der Folge bestimmte noch Siebenbürgen das Schicksal der benachbarten Walachei, obwohl eine walachische Invasion jenseits der Berge für einen unternehmenden Woiwoden ein Leichteres gewesen wäre; so wie z. B. jener Vlad der Teufel es war, der 1438 die Truppen seines Herrn, des Sultans führte, oder wie die

Nachfolger dieses Vlad im 16. Jahrhundert bis zu Michael dem Tapferen, die in das Land eindrangen, nur um die inneren Streitigkeiten dieser Provinz zu schlichten oder sogar zu dem Zweck, um rein instinktmässig die höheren Ziele ihrer Rasse zu verfolgen.

Die grosse Gefahr konnte indessen nicht von dieser Seite kommen, denn das ungarische Königtum, das zuerst den katholischen Glauben und den westlichen Imperialismus im Osten vertreten hatte, dann die Traditionen des französischen Lehnswesens fortsetzte, gelangte schliesslich unter Sigismund, dem pomphaften germanischen Cäsar dahin, rein persönlichem Ehrgeiz zu dienen, statt den Interessen der Dynastie dienlich zu sein. Als nach dem frühen Tode Alberts von Österreich, dem Schwiegersohn Sigismunds, nach der Katastrophe von Varna, wo der König von Ungarn und Polen Wladislaw Jagello unter den Hieben der siegreichen Türken fiel, Hunyadi, der Woiwode von Siebenbürgen, Graf der Szekler, Gouverneur des Königreichs und Kreuzzugsführer, die Leitung der Angelegenheiten in seine eiserne Hand nahm, erschien er nicht als der Beauftragte eines modernen Ungarn, das nach neuen Gebieten lüstern war, sondern als das berühmte und mächtige Haupt eines christlichen Bündnisses. In diesem Bündnis spielten neben dem serbischen Despoten Georg Brankowitsch, der meist aufrührerisch oder verräterisch war, die Fürsten der Donau und der Karpathen die erste Rolle; sie brauchten sich übrigens nur in dem Augenblick, wo eine neue Unternehmung gegen den Sultan geplant war, an der Spitze ihrer Ritter, ihrer Bojaren, ihrer gedungenen Krieger und freien Bauern zu zeigen.

Die moldauischen Pässe sind viel weniger zahlreich und

waren viel schwerer zu überschreiten zu einer Zeit, wo ein Teil des Szeklerlandes, in der Ausdehnung „von zwei ganzen Komitaten", wie es in einer offiziellen Erklärung Österreichs, das sich diesen widerrechtlich angeeignet hatte, heisst, zum Fürstentum gehörte. Nach den Versuchen König Ludwigs, seine Autorität im Gebiet von Baia wiederherzustellen, gab es nur noch eine grosse ungarische Unternehmung gegen den neuen Staat: diejenige des Königs Sigismund, der, nachdem er den Sereth überschritten hatte, bis Hârlău, einer der Residenzen des Woiwoden Stefan, nördlich von Jassy, vordrang und diesem einen Vasallitätsvertrag auferlegte, der, wenn er durchgeführt worden wäre, für das Land eine neue Lage geschaffen hätte. Wenn auch Hunyadi in der Moldau denselben bestimmenden Einfluss hatte wie in der benachbarten Walachei, wenn auch Fürsten wie Bogdan II. und Peter Aaron gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts Konventionen abschlossen, durch die er gute Freunde und Abhängige gewann, wenn auch Chilia, die neue moldauische Festung, gegenüber dem verfallenen Licostomo, ihm sozusagen persönlich zu dem Zweck überlassen wurde, sie zur Basis für den Kreuzzug zu machen, so übte er doch seinen Einfluss nicht in so nachhaltiger Weise aus wie in dem anderen Fürstentum, wo der Fürst Vlad der Teufel (Dracul), übrigens ein Mann von grosser Energie, der an der Schlacht von Varna auf Seite der Christen teilgenommen hatte, vom Gouverneur Ungarns unvermutet gefangen genommen und getötet wurde, ebenso wie auch sein ältester Sohn, in seinem eigenen walachischen Land.

Ludwigs Lehnsansprüche waren tatsächlich an den Polen, den Erben seiner Rechte in Galizien überge-

gangen. Unter diesem Titel, und als Oberherr Pokutiens, erhob der heidnische Jagello, der unter dem Namen Wladislaw „König von Polen und Ungarn“ geworden war, den Anspruch, die ganze Moldau unter seine Lehnsherrlichkeit zu bringen; zu gleicher Zeit versuchte er mit der Walachei des Fürsten Mircea, des Neffen des Laicu, Verträge abzuschliessen, die sich gegen seinen Rivalen richteten, wie z. B. der, welchen er durch Vermittlung des Moldauers Peter im Jahre 1389 abgeschlossen hat. Peters Bruder und Nachfolger, Roman, verschwand nach der Schlacht von Worskla, wo die Truppen des Jagello denjenigen seines litauischen Vetters Witold, der dreissig Jahre lang gewünscht hatte König eines neuen, unabhängigen Staates zu sein, die Stirne boten. Während der langen Regierung Alexanders des Guten, des Sohnes und zweiten Nachfolgers Romans, war es die Sorge um die pokuzischen Gebiete, die die Beziehungen zwischen Wladislaw und seinem moldauischen Nachbarn beherrschte. Alexander erschien sogar vor dem König in diesem Pokutien, auf das er noch einmal seine Anrechte, die von der alten „Anleihe“ herrührten, geltend machen wollte; nach dem Tode der Prinzessin Anna heiratete er Ryngalla, die litauische Cousine seines Bundesgenossen und „Lehnsherrn“, für die er eine katholische Kirche in Baia bauen liess, ohne dass es ihm jedoch gelungen wäre, die widerspenstige Seele seiner königlichen Gemahlin an sich zu fesseln; er musste sich von ihr trennen und ihr reiche Mittel überlassen. Moldauer nahmen 1422 in Marienburg an dem Kriege der Polen gegen die deutschen Ordensritter teil, deren baltische Provinz diesen den Zugang zum Meer verwehrte; Pokutien war dem moldauischen Fürsten durch einen neuen

Vertrag schon im Jahre 1411 feierlich zugesprochen worden.

Kurz nachdem Alexander das letzte Ziel seiner Anstrengungen erreicht hatte, nahm er den Titel „Autokrat" an, den man schon in den Urkunden seines Vaters findet. Auf einem Messgewande ist rings um sein Bildnis und das seiner Frau Marina eine griechische Inschrift zu sehen, die von diesem „Autokraten" und auch von der „Autokratin" spricht. Die Ehe mit Ryngalla war gelöst worden und der neue katholische Sitz in Baia geriet ebenso schnell in Verfall wie der alte Bischofssitz in Sereth. Den Traditionen seines Vaters, des alten Freundes der Litauer folgend, unterstützte Alexander Witolds Nachfolger Swidrigailo in seinem Kriege gegen Polen. Pokutien, das man ihm immer noch streitig machte, wurde 1432, einige Monate vor dem Tode des grossen Organisators der Moldau, mit Waffengewalt erobert. Der Streit, der nach dem Tode des Greises (1433) zwischen seinem rechtmässigen Sohn Elias, der mit der Regierung verbündet und mit einer Schwester der neuen Königin von Polen vermählt war, und einem anderen Sohn, Stefan, der jeden Überfalls und jeden Verbrechens fähig war, ausbrach, ermöglichte es Polen, für einige Jahre alles wieder zu gewinnen, was es verloren hatte. Bevor sie sich 1435 die Einkünfte des Fürstentums, das übrigens in politischer Hinsicht ein Ganzes blieb, teilten, opferte zunächst Stefan selbst, dann Elias Pokutien und später auch das Gebiet von Szepenik das jedoch niemals von königlichen Truppen besetzt wurde; die Verpflichtung, Militärdienste zu leisten, wurde erweitert, und zum ersten Male zahlte die Moldau einen Tribut nach tatarischer Art, der aus Ochsen, Pferden, Stücken orientalischen Tuches bestand und aus

Fischen (Stör) aus den Donaufischereien von Chilia. Später hoffte man die Söhne der Polin Marinka, Roman II. und Alexander II., dazu zu gebrauchen, Cetatea-Albă und die untere Donau dem Königreich einzuverleiben; eine polnische Armee erschien, um gegen Bogdan, den Sohn des alten Alexander und Schützling Hunyadis, zu kämpfen, der die Rechte Alexanders an sich reissen wollte; aber die königliche Armee wurde in den Wäldern von Vasluiu bei Crasna vernichtet. Nachdem Bogdan von seinem eigenen Bruder, Peter Aaron, der ihm folgte, ermordet worden war, neigte der verbrecherische Usurpator das moldauische Banner zugleich vor Ungarn und auch vor Polen — nicht zu vergessen den ersten Tribut, den er im Jahre 1445 dem türkischen Sultan, der Herr des Schwarzen Meeres geworden war, zahlte.

Die Rumänen und die Türken

Es wäre ein grosser historischer Irrtum, zu glauben, dass die osmanischen Türken, die Banden Urchhans, des Emirs von Brussa, und seiner Söhne Soliman und Murad in Europa als wilde Horden erschienen seien, durchdrungen vom Geiste der Eroberung und entschlossen, auf den Trümmern der christlichen Niederlassungen auf der Balkanhalbinsel einen neuen mohammedanischen Staat zu gründen. Als alte Bundesgenossen von Byzanz, die in ihrer Art Krieg zu führen zweifellos ebenso barbarisch waren wie irgend eine bulgarische Bande jener Zeit, begannen sie damit, solche Punkte zu besetzen, die ihnen gestatteten, den Karawanen Lösegeld abzunehmen. Dieses sind die Umstände, die sie später dazu führten, die ersten Niederlassungen in eine politische Organisation, „Lehnsherrschaft“, „Königreich“, dann

„Kaiserreich", umzuwandeln, in denen sich die alten Normen des Djengis mit den römischen Erinnerungen Sultanen der Invasion eingingen.

Zu einer Zeit, wo Venedig seinen ausgezeichneten Freund, den „Kaiser der Türken", Murad umschmeichelte, konnten die balkanischen Dynastien auch nicht als hartnäckige Feinde dieser neuen Nachbarn erscheinen, gegen die sie die christliche Zivilisation verteidigten. Jedermann suchte im Gegenteil Bündnisse mit ihnen zu schliessen und ihrer Hilfe teilhaftig zu werden; in Asien hielten es die kaiserlichen Prinzessinnen von Trapezunt nicht für unter ihrer Würde, die Titular„katuns" der türkischen Führer des benachbarten Distriktes zu sein; ebenso wurden im 14. Jahrhundert zwei Töchter des Kaisers an Mitglieder der osmanischen Familien verheiratet, während der Zar von Trnowo und später selbst die Nachkommen der serbischen Kaiser ähnliche Familienverbindungen mit den von Byzanz mischten.

Die ersten Kämpfe gegen die Türken, die von den lateinischen Fürsten des Balkans mit Unterstützung des Papstes oder von den Nachfolgern des Duschan in Mazedonien geführt wurden, waren örtlicher Art; es handelte sich nur darum, die Unabhängigkeit dieser oder jener Region mit Lehnscharakter gegen den neuen Imperialismus, der am Horizont auftauchte, zu verteidigen. Wir wissen jetzt, dass die Rumänen, die an der Schlacht an der Maritza (1371) teilnahmen, aus Thessalien stammten, wo sie unter der Obrigkeit griechischer Fürsten lebten. Laicu, der Woiwode der Walachei, liess sich in Nikopolis nieder, doch scheint er die Stadt durch Überrumpelung genommen zu haben. Der Kreuzzug, den König Ludwig zu organisieren die Aufgabe gehabt hatte, miss-

lang, und es wurde ihm der Ruhm, nach dem er gestrebt hatte, die Feinde des Christentums vom Balkan zu vertreiben, nicht zuteil. Es ist durch die Quellen nicht erwiesen, dass an der Schlacht von Plotschnik (1387), wo die Serben Sieger blieben und bei der von Cossovo (Amselfeld 1389), wo der König Lazar besiegt wurde und fiel, seinen Gegner, den Sultan Murad, jedoch mit sich in das Grab nahm, Rumänen beteiligt waren; ebenso ist auch von einer Teilnahme der Ungarn nichts bekannt. Der neue Fürst Mircea, Sohn des Radu und Neffe des Laicu, hatte nur kurz vorher als Nachfolger seines Bruders Dan, der in Bulgarien den Tod gefunden hatte, den walachischen Thron bestiegen. Das Zarenreich von Trnowo fiel ohne Kampf im Jahre 1393; eine Stadt nach der anderen erhielt türkische Garnison und die Christen des linken Ufers mischten sich nicht in einen Kampf, den der orthodoxe Osten nicht als den Beginn einer neuen Ära für die ganze Welt erkannte.

Was die Walachen in diesem Augenblick interessierte, war die Thronfolge in Ungarn, das seit 1391 ständig von türkischen Banden heimgesucht wurde. Mircea liess sich von Wladislaw Jagello einen Zuwachs zu seinem siebenbürgischen Lehnsgut geben; er bestand aus den rumänischen Dörfern in der Nähe von Hermannstadt, deren Mittelpunkt Hamlesch (Amlaş) war; in dem Vertrag mit dem zweiten Schwiegersohn König Ludwigs findet sich nicht ein Wort über die Verteidigung des Christentums. Es fanden sich sogar walachische Bojaren, die aus Unzufriedenheit über Mircea den neuen Sultan Bajasid ins Land riefen; der Fürst Vlad, der von den Türken, im Jahre 1394, trotz ihrer Niederlage

bei Rovine, in den Donausümpfen, eingesetzt wurde, scheint ein natürlicher Sohn Laicus gewesen zu sein.

Die Ausdehnung der ottomanischen Macht erweckte das christliche Gewissen sowohl bei den Ungarn als auch bei den Rumänen der Walachei, denen die gleiche Gefahr drohte. Sigismund, der schon in die Moldau eingefallen war, um den Fürsten Stefan, den Vasallen Jagellos und den Freund der Türken, zu bestrafen, empfing Mircea und den Rest seiner Armee in Kronstadt; in dem zwischen den beiden Fürsten abgeschlossenen Vertrag ist von keinem Vasalleneid die Rede, wie ihn die Anjouer ihren Zeitgenossen, den Woiwoden von Argeş, aufzuerlegen versucht hatten. Nach diesem offenen Kreuzzugsbündnis stiegen die königlichen Truppen in das Alttal hinab, um Vlad und seine heidnischen Beschützer zu verjagen; bei ihrer Rückkehr wurden sie jedoch von den Bauern der Berge ebenso überrascht wie ihre Vorgänger bei Posada, und erlitten grosse Verluste.

Dann kam die Schlacht bei Nikopolis, wo das Rittertum der Lehnsherren eine furchtbare Niederlage erlitt (September 1396) und die Soldaten des Bajasid, Janitscharen und Spahis, sich ein Vergnügen daraus machten, Gefangene, die den besten Häusern Frankreichs und Deutschlands angehörten, niederzumachen. Mircea war geflohen und das Boot, das den verzweifelten Sigismund entführte, verschwand auf dem mit Leichnamen angefüllten Fluss; die Flüchtlinge wurden am linken Ufer von den Leuten Vlads ausgeraubt; dieser war an der Macht geblieben und widerstand bis 1397 den Angriffen Stibors, des Woiwoden von Siebenbürgen, der sich seiner aber schliesslich doch bemäch-

tigte. Die Rache der Türken tauchte die walachische Ebene noch einmal in Blut, nachdem der rechtmässige Fürst durch die Waffen seiner Verbündeten wieder eingesetzt war; es gelang Mircea trotzdem, sich an der Donaulinie zu behaupten, wo er die wichtige Furt von Giurgiu befestigt hatte.

Bajasid selbst wurde indessen bei Angora (1402) durch die frischen türkischen Truppen von echterem barbarischem Charakter, durch den ihm überlegenen Rivalen, den Grosskhan Timur besiegt, und sein Erbe sollte nach langen Streitigkeiten unter seinen Söhnen geteilt werden. Soliman und Musa stritten sich vor dem Auftreten ihres Bruders Mohammed I., des Sultans von Asien, der die Einheit des ottomanischen Reiches wiederherstellen sollte, um die Herrschaft in Europa. Nachdem König Sigismund, der jetzt Kaiser des Westens war, zurzeit andere Sorgen hatte, und die Ungläubigen ihm nur dann Interesse abgewinnen konnten, wenn sie in der Lage waren, in sein Königreich einzufallen, versuchte Mircea, der inmitten des Wirrwarrs jenseits der Donau allein geblieben war, eine Rolle zu spielen, indem er die feindlichen Brüder gegeneinander ausspielte. Da er Musa begünstigte, der auch der gute Freund des serbischen Despoten Stefan, des Erben des Lazar war —, die Serben unter Mark Kralievitsch hatten in den Reihen der Muselmanen an der Schlacht von Rovine teilgenommen, nach der man den Helden der Legende unter den Toten fand —, verständigte sich der walachische Fürst mit ihm im Augenblick des gemeinsamen Sieges, um vom Freunde die Festungen des rechten Ufers, beginnend mit Silistrien, als Lehen zu erhalten. Er wendete so im Süden gegen diesen jungen Türken, der durch das Milieu des Balkans stark beeiflusst war,

dasselbe System der Expansion an, wie es Laicu den lehnsherrlichen Bestrebungen König Ludwigs gegenüber angewendet und das er selbst Jagello, dem Erben von Ungarn gegenüber verfolgt hatte. Das Erbe des byzantinischen Despoten Dobrotitsch war nicht an dessen Sohn, mit dem die Genuesen einen Vertrag schlossen, gefallen, denn dieser Sohn Iwanko war nicht selbst zum Despoten ernannt worden, um auf diese Weise die Gesetzmässigkeit seiner Rechte zu erlangen, sondern an den walachischen Nachbarn, der, als Sohn der griechischen Prinzessin Kallinikia, diesen Titel kaiserlichen Bündnisses erhalten hatte, den die serbischen und bulgarischen Adligen und sogar der lateinische Fürst der Inseln des Archipelagus durch Ränke zu gewinnen trachteten. Aber die territorialen Notwendigkeiten und die Bedingungen, die durch das Leben auf einer einheitlichen, streng umgrenzten geographischen Fläche für die Entwicklung des rumänischen politischen Lebens gegeben waren, verhinderten neuerdings diese Ausbreitung nach dem Süden, die die Epoche des Boirebista zu erneuern schien. Die Dobrudscha war, wie wir gesehen haben, zwar früher mit dem linken Donauufer vereinigt. Sie bildete, auch nachdem die Donau ihren Lauf verändert hatte, — insofern sie nicht eine maritime Region der dekadenten Griechen war — ein Donaugebiet für die Ausbreitung der rumänischen Rasse, und sie blieb bis zur nächsten endgültigen Eroberung durch die Türken unter dem Einfluss der Walachei, aber diese Städte des rechten Ufers konnten gegen eine feindliche Wiederkehr der Ottomanen, die durch die Freundschaft mit Musa momentan beruhigt waren, nicht verteidigt werden. Schon 1413 erlag dieser Sultan in einem Kampfe gegen seinen jüngeren Bruder, den

Asiaten, und, obwohl Mircea sofort Anwärter, deren Gesetzmässigkeit zweifelhafter Natur war, vorschob, gelang es ihm keineswegs, die Dobrudscha zu verteidigen, ja nicht einmal die Zitadelle von Giurgiu, deren Bau ihn schon so grosse Opfer gekostet hatte; noch einmal wurde der „Turm“ (Turnu) von Kleinnikopolis am linken Ufer von den Janitscharen besetzt und die Bojaren des Banates von Severin, das Sigismund im Jahre 1406 endgültig seinem Nachbarn, der bereit war, den Fluss für Ungarn und das gesamte westliche Christentum zu bewachen, überlassen hatte, erschienen vor dem Sultan, um ihm ihre Unterwerfung anzutragen.

Es scheint, dass Mircea das gleiche Schicksal erleiden sollte wie etwa zwanzig Jahre vorher die Kaiser von Byzanz: er zahlte den Tribut und gab seinen Sohn diesem muselmanischen Herrscher, der schon die Begriffe des Lehnswesens von den Christen übernommen hatte, als Geisel.

Im Verlaufe der Thronstreitigkeiten, die in der Walachei denen vorangingen, durch die die Moldau nach dem Tode Alexanders des Guten zerrissen werden sollte — dem Mircea als Organisator gleichkam —, gab es wohl sporadisch ungarische Vermittlung, deren Beweggründe wir schon erklärt haben, aber den stärksten und beständigsten Einfluss übten die Türken aus, die jetzt alle Donaufurten im Besitz hatten. Radu der Einfache oder der Kahle mag ein zweiter Vlad gewesen sein, aber Dan II., der Besieger Michaels, Sohn des Mircea, und erbitterter Gegner des Mündels der Ottomanen, griff Giurgiu und Silistrien an und nahm die Mission, die sein Onkel erfüllt hatte, Verteidiger des Flusses zu sein, wieder auf; seine Bemühungen, die oft erfolgreich waren, vereinigte er mit denen des Floren-

tiners Filippo Scolari (Pippo Spano, „der Graf Pippo“), dem Sigismund, welcher immer anderweitig beschäftigt war, die Verteidigung des Banates von Temeschwar anvertraut hatte. In einem gegebenen Augenblick, nach dem Tode Dans, berief übrigens Sigismund, — der schon seit 1412 von einem grossen Kreuzzug an der Donau geträumt und für diese Idee auch seinen alten polnischen Rivalen gewonnen hatte und den Moldauer Alexander für den Fall, dass dieser nicht darauf eingehen würde, seine Truppen mit denen seiner christlichen Nachbarn zu vereinigen, mit der Teilung seines Fürstentums bedroht hatte, — die deutschen Ritter des „Bans“ Klaus von Redwitz nach Siebenbürgen und nach Severin und versprach ihnen das Schloss von Chilia und die Mündungen des Flusses.

Sigismund hatte indessen 1432 dem Fürsten Aldea-Alexander, dem türkenfreundlichen ersten Nachfolger Dans, einen Genossen seines Aufenthaltes im Westen, den Vlad Dracul oder Drăculea, entgegengestellt, den man in seinem Gefolge in Nürnberg wiederfindet. Ungarn, das gefügige Werkzeug des ehrgeizigen, immer pomphaft auftretenden Königs und Kaisers, konnte diesen Fürsten, der an der Donau das Werk seines Vaters Mircea und seines Vetters Dan fortsetzen sollte, nicht unterstützen. Zweimal von den Türken, die gegen ihn das Phantom Alexanders gebrauchten, vertrieben und, wie es scheint, mit seinen beiden Söhnen von den Siegern sogar entführt, um im Schlosse von Gallipoli eingesperrt zu werden, kehrte er als Vasall des Sultans, den er, wie schon gesagt, 1438 durch Siebenbürgen führte, zurück. Hunyadis Initiative gelang es indessen, ihn zu seinen ersten kriegerischen Absichten, die seinem Charakter zweifellos angemessener waren, zurückzuführen, und

so folgte Vlad auf manchem Schlachtfeld den Fahnen des Helden, der, trotz des Wechsels seiner Religion und seiner Anpassung an den katholischen Adel Ungarns, der grösste Vertreter seiner Rasse war. Und als Vlad, nachdem er das Vertrauen des Führers des dauernden Kreuzzuges getäuscht hatte, zugleich den Thron und sein Leben verlor (1446), um einem machtlosen Nachfolger, Wladislaw, dem Sohn des Dan, Platz zu machen, erkannte Hunyadi zu spät seinen Irrtum, denn er hatte jetzt einen friedlichen Vasallen statt eines energischen Helfers, der von Natur aus ein Soldat war. Kurze Zeit darauf machte er seinen Irrtum wieder gut, indem er diesen unterwürfigen und zaghaften Schatten durch den immer zur Initiative bereiten, abenteuerlustigen und blutdürstigen Sohn Vlads, gleichen Namens, ersetzte. Dieser Mann, ein Schüler der Türken und Vorläufer Iwans des Schrecklichen, ein Gegenstück Ludwigs XI., wenn auch grausamer und tapferer als dieser, war in der Geschichte, selbst in späteren öffentlichen Urkunden als Ţepeş „der Pfähler“ (1456), bekannt.

In diesem Augenblick erlag Johann Hunyadi, dem es gelungen war Belgrad, „das Tor Ungarns“, gegen die schrecklichen Angriffe des grossen Sultans Mohammed II. zu schützen, den Strapazen im Felde und seine Rolle — die Verteidigung der christlichen Kultur — fiel nicht nur einem anderen Rumänen zu, sondern sogar einem Rumänen, der durch die Rechte seiner Geburt über Rumänen herrschte, dem Sohne Bogdans II., dem Enkel Alexanders des Guten, Stefan dem Grossen, der mit Vlads Hilfe sein moldauisches Erbe wieder angetreten hatte.

SECHSTES KAPITEL

Die Entstehung der rumänischen Kultur in den unabhängigen Fürstentümern im 15. und 16. Jahrhundert

Allgemeine politische Lage beim Regierungsantritt Stefans des Grossen

Es konnte keinen günstigeren Augenblick für den Beginn einer Regierung geben, die bestimmt war, die politische Unabhängigkeit der rumänischen Rasse zu begründen, als das Jahr 1457, in welchem ein junger Fürst von zwanzig Jahren zu regieren begann, der während nahezu eines halben Jahrhunderts seine aussergewöhnlichen Eigenschaften: Heldenhaftigkeit, Ausdauer und politische Klugheit, entwickeln sollte.

Das mittelalterliche Ungarn, das Ungarn der Arpaden mit dem barbarischen Erobererinstinkt, das der Anjouer mit dem Pomp des Lehnswesens, das des Johann Hunyadi mit seinem Kreuzfahrergeist, fand bald sein Ende durch den Kontakt mit der türkischen Macht, — einer Macht, die ganz modern war in ihrem stark nationalen und militärischen Charakter, in der absoluten Macht ihrer Herrscher und in ihrem Streben, dem neuen Staat feste Umrisse zu geben, die sich, statt auf die unbestimmten Grenzen einer Einflussphäre, auf natürliche Grenzen gründeten. Der König, in dessen Diensten der Held von Belgrad seine Kräfte verbraucht hatte, das schwache, nachgeborene Kind, Ladislaus, der Sohn Alberts von Österreich und Enkel mütterlicherseits des eitlen Sigismund, sollte seine Tage bald beschliessen, ohne sich während seiner ziemlich langen Regierung durch persönliche Taten hervorzutun. Sein Nachfolger Matthias, der jüngere Sohn Johann Hunyadis, hatte die glänzende Gestalt des Kaisers und Königs, dessen Spuren er so oft folgte, immer vor Augen; indessen

sollte er vermöge seines realistischen Instinktes als Rumäne, beeinflusst durch die verhängnisvolle Richtung seines Zeitalters und besonders durch den nahen Kontakt mit der Welt der italienischen Renaissance, die ihm auch seine zweite Frau, Beatrix von Neapel, gab, die deutlichen Merkmale einer neuen Ära erkennen. Besitz von Land und Geld, von diplomatischen Mitteln besassen für ihn grösseren Wert als die rein formellen Vorteile der traditionellen Vasalleneide.

Das Polenreich König Kasimirs lebte mehr in der Erinnerung an das Mittelalter. Der Enkel Jagellos liebte vor allem die glänzenden Zeremonien, bei denen er als der Lehnsherr, der führt und befiehlt, erscheinen konnte; seine Eitelkeit, die sich nur schwer zu entscheidenden Entschlüssen aufraffte, war nur ein Element seiner rückständigen Mentalität, die ihn an das alte Regime der Autorität band, das alle durch das Land und die Zeit gegebenen Bedingungen unbeachtet liess. Aber bald brachten italienische Abenteurer neue Ideen in den lateinischen Osten. Einer von ihnen, Filippo Buonaccorsi Callimachus, muss einen starken Einfluss auf den Geist des älteren Sohnes und zukünftigen Nachfolgers Kasimirs, Johann Albert, gehabt haben. Auch darf man die Lehren des Realismus nicht vergessen, die die auf unerschütterlicher Basis gegründete türkische Eroberung allen diesen Nachahmern der Vergangenheit erteilte. Selbst für die Verteidigung eines Polen, das weder eine Armee, noch einen Staatsschatz besass, noch einen allgemein anerkannten Führer hatte, war es nötig, die Bewachung der unteren Donau den Rumänen der Moldau anzuvertrauen; wenn diese auch in engeren Grenzen zusammengedrängt lebten, so war ihre Macht darum um so stärker. Einst glaubte man die polnische

Unabhängigkeit gegen die Ottomanen durch Errichtung einer Garnison in Cetatea-Albă, das dem Erbe des schwachen Alexander II. entrissen worden war, verteidigen zu können; die Eroberung der Balkanhalbinsel durch Mohammed II., das Erscheinen der türkischen Flotte im Schwarzen Meer musste dem hartnäckigsten Träumer die Überzeugung aufdrängen, dass die grosse Gefahr nur eine einheimische Kraft beseitigen konnte, die selbst das grösste Interesse daran hatte, das Ufer, das schon von Alexander I. gegen die neuen Feinde befestigt worden war, zu verteidigen.

Was die Türken selbst anbelangt, so hatten diese ihre erste grosse Niederlage bei der Belagerung von Belgrad erlitten; zufrieden mit dem Tribut von 2000 ungarischen Dukaten, den ihnen Peter Aaron versprochen hatte, dachten sie eher daran, ihre balkanische Basis durch die Annexion des noch freien Bosnien und der Herzegowina zu festigen als an neue Unternehmungen an der Donau, wo sie einmal besiegt worden waren. Es bedurfte der Herausforderungen von Seiten des Fürsten Vlad, um sie anderen Sinnes zu machen. Der Fürst, ein Verbündeter des Matthias und Gatte einer Verwandten des Königs von Ungarn, stürzte sich im Jahre 1461 in dem Augenblick, wo der Westen durch einen neuen Kreuzzug in Anspruch genommen war, auf Giurgiu und die anderen Donaustädte, indem er ihre Einwohner methodisch niedermachte, um sie dann zu zählen wie man Verkaufsartikel zählt und seine Siegesberichte damit zu schmükken. Der Sultan selbst ging indessen auf das linke Ufer, um in Ungarn — nicht ohne schwere Verluste — diesen blutdürstigen, von seinen Bojaren verratenen Fürsten, dem sein Beschützer, der König, zu spät zu Hilfe eilte, zu verfolgen. Wohl konnte er den verächt-

lichen Radu den Schönen, den Bruder des Vlad, den er aus dem Harem seiner Günstlinge hervorholte, als Woiwoden des Friedens und der Unterwerfung auf walachischem Gebiet zurücklassen, doch konnte er ein Land nicht endgültig unterwerfen, das unter diesem schwachen Herrn sofort seine alten Traditionen wieder aufnahm. Schon vor diesem Feldzug von 1462, der als misslungen zu betrachten war, wenn man bedenkt, was er die Sieger kostete, wusste Stefan der Moldauer, dass er von seiten der Türken keine Feindseligkeiten zu fürchten hatte. Diese letzteren waren überdies bei ihrem Angriff auf Vlad so behindert, dass sie seinem Nachbarn gestatteten, an ihrer Unternehmung gegen Chilia „teilzunehmen"; er verwendete dazu eine ganze Armee, die durchaus nicht den Zweck haben konnte, die einmal eroberte Stadt dem Sultan auszuliefern, sondern die den Ort selbst in Besitz nehmen wollte, den Peter Aaron so bereitwillig seinem Herrn, dem Gouverneur von Ungarn, überlassen hatte

Stefans Tätigkeit vor dem Konflikt mit den Türken

Unter diesen Umständen handelte es sich in erster Linie darum, das Verhältnis des Landes zu den beiden christlichen Ländern, die die Lehnsansprüche der Anjouer des Ostens geerbt hatten, zu regeln. Peter Aaron befand sich in Polen, aber man wagte nicht, ihn zu stützen. Er wurde im Gegenteil schon 1459 von dort vertrieben; der neue moldauische Fürst musste sich verpflichten, auf die Rückgabe der Festung Hotin zu verzichten, die augenblicklich von den Offizieren des Königs besetzt war, aber bald von selbst zum Fürstentum zurückkehren sollte, dessen natürlichen Bestandteil

sie bildete. Der Vertrag spricht auch davon, die Defensive gegen die „Ungläubigen“ zu organisieren, womit nicht die Türken, sondern die Tataren der Krim gemeint sind, die schon unter den ersten Nachfolgern Alexanders des Guten in der Moldau eingefallen waren und eine ständige Bedrohung für Polen selbst bildeten. Was den Vasalleneid anbelangt, erklärte sich Stefan bereit, dem Brauche seiner Vorgänger zu folgen, vorausgesetzt, dass sich sein Lehnsherr, der König Kasimir, persönlich an der Grenze einfinde. Der König zögerte in der Tat nicht, in Russland zu erscheinen und die Huldigung wurde am 2. März 1462 geleistet; als Fürst einer neuen Zeit hütete sich Stefan wohl die Abtretungen des Elias und seines Bruders, die sich auf die nördlichen Gebiete seines Landes bezogen, zu erneuern; ohne Pokutien zu erwähnen, das nicht mehr in seinen Händen war; er hielt seine Beamten an den Furten von Czernowitz, das die Gegend, die sich über die spätere Bukowina jenseits des oberen Pruth erstreckt, beherrscht.

König Matthias war 1462 nur bis an die Grenzen Siebenbürgens vorgedrungen und, um seine Abwesenheit zu entschuldigen, berief er sich auf das unterwürfige Schreiben, durch das Vlad für seine Missetaten gegen den Sultan Verzeihung zu erlangen suchte. Zu schwach, den Verlust seiner „Vasallenländer“ Bosnien und Herzegowina zu verhindern, misslangen ihm auch 1463 und 1464 seine Versuche, diese wieder zu gewinnen, obwohl er sich der Hauptstadt Jaice bemächtigte, und es gelang ihm niemals einen dauerhaften Organismus auf den Ruinen des alten Königreiches zu gründen. Als Peter Aaron sich zu den Szeklern geflüchtet hatte, konnte Stefan frei in ihr Gebiet eindringen, um sie dafür zu bestrafen, und von nun an

wurden seine Nachbarn Anhänger des moldauischen Fürsten, die bereit waren, ihm auf allen seinen Feldzügen zu folgen. Denn die militärische Autonomie, die sie besassen, war mit den Grunderfordernissen eines absoluten ungarischen Königtums, das sich jetzt auch auf das Land Siebenbürgen erstreckte, wo jeder sein Privileg hatte, nicht mehr in Einklang zu bringen. Nachdem sich der Moldauer 1465 durch einen Handstreich Chilias bemächtigt hatte, wollte er die Unzufriedenheit dieser privilegierten Siebenbürger, die die grosse sächsische Revolte des Grafen der Nation, Roth, und des Woiwoden Johann von Sankt Georg und Pösing vorbereitete, dazu ausnützen, um seine Lage jenseits der Berge noch mehr zu festigen. Wir können uns vorstellen, welchen Vorteil er aus einem unabhängigen Siebenbürgen, selbst wenn es deutschen Charakter gehabt hätte, gezogen hätte zu einer Zeit, als die ungarischen Könige die rumänischen Fürsten als die einzigen betrachteten, die verpflichtet waren, die Provinz gegen die türkische Gefahr zu verteidigen.

Sobald der König die Revolte unterdrückt hatte, wendete er sich im November 1467 gegen die gleichfalls schuldige Moldau. Er hatte zweifellos nicht die Absicht, ein so grosses Gebiet zu annektieren angesichts eines Feindes, dessen Fähigkeiten er gut kannte. Wenn sich in seinem Gefolge auch der Thronanwärter befand, den er einzusetzen gedachte, — denn Peter Aaron war von Stefan wegen des Mordes an seinem Bruder noch nicht gefangen genommen worden, — so war dieses doch nur eine Strafexpedition, wie sie auch die Barbarei unserer Zeit wieder eingeführt hat; dazu kam als anderes Motiv die Ruhmsucht eines Fürsten, der es liebte, die

Berichte seiner glänzenden Heldentaten in der schönen Prosa des Italieners Bonfinius zu lesen.

Das Land zwischen den Bergen und dem Sereth wurde systematisch verwüstet: Trotuş, Bacău und Roman, letzteres vom ersten Fürsten dieses Namens gegründet, wurden niedergebrannt; Suceava, die Residenz des schuldigen Fürsten, war das Hauptziel der Expedition, doch musste diese vermutlich wegen der strengen Kälte bei der alten Hauptstadt Baia, die die letzten Sachsen noch „Stadt Mulda" nannten, Halt machen. Hier wurde die Armee während der Nacht von Stefans Truppen angegriffen: von Bojaren und Rittern, „curteni", die die ständige Garde des „Hofes" bildeten, von den „hânsari", die von Beute lebten wie die türkischen „Akindschis", von Bauern, die nach Rache für ihre zerstörten Dörfer und geschändeten Heimstätten dürsteten. Das Gemetzel war fürchterlich; selbst der König trug aus dieser Katastrophe eine schwere Verwundung davon: ein Pfeil war, wie die ungarische Chronik berichtet, in sein „Rückgrat" eingedrungen.

Die Expedition wurde nicht wieder aufgenommen, sie hatte zu viel gekostet; es wurde rasch ein Bericht herausgegeben, der die traurige Wahrheit verbergen sollte, und der Westen bot dem ehrgeizigen „Corvinus" bald Kompensationen für die im „barbarischen Land" durch einen „hinterlistigen" Feind erlittene Niederlage.

Hinfort hatte Stefan im Westen nichts mehr zu fordern als den Kopf seines verbrecherischen Onkels, den er auch bald bekam. Indem er wieder den realistischen Zielen einer modernen Politik folgte, ersetzte er die hölzernen Burgen durch gute steinerne Befestigungen; er stellte sie unter den Befehl seiner Burggrafen

(pârcălabi) und befestigte seine Grenze im Süden gegen die Walachei. Schon sein Vorfahre Alexander besass den Distrikt von Vrancea, den die Hirten aller rumänischen Gegenden durchwanderten, der aber, nach der alten Überlieferung der kumanischen Bischöfe, die ihren Sitz in Milcov hatten, unter der Herrschaft der walachischen Fürsten gestanden hatte. Um das weitere Vordringen der Moldauer zu verhindern, errichteten die fürstlichen Rivalen neben dieser bischöflichen Stadt, die durch die Tataren zerstört worden war, die Festung Crăciuna, und befestigten, wahrscheinlich bei Vălenii-de-Munte, den Lauf des Teleajen, um dem Einfall ihrer Nachbarn neue Schranken entgegenzusetzen.

Die Hauptsache war jetzt, die Donaulinie nicht in der Hand der Türken zu lassen, die damals durch ihren Schützling, den schönen Radu, vertreten wurden. Nachdem der Woiwode den tatarischen Plündererbanden eine Lektion erteilt hatte, so dass diese sich hinfort nur noch im Verein mit den Türken vorwagten, griff er den grossen walachischen Hafen Brăila an, der wegen seiner Verbindungen mit der Levante auch die Türken interessierte und der, vielleicht mit ottomanischer Hilfe, verteidigt wurde: es handelte sich darum, einen Mittelpunkt des Handels zu zerstören, der der Entwicklung Chilias hinderlich war. Die Stadt wurde im Februar 1470 niedergebrannt.

Dieses war gerade der Augenblick, wo, nach dem Misserfolg der von Pius II. unternommenen Expedition, in Italien ein neuer Kreuzzug vorbereitet wurde, den Venedig nötig hatte, um Albanien gegen den Sultan zu verteidigen. Im Jahre 1470 wurden mit Hilfe des Königs Matthias Massnahmen getroffen zur Bildung

eines engen Bündnisses zwischen dem Papst, Venedig und dem König von Neapel. Zu Beginn des folgenden Jahres wurde die Liga proklamiert. Sie umfasste im allgemeinen die Reste der lateinischen und christlichen Herrschaft auf dem Balkan,[1]) und auch die Tochter des in Trapezunt entthronten Basileus hatte man dafür gewonnen. Sie war die christliche Frau des turkomanischen Khans von Persien, Usun-Hasan geworden, der vielleicht in Erinnerung an den grossen Djengis den Ottomanen gegenüber die Rolle Timurs spielen wollte. Verbindungen zwischen dem persischen Hof und dem des Königs von Polen wurden nicht nur durch die Genuesen von Caffa hergestellt, die eventuell Verrat geübt hätten, sondern auch über Cetatea-Albă, das moldauische Moncastro. Die jetzige Frau Stefans, Maria, war überdies eine Verwandte der „Despina", eine Komnenin aus der Dynastie der Fürsten von Theodori oder Mangup in der Krim, wo ihr Vater und ihre Brüder abwechselnd regierten. Stefan kannte diese Bewegungen zweifellos lange bevor im Jahre 1474 von „Usun dem Sohn des Ali, Sohn des Osman", „dem grossen und barmherzigen Fürsten, dem grossen Herren, dem über die ganze Walachei mächtigen Woiwoden Stefan" formelle Vorschläge gemacht wurden.

Radu, der wieder zu den Waffen gegriffen hatte, wurde 1471 bei Soci besiegt; umsonst hatte er auf Unterstützung durch die moldauischen Bojaren, die sich einen anderen Fürsten wünschten, gerechnet; Stefan, der beizeiten gewarnt wurde, liess diese enthaupten. Zwei Jahre geduldigen Zuwartens folgten. Im August 1473

[1]) Siehe meine Abhandlung „Venise dans la Mer Noire" in dem „Bulletin de la section historique de l'Académie Roumaine", 1914, S. 335 ff.

hatte Mohammed II. seinen grossen asiatischen Rivalen bei Terdschan besiegt, aber seine Truppen kamen in einem beklagenswerten Zustand zurück, und er selbst, der schon an Gicht litt, war vollständig erschöpft. Daher drang Stefan in die Walachei ein; sein Streifzug gelang so rasch, dass sein schwacher Rivale, in der Nähe des Flusses von Râmnic geschlagen, in seiner Festung Bukarest, die für die unter der Vormundschaft der donauischen Begs stehenden Fürsten, die Hauptstadt des Landes geworden war, sich nicht mehr halten konnte; er rettete sich zu seinen Beschützern und verliess seine Schätze, seine Frau und seine Tochter, die später die dritte Gemahlin Stefans werden sollte. Ein Nachkomme Dans II. Laiotă, anders gesagt Basarab II. (oder III., wenn man einen vorübergehenden Anwärter mitzählt) unternahm es, so wie früher sein Vater, die Donau gegen die Türken zu verteidigen. Als die Begs des Flusses, die Michaloglis, aus Asien zurückgekehrt waren, verriet der neue Basarab einfach die christliche Sache; er wurde sogleich durch einen anderen Anhänger des Moldauers, der denselben Namen trug wie der alte Fürst und wahrscheinlich sein Sohn war, ersetzt. Dieser ahmte das Beispiel des blutrünstigen Ţepeş nach und erhielt daher den Namen „der kleine Pfähler" (Ţepeluş); er musste vor der grossen türkischen Invasion, die vor dem Ende des Jahres erfolgte, in die Moldau flüchten.

Die Schlacht, die Stefan mit seinen Bojaren und Bauern, zu denen noch ein kleines Kontingent Szekler und — so behauptet man wenigstens — einige polnische Truppen hinzukamen, bei Podul Înalt, bei der „Hohen Brücke", am Flusse Racovăţ in der Nähe von Vasluiu, zur Verteidigung der Strasse, die nach seiner fernen Residenz führte, lieferte, kann als eine der wichtigsten

des Zeitalters betrachtet werden[1]; man sah dabei geschlossene Infanterie, die durch die Tätigkeit der Artillerie unterstützt wurde. In den undurchdringlichen Wäldern, wie z. B. dem von Crasna, wo Stefans Vater die Polen erwartet hatte, auf einem Gelände, das durch den starken Tau sumpfig geworden war, griff der moldauische Fürst am 10. Januar 1475 die kriegstüchtigen Truppen des Beglerbeg des europäischen Rumelien, Solimans des Eunuchen an, der aus Albanien herbeigeeilt war, um dieser gefährlichen rumänischen Herausforderung ein Ende zu bereiten. Die Türken wurden vollständig geschlagen. Der Pascha verlor den grössten Teil seiner Truppen in der Schlacht selbst und bei dem unglückseligen Rückzug. Stefan, der ausschliesslich in den Ideen der Bibel lebte, hielt sich für einen neuen David, den der Gott der Schlachten auserwählt hatte, um den ungläubigen Riesen niederzuschlagen; er schickte an alle Fürsten der Christenheit eine Botschaft, in der er (nach Aufzählung aller Führer, die die feindliche Armee befehligt hatten), diese stolzen Worte hinzufügte: „Als wir diese grosse Armee gesehen hatten, erhoben wir uns tapfer mit unserem Leib und unseren Waffen und stellten uns ihren Angriffen entgegen; und Gott der Allmächtige, der uns zu Hilfe kam, liess uns diesen Feind besiegen, den unseren und den der ganzen Christenheit; wir haben ihn vernichtet und mit Füssen getreten."

Dieser Sieg gestattete dem rumänischen Fürsten, seine diplomatischen Beziehungen zu erweitern, die sich bis dahin auf seine unmittelbare Nachbarschaft beschränkt hatten; im Namen der christlichen Sache, die er so kraft-

[1]) Vgl. die Studien Radu Rosettis in den „Analele Academiei Române", 3. Serie, IV.

voll verteidigte, schickte er Gesandte nach Venedig, Rom und Florenz und wahrscheinlich auch nach Genua, vielleicht sogar zum König von Neapel — kurz zu allen Mitgliedern der christlichen Liga, deren Absichten er ohne Zweifel in dem Augenblick erkannte, wo eine Kreuzzugsflotte die Küsten von Kleinasien angriff und italienische Ingenieure die Geschütze des Usun-Hasan lenkten. Durch diese kriegerische Mitarbeit der Rumänen war der Heilige Stuhl gezwungen, der Beschützer der Moldau zu werden: Sixtus IV. bezeichnete den Donaufürsten als „Athlet Christi" und verlangte mehrmals, dass er seinen Anteil an den Subsidien bekomme, die König Matthias aus der apostolischen Schatzkammer erhielt.

Mohammed war aber entschlossen, den ganzen Umkreis des Schwarzen Meeres zu erobern und die letzten Spuren christlicher Vorherrschaft zu vernichten. Schon vor der Schlacht von Vasluiu hatte er, indem er einen Tribut reklamierte, den der moldauische Fürst der Pforte vielleicht niemals ausbezahlt hatte, die Forderung gestellt, dass ihm die Häfen der unteren Donau und der Mündung des Dnjestr, Chilia und Cetatea-Albă, ausgeliefert würden. Sobald die Schiffahrt möglich war, wurde der Angriff auf die Moldau erneuert; diesem ging aber ein Angriff auf den Haupthandelsplatz dieses Gebietes, das Caffa der Genuesen, voran, welches fiel, ebenso wie das Schloss der Komnenen in Theodori, von dem nichts als Trümmer übrigblieben. Stefan hatte mehr Glück. Er hatte sich mit dem König von Ungarn versöhnt und sogar zwei Zufluchtsorte in Siebenbürgen erhalten: Ciceu (Csicsó) im Gebiet von Bistritz und Cetatea-de-Baltă (Kokelburg) mitten in der Provinz am Lauf der Kokel, und dieses alles ohne Huldigung zu

leisten und ohne formelle Verpflichtung zur Vasallität. So war es ihm möglich, seine ganzen Kräfte zu energischem Widerstand gegen die türkischen Angriffe auf seine Häfen zu konzentrieren.

Der grosse Kampf gegen die Moldau sollte indessen ein Jahr später, unter dem Befehl des Sultans selbst, mit allen Kräften seines Reiches, wieder aufgenommen werden. König Matthias hatte diese Gelegenheit benützt, nur um seine eigene Stellung an der serbischen Donau zu festigen, indem er sich während des Winters der Zitadelle Schabatz bemächtigte. Gegen die Türken aus Bosnien hatte er wilde Banden geschickt, die von Wuk Brankovitsch und Vlad „dem Pfähler" geführt wurden, welch letzterer schon zum zukünftigen Fürsten der Walachei an Stelle der beiden Basarab bestimmt war, von denen der ältere ein Feind war und blieb, während der andere kein Bundesgenosse werden konnte.

Stefan musste also dieser zweiten ottomanischen Invasion ganz allein Widerstand leisten. Sie wendete sich, nachdem sie den walachischen Fürsten zum Führer gewählt hatte, gegen das rechte Ufer des Sereth, wahrscheinlich um auch die Bewegungen der Ungarn, der neuen Verbündeten des Woiwoden, überwachen zu können. Die Moldauer konnten nur in den grossen Wäldern von Neamţ ihren Widerstand organisieren. Indessen verwüsteten schon im Osten die Tataren das Gebiet des Fürstentums, und man musste den Bauern gestatten, zur Verteidigung ihrer bedrohten Herde heimzukehren. Die Bojaren allein blieben mit dem stehenden Heer beim Fürsten. Sie lieferten, ohne Hilfe der ländlichen Bevölkerung, eine grosse, moderne Schlacht; es war die überlegene Artillerie des Sultans, die die Entscheidung nach einem erbitterten Kampf

herbeiführte, in dessen Verlauf sich Mohammed, obwohl schon alt und lahm, genötigt sah, sich an die Spitze der Janitscharen zu stellen, die unter dem starken Druck der Moldauer zurückwichen. An den Ufern des „Weissen Baches“, der Valea Albă, in der Lichtung, wo sich nachher das schöne Kloster von Războieni, beim „Orte der Schlacht“, erhob, wurde der moldauische Adel, der auf so vielen Schlachtfeldern siegreich gewesen war, am 26. Juli 1476 niedergemäht. Die Türken, die einen Thronanwärter mit sich führten, den Sohn des Peter Aaron, erreichten Suceava und brannten es nieder.

Die Moldau glich indessen nicht den Königreichen des Balkans, wo ein einziger grosser Sieg und besonders die Eroberung einiger befestigter Plätze das Schicksal des Krieges und selbst das des Staates entschied. Die tiefen Wälder und schmalen Täler des Landes verbargen noch eine ganze unsichtbare, schlagbereite Welt, die der Feind wieder antraf, während er schon wähnte mit dieser Bauernrasse fertig zu sein. Nach einigen Wochen befanden sich die Sieger, durch Krankheit und Hunger dezimiert, in vollem Rückzug in einem Lande, das von seinen eigenen Verteidigern vollständig verwüstet war. Der Sultan hatte seine Hand nicht auf die Häfen gelegt, die das eigentliche Ziel der Expedition gewesen waren; er hatte nicht einmal den Trost, den er vierzehn Jahre früher in der Walachei gehabt hatte, einen Vasallenfürsten, der ihm unterstand, zu hinterlassen. Der neue Woiwode befand sich noch in den Reihen der zerrütteten türkischen Armee; was Stefan anbelangt, so sah ihn ein venezianischer Sendling bald „sein Fürstentum durchreiten“, begrüsst von den begeisterten Zurufen derer, die er unermüdlich verteidigt hatte. Noch vor

Einbruch des Winters gewann Vlad der Pfähler, unterstützt von siebenbürgischen Truppen, seine walachische Provinz zurück, doch nur, um einige Wochen später in einem dunklen Hinterhalt, den ihm seine Feinde gelegt hatten, zugrunde zu gehen.

Jetzt handelte es sich darum, die walachische Grenze, die Donaulinie, zu sichern. Das Nachbarland befand sich in total chaotischem Zustand. Stefan und seinen ungarischen Verbündeten war es wirklich gelungen, den alten Basarab, der ein unbequemer Nachbar war, zu entfernen und ihn durch den jungen Basarab zu ersetzen; aber der erstere besass noch eine grosse Zahl Anhänger, die einen fatalen Bürgerkrieg entfesselten. In dem Augenblick, wo der alte Schützling des moldauischen Fürsten endgültig die Oberhand gewonnen hatte, ging er ruhig zum Feind über. Da brachen die Türken, gestützt auf den walachischen Beistand, in Siebenbürgen ein; sie wurden durch den magyarischen Woiwoden der Provinz, Stefan Báthory, auf dem Brotfeld, „Kenyérmező", geschlagen. Ein zweiter Schlag traf die Moldau; das rechte Ufer des Sereth wurde von neuem verwüstet bis in die Gegend von Bacău.

Der Tod Mohammeds II. schien indessen in bezug auf diese Grenze grosse Veränderungen mit sich bringen zu sollen. Während seine Söhne, Bajasid II. und Dschem, die Kämpfe um die Krone, die das Land nach der Katastrophe des ersten Bajasid in Blut getaucht hatten, von neuem aufleben liessen, fiel Stefan in die Walachei ein; in der zweiten Schlacht von Râmnic, die am 8. Juli 1481 stattfand, setzte er der Regierung des „kleinen Pfählers" ein Ende, der dann von den Bojaren am anderen Ende des Reiches, wohin er sich zu seinen Ver-

wandten und Freunden geflüchtet hatte, getötet wurde. Ein neuer Vlad, der gleichnamige Bruder des Pfählers, ein armer, alter, kränklicher, früherer Mönch, schien nur ein einfacher Vertreter seines moldauischen Herrn zu sein, der es sich bloss aus Rücksicht auf die Gebräuche eines Landes, das mit seiner alten Dynastie fest verknüpft war, versagte, das benachbarte Fürstentum zu annektieren.

Das Gebiet der rumänischen Verteidigung erstreckte sich jetzt vom Pruth bis zum Eisernen Tor, von der Donau und vom Schwarzen Meer bis zu den Bergen Siebenbürgens, die von Báthory beschützt wurden, der ebenso ein Bollwerk der Christenheit war wie Stefan. Von seiten der Türken schien augenblicklich nichts zu fürchten zu sein, da das Königreich kürzlich mit ihnen einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, der auch das verbündete Fürstentum einschloss. Eine Laune der Janitscharen, die von dem untätigen Bajesid II. Ruhm und Beute forderten, zerstörten dieses Werk; plötzlich umstellten tatarische und türkische Truppen, geführt vom Verräter Vlad, die zwei grossen moldauischen Häfen; nach einem langen und glorreichen Widerstand mussten Chilia und Cetatea-Albă die Ungläubigen in die Ruinen ihrer zerstörten Bollwerke eindringen lassen (Juli bis August 1484). „Ich habe“, schrieb der Sultan in seinem Siegesbericht, „den Schlüssel zum Tore des ganzen moldauischen Landes erobert, ebenso wie auch zu dem Ungarns, zum ganzen Donaugebiete, zu Polen, Russland und der Tatarei und zum ganzen Ufer des Schwarzen Meeres“. Im darauffolgenden Jahre wurde tatsächlich Suceava wieder von türkischen Banden in Brand gesteckt.

Von nun an hatte Stefan nur noch einen einzigen Ge-

danken: diese verlorenen Städte, die beinahe seine Schöpfung waren und die der Moldau und der ganzen rumänischen Rasse eine glänzende Entwicklung der Kräfte und des Wohlstandes versprachen, wieder zu gewinnen. Zum ersten Male seinen Stolz beugend, ging er zu seinen christlichen Nachbarn und bat sie um ihren Beistand für sein Werk der Vergeltung. „Unser Fürst", sagten im Jahre 1476 seine Abgesandten zum Dogen, „hat den Krieg (gegen die Türken) aus eigener Initiative begonnen und ist unumschränkter Herr über seinen Staat und über seine Untertanen." Jetzt musste er der Eitelkeit des Königs Kasimir Konzessionen machen; er bat den alten polnischen Herrscher, ihm seine schweren Truppen zu leihen, die vielleicht mit den neuen Herren der moldauischen Donau fertig werden würden. Er musste vor einer grossen Anzahl von Zuhörern die Huldigung leisten in einer Form, die er als tiefe Demütigung betrachtete, und zwar in Kolomea, um zu zeigen, dass er alle Ansprüche auf Pokutien, das er von seinem Grossvater geerbt hatte, aufgab.

Die Unterstützung der Polen gestattete dem Woiwoden die Türken der neuen Donauprovinz bei Cătlăbuga, in der Gegend der grossen bessarabischen Seen, zu besiegen und einen neuen Angriff auf Suceava zurückzuschlagen, in dessen Verlauf er sich des Prätendenten bemächtigte und ihn enthaupten liess; aber der Friede, der 1489 zwischen dem König und dem Sultan geschlossen wurde, setzte seinen Hoffnungen ein Ende. Von seinem ungarischen Nachbarn verlassen, obwohl dieser sein Bundesgenosse war und seine Kreuzzugsgedanken teilte, musste er sich entschliessen, Tribut zu zahlen und schickte seinen Sohn Alexander zur Pforte.

Um sich für diesen Treubruch zu rächen, gab Stefan

1490 die Absicht kund, Pokutien wieder für sich in Anspruch zu nehmen. Man antwortete ihm 1497 mit dem Streich, den der schon erwähnte Florentiner Callimachus dem ehrgeizigen Nachfolger des Kasimir, Johann Albert, angeraten hatte. Es handelte sich darum, den Moldauer zu täuschen; man wollte ihn überreden, einen neuen Kreuzzug mit dem Ziel zu unternehmen, die Türken anzugreifen, sie zu veranlassen, Chilia und Cetatea-Albă zurückzugeben und diese dem Fürstentum wieder einzuverleiben. Aber zugleich wollte man sich der Moldau bemächtigen, um sie Sigismund, dem „länderlosen“ Fürsten der königlichen Familie, zu geben.

Stefan durchschaute bald den Plan: von Suceava, wo er eine starke Besatzung zurückliess, zog er sich nach Roman zurück; dort bat er den eigenen Bruder Johann Alberts um Vermittlung, jenen friedlichen Wladislaw, der gegen Maximilian von Österreich, den der Moldauer vorzog, das Erbe König Matthias' erhalten hatte.

Dem König von Polen, der eine ebenso glänzende Armee von Rittern mit sich führte, wie diejenige, die einst bei Crasna geschlagen worden war, gelang es nicht, Suceava einzunehmen. Die durch den Woiwoden von Siebenbürgen Bartholomäus Drágffy, einem Rumänen dem Blute nach und entfernten Verwandten Stefans, angebotene ungarische Vermittlung wurde angenommen. Die königlichen Truppen mussten beim Rückzug denselben Weg nehmen, den sie bei der Invasion genommen hatten; das bedeutete nichts weniger, als sie dem Hungertode preisgeben, da die ganze Gegend schon vollständig verwüstet war. Als sich die reichen Barone mit ihrem zahlreichen Gefolge, dann die deutschen Ritter, gegen die noch unberührten Distrikte der nördlichen Moldau wendeten und von den grossen Buchenwäldern

der Bukowina verschlungen wurden, wo schon im 14. Jahrhundert ein polnisches Hilfskorps von Peter I. vernichtet worden war, liessen die in den Tiefen versteckten Moldauer die Bäume, die schon vorher mehr als zur Hälfte durchgesägt waren, auf diese schwere Masse, die durch Kriegsfuhrwerke behindert war und durch den Galopp der erschreckten Pferde in Verwirrung geriet, niederfallen. Das Gemetzel war fürchterlich. Ein anderes Treffen, bei Lențești, am Rande dieses waldigen Gebietes, vollendete das Missgeschick der Armee.

Johann Albert beeilte sich, nachdem er die türkischen Banden, die von dem so unvorsichtig herausgeforderten Feind bezahlt wurden, durch die Täler von Galizien hatte reiten sehen und auch gesehen hatte wie die Armee des Moldauers selbst 1498 die Besatzung des terrorisierten Lemberg herausgefordert hatte, mit Stefan Frieden zu schliessen. Der Vertrag vom 12. (18.) Juli 1499, der die höhere Pflicht des christlichen Zusammenwirkens in einem neuen Kreuzzug an die Donau festsetzte, sprach von dem benachbarten Fürsten als dem Herrscher seines Landes und dem gleichberechtigten Verbündeten der Jagellonen von Polen und Ungarn. Dieser Kreuzzug sollte indessen nicht zustande kommen, obwohl moldauische Abteilungen schon vor den für immer verlorenen Festungen erschienen waren.

Stefan teilte scheinbar auch die Ansicht der ottomanischen Sultane, dass ein Vertrag denjenigen nicht überlebe, mit dem er abgeschlossen war. Sogleich nach dem Tode des Besiegten von 1497 forderte er von seinem Nachfolger neuerlich das moldauische Erbe Pokutien und zögerte nicht, sogar seine Beamten und Zolleinnehmer in den befestigten Städten Sniatyn, Kolomea und Halicz einzusetzen. Streitigkeiten mit dem

Zar Iwan, mit dessen Erben der moldauische Fürst seine Tochter Helene, die aus der Ehe mit Eudoxia, dem Abkömmling der Knesen von Kiew stammte, verheiratet hatte, verhinderten den König Alexander, darauf zu reagieren; und der Mann, der bei den Nachkommen Jagellos so selten Unterstützung gefunden hatte, schloss am 2. Juli 1504 die Augen mit der Hoffnung, seinem Sohn Bogdan, genannt der Einäugige, wenn nicht den vollkommenen Besitz der alten Handelsstrasse, die der Moldau so grossen Gewinn gebracht hatte, zu hinterlassen, so ihn doch im Besitz eines Friedens zu wissen, der ihm seitens der Türken jenes Pokutien sicherte, das mit seinen reichen Zolleinkünften als Entschädigung für das betrachtet werden konnte, was er selbst in den Händen des Sultans hatte lassen müssen.

Überdies bildete die Walachei unter Radu, dem Sohn und Nachfolger des Mönches Vlad, obwohl sie im Schatten der ottomanischen Macht lebte, keine Gefahr mehr für das benachbarte Fürstentum, da dieses durch den Zwang der Verhältnisse ebenfalls unter demselben Regime dauernder Bürgschaft stand. So endigte das politische Problem, für dessen Lösung die Rumänen während zweier Jahrhunderte ihre besten Kräfte verbraucht hatten. Wenn Radu nach dem Tode Stefans auch versuchte einen moldauischen Thronanwärter einzuführen, so folgte er doch sofort den Ratschlägen des walachischen Metropoliten Maxim Brankowitsch, der die fürstlichen Nebenbuhler daran erinnerte, dass sie der gleichen Nation angehörten.

Die Nachfolger Stefans des Grossen

Bogdan hatte nur die Aufgabe, Pokutien, das ihm die Polen bald streitig machen sollten, zu verteidigen. Der Moldauer, der sich um die Hand Elisabeths bewarb, der Tochter Kasimirs, die erst ihm versprochen war,

dann aber einen jungen deutschen Fürsten, den sie ihm vorzog, heiratete, hatte nur für den Fall der Erfüllung seines Wunsches versprochen, auf die neu erworbene Provinz zu verzichten, doch zog er sein Versprechen natürlich in dem Augenblick zurück, wo die eheliche Verbindung sich als unmöglich erwies. Unter Sigismund, dem früheren Anwärter auf die Moldau, der 1506 seinem Bruder Alexander folgte, kehrten die Truppen des Woiwoden, der auf die polnische Heirat noch nicht verzichtet hatte, nach Pokutien zurück und eine verheerende Unternehmung führte sie bis nach Lemberg. Erst im Jahre 1510, nach einer polnischen Revanche, die die nördliche Moldau betraf, schloss Bogdan, der nun die Tochter des Fürsten der Walachei, Mihnea, geheiratet hatte, einen endgültigen Frieden. Indem er die pokuzische Frage dem Schiedsspruch des Königs von Ungarn überliess, gab er tatsächlich seine Ansprüche darauf auf. Sieben Jahre später starb der tapfere aber unbeständige und unglückliche Sohn des grossen Stefan während des Streites mit den Tataren, deren Raubgier durch die Gegenwart des ottomanischen Fürsten Selim, des zukünftigen Nachfolgers seines Vaters Bajasid, angestachelt worden war.

Noch weniger glücklich war das Schicksal der Walachei, mit der sich Bogdan durch die Herkunft seiner Mutter, durch die politische Tradition seines Vaters und auch durch seine Heirat verbunden fühlte. Mihnea, der Nachfolger Radus, der nur der natürliche Sohn des Pfählers war und von den Türken, die den Grenzdistrikt der Donau überwachten, eingesetzt wurde, gründete Klöster und beschenkte sie reichlich, doch war er grausam und ausschweifend und wurde schliesslich verjagt; sein Nachfolger, ein neuer und sehr junger Vlad, der Bruder Radus, endete, obwohl von denselben Begs bestätigt, auf Befehl ihres Führers Mohammed, der in Nikopolis wohnte. Er wurde ersetzt durch den Kandi-

daten der Lehnsherren Olteniens, einen Sprössling der Bojarenfamilie von Craiova, die mit dem jungen Basarab verwandt waren: vier Brüder waren da, die über beträchtlichen Reichtum verfügten. Dieser Neagoe nahm den Namen Basarab an und widmete sich bis zu seinem im Jahre 1521 erfolgten Tode, getreu der frommen Tradition des Mönches Vlad und des „grossen“ Radu, den friedlichen Beschäftigungen eines kunstliebenden Fürsten. Um die Thronfolge stritten sich dann sein Sohn, der jugendliche Theodosius, und eine ganze Reihe von Mitbewerbern, die gegen die Regentin Militza, eine Nichte Maxim Brankowitsch', und gegen Preda, den Bruder des Neagoe, an verschiedenen Punkten des Fürstentums auftauchten. Dem begabtesten dieser „Fürstensöhne“ (d o m n i ş o r i), einem zweiten Radu, der aus Afumaţi stammte, dem Sohn Radus des Grossen, gelang es nur nach vielen, oft siegreichen Kämpfen, die von einem Ende der Walachei bis zum andern stattfanden, sich zu behaupten, ohne dabei die verschiedenen Rückzüge nach Siebenbürgen und die bewaffneten Interventionen des Woiwoden dieser Provinz, Johann Zápolya, zu seinen Gunsten zu erwähnen. Er fiel im Januar 1529 in Râmnicul-Vâlcii den Anschlägen einiger Verschwörer zum Opfer. Die Moldau stand nach dem Tode Bogdans unter der Regentschaft des alten Bojaren Arbure, der Stefan dem Grossen gedient hatte. Ein neuer, noch minderjähriger Stefan war der nominelle Fürst des Landes, und dieser junge Tyrann mit den wilden Instinkten liess, als er selbst regieren konnte, seinen alten Vormund und die zwei Söhne Arbures hinrichten; er hoffte die Aufstände, die bei dem von ihm eingeführten Regime des Schreckens, dem er nicht einmal den Glanz des Ruhmes geben konnte, unausbleiblich waren, in

einem Augenblick, wo die Tataren die moldauischen Grenzen beunruhigten, im Blute ersticken zu können.

Der neue Sultan, Selims Sohn, jener finstere Soliman, den die Geschichte im Bewusstsein seines glorreichen Erbes mit dem Beinamen „der Prächtige“ schmückte, der Kaiser von Byzanz, hatte sich in der Tat entschlossen, den Unruhen, die die letzten christlichen Fürsten durch ihren Ehrgeiz und ihre Uneinigkeit an der Donau hervorgerufen hatten, ein Ende zu setzen. Ungarn war nach der Einnahme von Belgrad in der Schlacht bei Mohács 1526 unterlegen und sein letzter König ging, verlassen von den Seinen, in den Sümpfen des Flusses zugrunde. Zu dieser Zeit setzte ein Verbrechen der Bojaren dem Leben des verbrecherischen Fürsten der Moldau ein Ende und so wurde der Weg freigelegt für einen anderen Sohn Stefans des Grossen, für eines seiner zahlreichen Kinder der Liebe, von denen die Legenden erzählen, für Peter, nach seinem dünngesäten Barte Rareş genannt.

In der Walachei erschienen der von den Türken eingesetzte Nachfolger Radus, der schwache Vladislav, und zwei Fürsten des Namens Vlad nur vorübergehend auf der Bildfläche. Das Land wurde fortwährend durch die Anwesenheit einer Klasse von Bojaren beunruhigt, die zu zahlreich war, zu arm und zu wenig kultiviert, um an die Ruhe des Landes zu denken und ihm eine Zukunft zu bereiten. In der Moldau, die mit ihrem Regime der Ordnung, das durch eine allgemein geachtete Dynastie geschützt wurde, hoch über der Walachei stand, erwachte von neuem der Eroberergeist.

Pokutien war nicht vergessen worden; im Jahre 1531 unternahm Rareş einen Einfall in das Land und erlitt eine schwere Niederlage bei Obertyn, eine Schlappe, die

er bald auszugleichen wusste, indem er die Polen, die in sein Gebiet eingedrungen waren, zurückschlug und, gestützt auf einen reichen Staatsschatz und ein stehendes Heer, eine energische Politik des Widerstandes trieb. Sieben Jahre später führte ein neuer Konflikt mit seinen Nachbarn, die Hotin belagerten, das entscheidende Dazwischentreten des Sultans und damit das Ende der moldauischen Unabhängigkeit herbei. Am meisten beschäftigte aber diesen Fürsten Siebenbürgen, wo der Zusammenbruch von 1526 eben neue Wege erschlossen hatte, und zwar durch die doppelte Königswahl Ferdinands von Österreich und des Woiwoden Johann Zápolya und bald darauf durch die Einmischung der Türken, die sich aus dem Körper des Königreichs das Paschalik Ofen und im Banat das von Temeschwar herausgeschnitten hatten.

Die siebenbürgische Frage im 16. Jahrhundert

Die Szekler waren schon gewöhnt, sich den Befehlen der moldauischen Fürsten zu fügen; Rareş war mit den meisten Adligen, die sich vor kurzem in den freien Gemeinden der Bauernkrieger niedergelassen hatten, befreundet. Zur Zeit seines Rückzuges hinter die Berge im Jahre 1538 wurde er in diesem Gebiet so aufgenommen, als wäre er zu den Seinen gekommen. Die beiden Zufluchtsorte, die Stefan dem Grossen zugebilligt worden waren, besonders Ciceu, das eine ganze Gruppe von rumänischen Dörfern beherrschte und in enger Verbindung mit den Bergwerken von Rodna und mit Bistritz, dem alten sächsischen Emporium gegen die Moldau stand, bildeten ziemlich ausgedehnte Gebiete, in denen die moldauischen Burgherren die Einnahmen für ihre Fürsten sammelten. In der benachbar-

ten Marmarosch bestanden seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die alten Familien der rumänischen Knesen und Woiwoden; diese benützten in ihren Privatbriefen und selbst in ihren Kontrakten gewöhnlich weder das Lateinische noch das Altslawische, sondern ihre Muttersprache; ein Kloster, das von der Familie des Dragoş erbaut war, erhielt vom Patriarchen in Konstantinopel ein Privilegium „exarchaler Stauropygie“, das dem Prior gestattete, die Funktion des Bischofs sowohl in den benachbarten Grafschaften im Westen als auch in der Gegend von Bistritz auszuüben. Dieses Kloster des Sankt Michael in Peri (Körtvélyes), in das bald russische Mönche eindrangen, wurde aber in seiner Entwicklung durch die Ansprüche des slawischen Bistums von Munkács behindert. Stefan wählte dann zum religiösen orthodoxen und rumänischen Mittelpunkt seines siebenbürgischen Lehnsgutes das Dorf Vad an der Someş (Samosch), wo er eine schöne gotische Kirche erbauen liess; ein Bischof, der von jenem der Hauptstadt Suceava geweiht war, wohnte dort während des ganzen 16. Jahrhunderts. In Cetatea-de-Baltă (Kokelburg), inmitten der grossen sächsischen Niederlassungen, war eine moldauische Ausbreitung schwerer möglich und der Burggraf musste sich damit begnügen, seine Zollgebühren bei dem wichtigen Markt, der jährlich einmal abgehalten wurde, einzuheben.

Die Fürsten der Walachei hatten das „Herzogtum von Fogarasch und Hamlesch“ verloren, das Vlad der Pfähler plündernd und mordend in dem Augenblick für sich forderte, wo er auch die Auslieferung der walachischen Thronprätendenten verlangte; es blieb auch im Titel seiner Nachfolger bis gegen 1700, und von Zeit zu Zeit wurden immer wieder rumänische

Ansprüche auf dieses Lehnsgut erhoben. Statt dieser reichen und schönen Gebiete in der Nähe der Grenzgebirge wurden den getreuen Woiwoden des 16. Jahrhunderts einfache befestigte Plätze angewiesen: so bekamen sie die Burgen von Stremţ (Aldyod, Algyógy), von Vinţ (Alvincz) und von Vurper (Borberek); dieses war die Zeit, wo Peter Rareş und seine walachischen Zeitgenossen ein dutzendmal in Siebenbürgen einfielen, gewiss nicht nur mit der Absicht, die Befehle des Sultans auszuführen. Sogleich entstanden in diesen Dörfern mit rumänischer Bevölkerung orthodoxe Kirchen und Klöster, deren Äbte, die auch von den einflussreichen magyarischen Adligen geschützt wurden, Seite an Seite mit den „Protopopen", den Erzpriestern der alten Traditionen der Eingeborenen, bischöfliche Funktionen ausübten, ebenso wie ihre Kollegen aus der Marmarosch, wenn auch ohne ausdrückliche Privilegien von seiten des byzantinischen Patriarchen. Man hat irrtümlicherweise angenommen, dass das Lehnsgut Făgăraş (Fogarasch) schon seinen Bischof, jenseits des Alts im Dorfe Galaţi gehabt hätte; von der Mitte dieses Jahrhunderts an findet man aber Bischöfe in Rămeţi (die (Eremiten), mitten in den westlichen Bergen, in Gioagiu (Felgyógy), dann in dem alten Kloster Prislop, gegen Haţeg (Hátszeg); auch einige, mehr oder weniger hellenisierte balkanische Emigranten wurden Stammväter von Bischöfen; einer von diesen, Markus, liess sich an den Toren Klausenburgs, einer der grössten sächsischen Städte jener Zeit nieder, ganz nahe an dem Wald, der von einer walachischen Kolonie in Feleac bewacht wurde, wo noch heute die gotische Kirche steht, die durch die Gaben der rumänischen Fürsten bereichert wurde. Einer dieser ausgewanderten Prälaten, Johann

von Caffa, wurde von Johann Hunyadi und seinem Genossen im Kreuzzuge, dem Heiligen Johann von Capistrano, gezwungen, den katholischen Glauben anzunehmen.

Wir müssen auch an die walachischen Emigranten denken. Die vielen Thronstreitigkeiten brachten fast jedes Jahr verfolgte Bojaren nach Siebenbürgen, Verschwörer, deren schlechte Absichten bewiesen waren, Fürsten, die regiert hatten, oder auch einfache Prätendenten, die die Absicht offenbart hatten, das Erbe ihrer Väter oder Vorfahren an sich zu nehmen. In ihrem Gefolge befanden sich Krieger, die hofften, unter den Fahnen ihrer Herren zurückzukehren, und auch sonst Besucher aller Art, selbst Bischöfe, Pfarrer, Mönche, die ihre Berater und Sekretäre waren und zugleich die geschicktesten Förderer ihrer Sache. Eine ganze weibliche Welt begleitete sie, und die orientalischen Gewänder, die sie von Byzanz und der neuen Balkanwelt übernommen hatten, die kostbaren Steine, die bei der allgemeinen Unsicherheit eine Kapitalsanlage darstellten, die glänzenden und lärmenden Feste dieser Gäste verliehen dem fleissigen, aber kleinlichen Leben dieser guten sächsischen Städte einen seltsamen und fremdartigen Glanz; ihre Bewohner zogen, so gut sie konnten, Vorteil aus dem Aufenthalt dieser Emigranten, ohne sich ihren Gewohnheiten anzupassen und ohne sie im geringsten zu lieben. Abgesandte, die kamen, um den Wechsel der Herrscher oder andere Ereignisse eines ewig bewegten Lebens zu melden, wurden untergebracht, beköstigt und beschenkt von den „hochweisen“ Magistratsräten, von den Adligen in den Schlössern und von den magyarischen Würdenträgern der Provinz. Obwohl die Besetzung des linken Donau-

ufers durch die Türken mit all den wichtigen Furten den einst so blühenden Handel empfindlich beeinträchtigt hatte, begegnete man doch täglich in diesen deutschen Städten des ungarischen Königs, neben den Griechen, Armeniern und selbst Türken, walachischen und moldauischen Kaufleuten, die, wenn sie nicht immer Gewürze und kostbare Stoffe aus dem Orient brachten, so doch die zahlreiche Bevölkerung der Städte mit Donaufischen und Ochsen aus der Moldau und ausserdem mit Wachs, Honig, Häuten, Salz und anderen Erzeugnissen der beiden Fürstentümer versahen.

Unter diesen Umständen musste sich das rumänische Leben in den siebenbürgischen Dörfern nicht nur erhalten, sondern, was die Organisation und das Rassenbewusstsein anbelangt, sogar Fortschritte machen. Es genügte übrigens für einen Woiwoden auch bloss ein einziges Mal seine Fahne mit dem walachischen Adler oder mit dem moldauischen Auerochsen flattern zu lassen, um sich davon zu überzeugen, wenn er nicht etwa schon einige Jahre der Verbannung und des Elends in dieser Gegend verbracht hatte. Er war nicht der einzige, der wusste, was diese so zahlreiche Bevölkerung, die mit ihrer Sprache, ihrer Religion und ihren Bräuchen so fest verknüpft war, instinktiv wollte. „Etliche Walachen“, schrieb ein ungarischer Geistlicher, der über die siebenbürgischen Angelegenheiten wohl unterrichtet war, als er von Rareş sprach, „besitzen einen grossen Teil dieses Königreiches, und sie könnten sich, in Anbetracht der gemeinsamen Sprache, leicht dem Moldauer anschliessen“ „Die Rumänen Siebenbürgens“, schreibt ein anderer zeitgenössischer Zeuge, „sind viel zahlreicher als die Serben in Ungarn.“

Diese Rumänen wünschten die Oberherrschaft ihres

moldauischen Bruders um so mehr, als sie das hauptsächlichste Opfer eines Systems sozialer Bedrückung waren, das immer stärker und schliesslich durch die Kämpfe der Anhänger des Hauses Österreich gegen die begeisterten Verteidiger der magyarischen Krone des Woiwoden Zápolya unerträglich wurde. Vor dem Auftreten Johann Hunyadis als Führer des Donaukreuzzuges und wahrer Herr Ungarns, hatte die grosse Revolte von 1437 die „walachischen" Leibeigenen und den Teil der Magyaren, die so weit heruntergekommen waren, ihr Los zu teilen, gegen den fremden Adel und die Bürger der Städte zusammengeführt. In diesem Lande der Privilegien, wo jede „Nation" eine Verfassungsurkunde zu erhalten trachtete, schlossen sie sich zusammen als politische Körperschaft, als „Universität" der Bauern und forderten eine Erleichterung ihres Schicksals. Daraus entstand ein erbitterter Kampf, der damit endigte, dass „die Frechheit des Pöbels gebrochen wurde", der dazu verurteilt wurde, die Kosten des blutigen Konfliktes zu zahlen. Die alten rechtmässigen Mitglieder des siebenbürgischen Gemeinwesens verbündeten sich dann durch die „Union der drei Nationen" gegen diejenigen, die einen Moment lang ihre höhere Stellung bedroht hatten. Aber schon unter dem halbrumänischen König Matthias wurde ein wesentlicher Unterschied gemacht zwischen den Leibeigenen, die „magyarischen Blutes" waren, und den anderen. Das neue „moderne" Gesetzbuch Ungarns, das nach dem Tag von Mohács von dem Kanzler Verbőczy ausgearbeitet wurde, musste für die eingeborenen Rumänen das werden, was das Doomsdaybook der Normannen für die eingeborenen Angelsachsen Grossbritanniens gewesen war.

Es hatte im eigentlichen Siebenbürgen ebenso rumänische Edelleute gegeben wie in der Marmarosch und im Banat. Zu diesen gehörte der kühne Stefan Mailat (Majláth), dem es gelang, der fast ganz unabhängige Woiwode der Provinz zu werden; auf Veranlassung des Rareş, seines Mitbewerbers um den Besitz von Siebenbürgen, wurde er jedoch nach Konstantinopel geführt und ins Gefängnis geworfen, wo ihn der Tod ereilte. Diese Adligen hatten allen militärischen Führern dieser Gegend Dienste geleistet. Die Nachkommen der Knesen und der Woiwoden hatten ihre Sprache keineswegs vergessen; sie herrschte noch unter der Regierung der Bane gegen 1550 in den Gebieten von Lugoj (Lugosch) und Caranşebeş (Karansebes), an den Grenzen des Fürstentums der Basaraben vor, das in den italienischen Berichten den Namen „Diesseitige Walachei" führt. Im Distrikt von Hunyad (Inidoara) gab es noch zahlreiche solche rumänische Ritter. Doch hatte eine andere Religion, ein anderes soziales Leben und eine andere politische Einstellung von ihren Seelen Besitz ergriffen und sie langsam umgeformt. Ihre Landsleute, die in Massen an den Bauernaufständen der ersten Jahre des 16. Jahrhunderts teilgenommen hatten, so an dem des „Zaren Iwan", den die Serben hervorgerufen hatten, standen unter fortwährender Aufsicht ihrer Herren und konnten sich nicht einmal mehr empören; so hatten sie keine andere Hoffnung und keine andere Stütze mehr als die Fürsten ihrer Rasse, deren Armeen sie so oft durch ihre unterjochten Dörfer ziehen sahen.

Wir haben nicht die Absicht, in dieser kurzen Übersicht, allen Einzelheiten dieser „hinterlistigen" Politik zu folgen, die einen Moment lang den Besitz der ganzen Provinz dem moldauischen Fürsten zu sichern schien,

der geschickt genug war, aus all den politischen Wechselfällen Siebenbürgens Vorteile zu ziehen. Zápolya, der sich schliesslich auch auf den rumänischen Adel des Landes stützte, weckte den Ehrgeiz des Rareş von neuem, indem er ihm schon zu Beginn seiner Regierung die Stadt Bistritz anbot, die die Moldauer seit lange begehrten und aus der schon durch König Ludwig II., früheren Woiwoden Einkünfte zugewiesen worden waren. Im Jahre 1529 überschritten die Moldauer die Grenze, um die Szekler wieder in die alte Abhängigkeit zurückzubringen; Bistritz, das nicht besetzt war und nur später seinem Lehnsherrn einen feierlichen Einzug gestattete, und der ganze Distrikt bis Rodna wurden schon als vom benachbarten Fürstentum abhängig betrachtet, denn Peter nennt die sächsischen Bürger „seine Untertanen und Getreuen". Einige Monate später trug der Befehlshaber des fürstlichen Heeres, der Vornic (maior domus, Palatin) Grozav, über die Sachsen, Anhänger des Königs Ferdinand, bei Marienburg (Feldioara, Földvár) in der Nähe des Altflusses einen entscheidenden Sieg davon; die Vorhut der Sieger drang bis in die Nähe des Fehérvár der magyarischen Woiwoden vor, das als die Hauptstadt Siebenbürgens betrachtet wurde. Dann kam die Belagerung von Kronstadt, das dem Fürsten selbst zähen Widerstand leistete, obwohl dieser nicht nur die Kugeln der bei seinen Siegen erbeuteten Kanonen gegen die Bürger schleuderte, sondern auch die drohenden Phrasen seiner Botschaften, die mit ihrer übertriebenen Heftigkeit die tiefe Leidenschaft seiner Seele widerspiegelten. Sie kauften sich los, indem sie Rareş als ihren „Protektor" an Stelle Zápolyas anerkannten. Schässburg (Sighişoara), Fogarasch und selbst Mediasch folgten ihrem Bei-

spiel. Indem der Moldauer seine Zolleinnehmer im sächsischen Distrikt des Burzenlandes bei Tartlau (Prejmer) einsetzte, begann er sich als absoluter Herr der Provinz aufzuspielen, die er „mit dem Säbel erobert“ hatte und die er „an niemanden abtreten zu wollen“ erklärte. „Dieser moldauische Verräter will die Provinz für sich selber“, rief ein Sachse mit Entrüstung aus, dem König Ferdinand eben die Lehnsgüter Stefans des Grossen, nachdem er sie seinem Nachfolger entrissen, zugeteilt hatte.

Durch den unzeitigen und unglücklichen Feldzug, den Rareş 1531 gegen Polen unternahm, verlor er seine Stellung, die er durch Intelligenz und Energie gewonnen hatte. Zápolya, dem gegenüber er sich den Anschein gegeben hatte als sei er ein Verteidiger seiner Sache, konnte sich also ruhig in Siebenbürgen festsetzen; der Sultan Soliman seinerseits rechnete darauf, den Bastarden des venetianischen Dogen Aloisio Gritti dort einzusetzen, einen anspruchsvollen, vom Schicksal verwöhnten Abenteurer, den er zum Gouverneur von Ungarn gemacht hatte. Nachdem sich der magyarische Adel gegen den Eindringling erhoben hatte, gelang es dem moldauischen Fürsten, der im Namen Ferdinands gegen den Schützling seines Lehnsherrn auftrat, seinen Rivalen zu vernichten, gerade so wie er sich zehn Jahre später seines eigenen Landsmannes Majlath entledigen sollte. Augenblicklich war er jedoch ein Vasall des mit Zápolya im Kriege befindlichen Königs der Römer geworden, und König Johann liess durch diesen Majlath die moldauischen Lehnsgüter der Provinz angreifen.

Peter musste 1538 als der Sultan, dessen Intervention die Polen, wie wir schon gesagt haben, ge-

fordert hatten, in die Moldau einfiel, in Ciceu, das schon unter magyarischer Herrschaft stand, Zuflucht suchen. Es gab keine grossen Schlachten; die Bojaren besassen nicht die jugendliche Energie, die Stefan den Grossen in die Lage versetzt hatte, als Vertreter der Interessen seiner ganzen Rasse eine so glänzende Rolle zu spielen. Sie liessen den Mann, der ewig Kriege entfachte und neue Provinzen zu erwerben trachtete, im Stich. Soliman, der eigentlich nur einen Triumphzug durch ein verlassenes Land unternommen hatte, wagte indessen nicht, die noch sehr lebensfähige moldauische Adelsklasse zum äussersten zu treiben: der Mann, der das ungarische Königreich zerstört und einen Beglerbeg als seinen Vertreter nach Ofen geschickt hatte, begnügte sich damit, seine neueste Eroberung den schwachen Händen eines Enkels Stefans des Grossen anzuvertrauen, eines neuen und verächtlichen Stefan, genannt Lăcustă, dessen Regierung durch den Stahl der Mörder ein rasches Ende nehmen sollte. Sein Platz wurde von Alexander Cornea, einem Woiwoden der moldauischen Revanche, eingenommen.

Politischer Verfall der Rumänen unter der widerrechtlichen Suzeränität der Türken

Peter besass nicht die klare Auffassung der Umstände, die die glückliche Tätigkeit seines Vaters ausgezeichnet hatte. Pokutien, dessen Besitz für das moldauische Land keine Lebensnotwendigkeit bildete, war der Anlass, dass der Sohn Siebenbürgen, das ein natürliches Anhängsel desselben war, aufgab, und jetzt verlor er infolge einer neuen, ebenso fruchtlosen Unternehmung gegen den Norden sein ganzes Erbe.

Nachdem Peter den Rachegelüsten Zápolyas entgangen war und auch der Strafe des Sultans, dessen Verzeihung zu erbitten, er kühn genug war nach Konstantinopel zu gehen, und ausserdem auch bereit, wie seine Zeitgenossen, die „signori“ Italiens, alles zu riskieren, um seine Absichten zu verwirklichen und vor allem um Macht zu gewinnen und auch auszuüben, wurde er im Jahre 1540 von neuem Fürst der Moldau. Während er aber trotz aller Prüfungen derselbe geblieben war, hatte sich indessen das Land stark verändert, und ebenso war seine eigene Lage und mehr noch die seiner Nachfolger eine ganz andere geworden. An das Legat Alexanders des Guten, das für das Fürstentum so verhängnisvoll gewesen war, durfte man nicht einmal mehr denken. Überdies war gerade ein breiter Streifen moldauischen Landes, mit der alten Stadt Tighinea, die das Bender der Türken geworden war, dem Gebiete der donauischen Rajah einverleibt worden. In Siebenbürgen besass Rareş nicht einmal mehr seine Lehnsgüter: Zápolya hatte sie konfisziert und seiner Gemahlin, der Königin Isabella, geschenkt. Nachdem die Regierung Majlaths zu Ende war, bedurfte es langwieriger Bitten und wiederholter militärischer Interventionen, um die Rückgabe nicht der Festungen selbst, die von Grund aus zerstört waren, zu erlangen, sondern des Bodens mit seinen Ruinen bis Rodna, wo die Söhne Peters noch die Produkte der Silberbergwerke erhielten.

Einer dieser Söhne, Elias, früher eine Geisel bei der Pforte, trat zum Islam über und wurde zum Dank für seine Abtrünnigkeit, statt, wie er gehofft hatte, ein grosses Reich zu erhalten, ein einfacher Pascha von Silistrien. Den jüngeren Stefan richtete sein ausschweifender Lebenswandel zugrunde, gerade so wie

sein Namensvetter, der Sohn des Bogdan, an seiner Grausamkeit zugrunde gegangen war. Ein natürlicher Sohn Bogdans, Peter, bestieg den Thron; er nannte sich Alexander und erhielt den Beinamen Lăpuşneanu, nach seiner Mutter, die aus Lăpuşna am Pruth stammte. Er kam mehrere Male nach Siebenbürgen, aber nur um die Befehle des Sultans, der die verbannte Königin Isabella und ihren jungen Sohn Johann Sigismund dort einsetzen wollte, auszuführen. Wohl forderte und erhielt er die Plätze der Schlösser, auf denen einst so stolz die moldauische Standarte geflattert hatte, doch besassen solche Erwerbungen von dem Moment an, wo die ausgeraubte und bewachte Moldau ihre Unabhängigkeit verloren hatte, keine politische Bedeutung mehr.

Die Walachei war schon an einen anderen friedlichen Mönch übergegangen, der aus Argeş kam, Paisie hiess und zum Woiwoden Radu geworden war, dann an seinen Sohn, Petraşcu den Guten, und endlich an einen alten Schafhändler aus Konstantinopel, Mircea den Hirten; sie war jetzt nur noch ein autonomes christliches Anhängsel, mit seinen altertümlichen Bräuchen, des grossen römischen Reiches Solimans des Prächtigen. Peter Rareş war der erste moldauische Fürst, der in Konstantinopel ernannt wurde — auch war dieser Fall nur einem aussergewöhnlichen Zusammentreffen von Umständen zuzuschreiben und es handelte sich nur um eine Bestätigung, eine Wiedereinsetzung —, aber Mircea und, wie es scheint, auch sogar sein Vorgänger wurden von den Würdenträgern in Konstantinopel unter den „Fürstensöhnen" gewählt, die anfingen, sich ausser Siebenbürgen, andere Zufluchtsstätten zu suchen. Von nun an sollte dieses die Regel werden. Auch in der Moldau gab es Berufung an den Sultan und Be-

stätigung durch die Pforte, als der Moldauer Alexander durch einen merkwürdigen kretischen Abenteurer ersetzt worden war, der nacheinander Offizier, strategischer Berater, Zechgenosse und Schmarotzer bei Karl V., dem Herzog Albert von Preussen und den polnischen Adligen gewesen war; es war dies Jakob Basilikos der Heraklide, genannt „der Despot", — denn er gab vor, nicht nur „Markgraf" von Paros und Naxos zu sein, sondern auch Abkömmling des Herkules und Nachkomme der serbischen Brankowitsch. Auf beiden rumänischen Thronen finden wir von nun an eine ganze Reihe von Bastarden. Nachdem sie ihre Abstammung bewiesen und selbst die geheimen Merkmale preisgegeben hatten, die Zeugen dieser Abstammung waren, erkauften sie sich die Anerkennung ihrer Rechte von den Wesiren, Paschas, von den Beamten des Serails und besonders unter den verweichlichten Sultanen, die nach Soliman kamen, von den Frauen des Palastes, den Sultansmüttern, den Sultansfrauen, den einfachen Beischläferinnen, den männlichen Günstlingen, den „mussaips" und den Eunuchen.

In der Moldau zeichnete sich Johann der Schreckliche (1572—1574), der seinen Beinamen einzig den Qualen verdankte, die er den Bojaren und reichen Prälaten, deren Geld er begehrte, zufügte, in diesem Milieu blutloser Phantome durch seine Auflehnung gegen die unerträglichen Forderungen der gierigen Türken aus; in der Walachei aber schrieben das Geschlecht Mirceas des Hirten und das des früheren Tyrannen Mihnea (dessen Enkel gleichen Namens das Beispiel der Glaubensabtrünnigkeit Elias' nachahmte) und, in der Moldau, Peter der Lahme, nach seinem Ursprung ein Walache, und Johann der Sachse, ein natürlicher Sohn des Rareş,

der während der Belagerung Kronstadts gezeugt wurde, bloss ihre Namen in die Annalen einer verachteten, abhängigen Provinz. Johann wurde, trotz der Hilfe der unter dem Schutz der moldauischen Unabhängigkeit von Demetrius Wiszniewiecki, mütterlicherseits einem Enkel Stefans des Grossen, organisierten Dnjeprkosaken besiegt und von Kamelen, auf die man seinen Leib gebunden hatte, in Stücke gerissen. Dieses war, trotzdem es die Verletzung einer formellen Kapitulation bedeutete, die Züchtigung eines auf dem Schlachtfeld gefangengenommenen Rebellen. Aber als Mihnea, um der Gefangenschaft und dem Tode zu entgehen, der Religion seiner Väter entsagen musste, als sein Nebenbuhler Peter, der Sohn des „guten" Petraşcu, nachdem er seinen fürstlichen Sitz verloren hatte, verräterisch im Bosporus ertränkt worden war, als endlich Alexander, der gleichnamige Enkel Lăpuşneanus, der in der Walachei nur so lange regierte bis er den Beinamen „der Böse" verdiente, in Paradekleidern auf einem Platz in Konstantinopel aufgehängt wurde, zeigte es sich deutlich, wie wenig Umstände die türkischen Herren jetzt mit dem unglückseligen Spielball ihrer allmächtigen Verderbtheit machten. Selbst der Mann, der den alten rumänischen Ruhm wieder aufleben lassen und der 1599 Siebenbürgen erobern sollte, Michael der Tapfere, musste die Unterstützung des englischen Gesandten Barton in Konstantinopel und die des reichsten der christlichen Bankiers der Pforte, Andronikus Kantakuzinos, dessen Name kaiserlicher war als seine Beschäftigung, mit barem Geld erkaufen. Sein Zeitgenosse und moldauischer Bundesgenosse Aaron, der Onkel Alexanders des Bösen, war nur ein Klient der heruntergekommenen Janitscharen, die die ständigen

Gläubiger dieser Fürsten geworden waren, deren Rückberufung und „Bestrafung" schon auf Grund von Kundgebungen ihrer Banden in Konstantinopel jeden Moment erfolgen konnte.

Diese unabhängige Politik der Rumänen, die Stefan der Grosse begründet und ausgebaut hatte, indem er sich bemühte, die beiden Fürstentümer trotz ihrer verschiedenen Dynastien für die Beziehungen nach aussen zu einem gemeinsamen Körper zusammenzuschliessen, dauerte nicht einmal ein Jahrhundert nach seinem Tode. Die Behauptung eines Karpathen-Donaustaates auf der Basis nationaler Unabhängigkeit war eben nicht möglich, ebenso sehr wegen der unverhältnismässigen Ausdehnung dieser Donaulinie, die man gegen die fortwährenden Angriffe der Türken, die schon Herren der beherrschenden Höhen des rechten Ufers geworden waren, verteidigen musste, wie auch wegen der Begehrlichkeit der christlichen Nachbarn, die eher daran dachten, diese rumänischen Länder an sich zu reissen, als sie zum Nutzen der Christenheit zu verteidigen, und in letzter Reihe wegen der neuen türkischen Vasallität, die Siebenbürgen, das früher ein natürlicher Stützpunkt für die rumänische Verteidigung war, in dem Augenblick auferlegt wurde, wo die Zápolyas und ihre Nachfolger, die Báthorys, die Unterstützung des Sultans gegen die steigenden Machtgelüste des Hauses Österreich verlangten.

Dieser ottomanische Friede brachte Demütigungen und Verbote aller Art; er verlangte die Zahlung eines Tributes, der sich ständig steigerte; denn, während die Moldau unter Rareş 10.000 Dukaten zahlte, verlangte man ihr unter Peter dem Lahmen schon 30.000 und die Summe, die die Walachei zahlen musste, erreichte das

Doppelte. Dazu kamen jährliche Geschenke, unaufhörliche Trinkgelder, Lieferungen von Vorräten zu festgesetzten Preisen, zuerst für die Truppen im Feld, dann für die Soldaten in Konstantinopel und für die ganze kaiserliche Stadt. Nichtsdestoweniger hatte dieser Friede den Vorteil, den politischen Agitationen ein Ende zu setzen und ermöglichte damit die Entwicklung dieser nationalen Kultur, die für die Zukunft ein höheres Ideal erhoffen liess.

SIEBENTES KAPITEL

Elemente der rumänischen Kultur in der neuen Zeit

Volkstümliche Elemente der rumänischen Kultur

Ein Teil der Elemente der rumänischen Kultur, die sich seit dem 15. Jahrhundert entwickelte, war alten volkstümlichen Ursprunges. Wir haben schon auf den reichen thrakischen Nachlass hingewiesen, der ein ganzes System von Siedlungen, von Bodenbearbeitung, eine ganze, primitive Kunst umfasste, die allen benachbarten Völkern eigen war, die die gleiche, ursprüngliche ethnische Basis hatten, den Serben, Bulgaren, Albanesen, im Süden sogar den Griechen und im Nordosten den Ruthenen; dann im geistigen Leben die gleichen Bräuche, der gleiche Aberglauben, die gleichen Melodien in den Volksliedern, dieselben einfachen Rhythmen der Tänze (die rumänische Hora ist ein klassischer griechischer Ausdruck) und selbst die gleiche Art der Satzlehre, die allen Sprachen dieser Region einen altertümlichen Stempel aufdrückt.

Beim Anblick der einstöckigen Häuser, der durch einen Herd getrennten zwei Zimmer, der aus Holz geschnitzten Balustraden, des grossen Hofes mit den aus Zweigen geflochtenen Hecken, beim Betrachten der Kleider, der Form der Mützen und der über die Schulter herabhängenden Mäntel, der an den Schultern, dem Hals und den Ärmeln mit vielfarbigen Mustern verzierten Hemden, der wollenen oder ledernen, mit glänzenden Metallspitzen verzierten Gürtel, die eine ganze Anzahl von Waffen und Werkzeugen enthalten, der Leinenhosen und Ledersandalen; bei näherer Betrachtung der verschiedenen Formen der Verzierungen dieser Kleidungsstücke, sowie der Linien der im Hause ge-

webten Teppiche, der Formen der Werkzeuge und der volkstümlichen Tonwaren; und endlich beim Anblick des bebauten Bodens hat man von der Theiss bis zum Schwarzen Meer, vom Tenaros bis zur Tatra und den Beskiden den Eindruck, sich auf dem gleichen Gebiet bäuerlicher Kultur zu befinden. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn man die melancholischen Weisen der rumänischen Doina hört, die lebhaften Rufe, die die Tänzer zur Hora anspornen, wenn man den Bewegungen des Sich-Umschlingens, des Erbebens, des eleganten Vorbeigleitens dieses Tanzes folgt, wenn man den Prosaerzählungen dieser basme[1]), dieser poveşti[2]) lauscht, deren fernen Ursprung man in den Fabeln des indischen Asiens suchen muss, die so reich sind an Phantasie und moralichen Lehren, wenn man in den feinen Witz der Scherze eindringt, die die geselligen Abende des Volkes, die şezători[3]) beleben, wo die Spindel den zarten Flachs- und Hanffaden abhaspelt, wenn man den Prozessionen der Weisen aus dem Morgenlande vor Weihnachten beiwohnt, den Glückwünschen, die unter den besonders beleuchteten Fenstern von den Kindern dargebracht werden, die kommen, um singend die „weissen Blumen", die Geburt des Herrn zu feiern; oder wenn man den lärmenden und trivialen mittelalterlichen Possen, die zu Neujahr aufgeführt wurden und die es schon im Durostorum des Mittelalters gab, lauscht, wenn man die ergreifenden Gebräuche und Zeremonien beobachtet, die das Osterfest begleiten, obwohl dieses grosse christliche Fest den Feiern der heidnischen Epoche fremd geblieben ist.

---

[1]) Märchen,

[2]) Erzählungen,

[3]) Zusammenkünfte.

Der römische Einfluss auf diesem primitiven thrakischen Boden war stark und nachhaltig. Der rumänische Wortschatz kann darüber nur in ungenügender Weise Aufschluss geben, weil eine grosse Anzahl von Begriffen, die durch Ausdrücke lateinischen Ursprungs bezeichnet werden, den Eingeborenen zweifellos schon vor dem Auftreten italienischer Emigranten bekannt waren, manche auch bevor die Legionen am linken Ufer der Donau ihr Werk vollbracht hatten, und andererseits hat eine grosse Anzahl lateinischer Wörter slawischen Ausdrücken Platz gemacht, die irgend eines Vorteiles wegen angenommen oder auch von den slawisch-byzantinischen Kaufleuten der Donaustädte eingeführt wurden. Dennoch kann dieses Vokabularium dazu dienen, uns zu zeigen, welches der Grundstock der elementaren Kultur war, die das rumänische Volk in dem Moment besass, wo es mit anderen rassischen Elementen durch Invasion, Nachbarschaft, Zusammenwohnen oder einfach durch Kulturströmungen in Berührung trat.

Die Ausdrücke, die das Haus und seine verschiedenen Teile betreffen, sind lateinisch: casa (Haus), fereastra (Fenster), uşa (ostium, Türe), coperemânt (Dach), scara (Treppe), strat (stratum, Bett); später gebrauchte man den Ausdruck pat, der byzantinischen oder vielleicht auch lateinischen [1]) Ursprungs ist. Ebenso ist es mit den Ausdrücken, die die Möbel bezeichnen: masa (mensa, Tisch), scaun (scamnum, Stuhl), oder die Hausgeräte und Werkzeuge: ac (Nadel), degetar (Fingerhut), foarfece (forbices, Schere), cuţit (Messer), furculiţa (Gabel), teaca (greco-lateinisch theca, Futteral), vas (vasum), oala (olla. Topf), ul-

[1]) Laut Mitteilung von Professor V. Bogrea.

cior (ulceolus, Urne), găleata (französisch galette, ein Gefäss, das zugleich Wasser und Korn enthalten kann), păhar (Becher), cupa (Tasse). Besonders erwähnen muss man noch die Ausdrücke, die die Beschäftigung des Bauern auf dem Feld (câmp) bezeichnen und die Bezeichnungen für die häusliche Tätigkeit der Frau. Das Wort plug ist deutschen Ursprungs, aber ackern heisst a ara, säen a sămăna, dreschen a treera, ernten a secera, a culege; das Stroh heisst paiu, das Heu (das man mit falce, der Sichel schneidet) fân; die Dürre ist seceta (siccitas). Wenn das Feld verteilt ist, hat jeder eine parte, die in arii (areae) gerechnet wird.

Die verschiedenen Getreide- und Gemüsearten tragen ebenfalls lateinische Namen: grâu (Weizen), orz (Gerste), ovăs (Hafer), săcară (Roggen), meiu (Hirse), dann: fasole (faseolum, Bohnen), fauă (alter Ausdruck für Saubohne), ceapă (Zwiebel), aiu (Knoblauch), curechiu (cauliculum, Kohl). Die letzten Produkte der landwirtschaftlichen Arbeiten haben auch Namen gleichen Ursprungs: făină (Mehl), lamură (Mehl feinster Qualität), pâne (Brot). Die Ausdrücke auf dem Gebiete des Weinbaues: viţă (vitis), auă (uva), vin, bute (Fass, italienisch botte). Alle Obstbäume und eine ziemlich grosse Anzahl anderer Bäume kommen aus dem Lateinischen: prun, măr (malus), gutuiu (malus cydonia, Quitte), cereş (Kirschbaum), păr (Birnbaum), fag (fagus), nuc (Nussbaum), piersic (persicus, Pfirsichbaum), corn (cornus, Kornelkirsche) usw. (die Eichel heisst ghindă).

Was die Volksindustrie anbelangt, so weben die Frauen mit ihrer furcă und mit ihrem fuior (die

beiden Ausdrücke sind lateinischen Ursprungs); der ghem (Spindel) haspelt seinen fir (filus, Faden) vom Hanf (cânepă, cannabis) oder Flachs (in) ab, damit daraus der tort wird (von torquere; der Vorgang heisst a toarce, und dann gibt es noch das Zeitwort a urzi, ordire); aus Leinwand wird pânză (wofür es auch einen korrespondierenden lateinischen Ausdruck geben soll). Die Stoffe aus Wolle (lână) heissen in der alten rumänischen Sprache pănură, aus dem lateinischen pannus; doch wurde später der Ausdruck postav, der slawischen Ursprungs ist, von fremden Kaufleuten eingeführt. Um dieses Tuch nach den alten, einfachen Methoden herzustellen, verwendet man die Walke, die piuă, pivă (pillula), die man noch heute in der Nähe von Bächen in den Waldlichtungen findet, die sie Tag und Nacht mit ihrem eintönigen Lärm erfüllen. Nähen, a coase, stammt aus der gleichen Quelle.

Die hauptsächlichsten Teile der ländlichen Bekleidung sind nicht dem slawischen Sprachschatz entnommen: sich ankleiden heisst a se îmbrăca, was an die braccae (Hosen) der Sarmaten und auch der Kelten anklingt, aber das Kleid ist auch veşmânt. Dann gibt es das Hemd, cămaşă, den Gürtel, brâu (branum), den Riemen, curea, die sarica der Barbaren, die den lateinischen Namen beibehalten hat, die Fussbekleidung, încălţăminte (calceamentum; es gibt auch den alten Ausdruck calce); sogar die Ohrringe, cercei (circuli), haben ihre alte Bezeichnung behalten, und ebenso die Armbänder, brăţare. Auch das Wort Knopf, nasture, ist aus dem Lateinischen übernommen. Der Kamm heisst pieptene, und die Worte Besen, mătură, Seife, săpun, sopon, und

Lauge, l e ş i e, entstammten dem gleichen vorelterlichen Besitz.

Wenn wir einen besonderen Zweig ins Auge fassen wollen, greifen wir die Bienenzucht heraus, die vom Zeitalter der Agathyrsen an ohne Unterbrechung betrieben wurde; die Produkte der Biene, a l b i n a (aber nicht von a l b, weiss): der Honig: m i e r e und c e a r ă (Wachs). Alle Tätigkeiten des Imkers werden durch Ausdrücke lateinischen Ursprungs wiedergegeben. Ebenso ist es mit dem Bergbau. Alle Metalle wie: a u r, a r g i n t, a r a m ă, f i e r, p l u m b, c o s i t o r (cassiterium, Zinn) und die Mineralien: Salz, s a r e usw. haben ihre alten Namen behalten.

In bezug auf das gesellige Leben liefert das lateinische Vokabularium alle Bezeichnungen, die die Familienbeziehungen ausdrücken: m a m ă, t a t ă (Vater), f r a t e, s o r ă, s o c r u (socer), c u s c r u, c u m n a t (cognatus), v ă r-p r i m a r (Vetter „erster"). Die wichtigsten Handwerkernamen sind lateinisch: l e m n a r (lignarius), f i e r a r oder f a u r (faber), r o t a r (von r o a t ă, Rad), t â m p l a r, der t e m p l a herstellt (andere Namen wie d u l g h e r, s t o l e r für Handwerker, die mit Holz arbeiten, sind in den Sprachschatz zur selben Zeit eingedrungen, wo fremde Handwerker in die rumänische Gemeinschaft eindrangen). Der Handel heisst n e g o ţ, der Kaufmann n e g u s t o r, handeln a n e g u ţ a, der Preis p r e ţ, das Maß m ă s u r ă; die Einheit der Länge ist auch heute noch das alte cubitus, c o t. Verkaufen und kaufen sind a v i n d e und a c u m p ă r a, leihen a î m p r u m u t a und der Gewinn des Verleihers, die Interessen für das Kapital: c a p e t e, sind die d o b â n d ă (lateinisch d e b e n d a).

Die Ausdrücke, die die Beschäftigung der Soldaten

und ihre Kampfwerkzeuge betreffen, sind unverändert geblieben: a se bate sich schlagen, Wache stehen a veghea (vgl. das Hauptwort veghe, lateinisch vigiliae). Der Krieger in der Armee oaste (lateinisch hostis), unter seinem Führer, dem cap de oaste (căpitan scheint aus einer späteren byzantinischen Quelle zu stammen) trägt einen lateinischen coif (Helm) und handhabt den Säbel sabia, den Dolch spata, den Bogen arcul, mit seiner săgeata; auf den Feind lässt er seine schreckliche Keule, măciuca, niederfallen, die den gleichen Ursprung hat. Der alte Ausdruck für Fahne, vor dem slawischen steag, ist flamura (flambura).

Wir haben gesehen, dass es sich mit dem Gesetz, der Gesetzesausübung und mit allem, was das Seelenleben und die Religion betrifft, ebenso verhält.[1])

Diese erste Welle der Zivilisation enthielt auch politische und soziale Ideen, die durch spätere Einflüsse wohl verändert, aber nicht ganz verdrängt werden konnten. Das ländliche Leben der römischen davae, vici und pagi, autonomer Gebiete, setzte sich durch Jahrhunderte hindurch fort, mit der Gemeinsamkeit des Blutes aller Bewohner eines Dorfes, die von einem gemeinsamen Vorfahren abstammten, den die Rumänen moş nennen (daher der Name moşneni, moşteni für seine Nachkommen, und moşie für das geerbte Land). Niemand besass ein bestimmtes Stück Land bei dieser brüderlichen Art der Bodenbebauung, wo jeder das Recht besass, seinen „Teil" zu bebauen (parte; das Wort ist schliesslich der alleinige Ausdruck für Besitz geworden); die Grenzen jeder Parzelle, die nach

---

[1]) Vgl. Sextil Puşcariu, Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache. 1905.

dem Grad der Verwandtschaft festgesetzt wurden, verschoben sich nie auf dem Boden, der keine Grenzen kannte (m a r g e n e, welches lateinischen Ursprungs ist, hat nur einen geographischen Sinn und g r a n i ţ ă, vom deutschen „Grenze", durch die Slawen übernommen, sowie auch das ungarische h o t a r, sind Ausdrücke, die in einer späteren Zeit eingeführt wurden). Jede dieser Gruppen lebte durch sich selbst und „adoptierte" nur — wie wir schon gezeigt haben — von Zeit zu Zeit die jungen Leute, die ihre ganze Vergangenheit aufgaben, als sie in dem Dorf heirateten, um mit ihrem ganzen Wesen in einer territorialen, Familien- und, man kann sagen, sogar politischen Einheit aufzugehen. Auch der Handel hörte auf und es gab, mit Ausnahme der Jahrmärkte [1]) jenseits der Grenze und der Versammlungen, die auf irgend einem Berg in der Nähe von mehreren Gebieten stattfanden, wo man die jungen Mädchen verheiratete (t â r g u l d e f e t e), nur noch den Tauschhandel seltener Gegenstände, die in einem wirtschaftlichen Leben, das ganz auf häuslicher Arbeit beruhte, den Luxus darstellten.

Wenn das ländliche Leben von den Thrakern ererbt war, so hat doch Rom in die Seele der Thrako-Illyrier den notwendigen und unentbehrlichen Begriff des Kaisers gelegt, den man sowohl bei den Rumänen als auch bei den Albanesen findet. Wir haben gesehen, dass dieser bei ihnen im Mittelalter die königlichen und kaiserlichen Abenteuer verhindert hat, die die Serben und Bulgaren so viel edles Blut gekostet haben, da sie sie unaufhörlich in Kämpfe um die Krone der Cäsaren

---

[1]) I a r m a r o c (Jahrmarkt), n e d e i e (vom slawischen nedelja, Sonntag), s b o r (vom slawischen sabor), b â l c i u (vom magyarischen búcsú).

des Ostens oder um die ihrer Rivalen im Westen stürzten. Dieser Begriff eines ausschliesslichen politischen Rechtes, das im Sinne der Tradition natürlich legitim sein muss, gestattete den Rumänen, den Staatsgedanken in der bescheidenen Form des Bauern-Woiwodates zu erhalten und ihn, nachdem sie die ländliche Atmosphäre der Karpathen verlassen hatten, sofort bei der ersten günstigen Gelegenheit weiterzuentwickeln.

Byzantinische und slawisch-byzantinische Einflüsse

Schon lange vor dem befruchtenden Einfluss des Westens, der nur von der Berührung mit der Kolonistenwelt der Sachsen Siebenbürgens im 12. und 13. Jahrhundert herrühren konnte, oder von den italienischen Kaufleuten aus der Zeit der Tätigkeit der Genuesen und Venezianer am Schwarzen Meer im 13. und 14. Jahrhundert, befruchtete ein mächtiger Einfluss, der aus dem Süden kam und alle Möglichkeiten einer höheren Entwicklung in sich barg, diesen ersten Keim thrako-römischer Kultur.

Während die Byzantiner, deren Tradition römisch, deren Sprache griechisch und deren Kolorit orientalisch war, die Donau nur überschritten, um drohende Angriffe der Slawen, Tataren oder anderer Turanier abzuwehren und um das unvergängliche Recht des Reiches zu behaupten, gab es ständige Beziehungen zwischen den Bauern des linken Ufers und den städtischen Zentren, die sich während des ganzen Mittelalters ihren wirtschaftlichen Einfluss auf das gegenüberliegende Ufer bewahrten. Diese Mittelpunkte, die nach ihrer ersten lateinischen Phase griechisch geworden waren, nahmen später slawischen Charakter an und brachten

so, wie wir schon gesehen haben, einen fremden Einschlag in die rumänische Sprache.

Byzantinische Münzen, die ältesten aus dem 6. Jahrhundert, sind unter den Geldfunden, die man in dieser Gegend gemacht hat, sehr häufig. Zu einer Zeit, wo die Rumänen noch kein organisiertes Leben hatten, keinen Fürsten mit königlichen Gewohnheiten, keinen Hof, kein stehendes Heer, kein entwickelteres soziales Leben mit dem ganzen Luxus einer höheren Klasse, die die zivilen Ämter unter sich aufteilte, nachdem sie zum Ruhme ihres Herrn gekämpft hatte, konnte dieser byzantinische Einfluss, der hauptsächlich politischer Art war, nicht stark fühlbar werden.

Die ersten Woiwoden, die für sich das Recht in Anspruch nahmen, domni „des ganzen rumänischen Landes“ zu sein, waren keine einfachen Bauernfürsten, die die kaiserliche Tradition in bescheidenen Formen fortführten. Schon Basarab, Gründer einer fürstlichen, mit wunderbaren Freskobildern geschmückten Kirche in Curtea-de-Argeş, ruht im Grabe mit dem Diadem auf der Stirne, mit dem perlenbesetzten Purpurmantel, den goldene, mit dem Landeswappen gezierte Knöpfe und eine mit schönem goldenem Mittelbilde verzierte Arbeit zusammenschliessen. In derselben Nekropole hat H. Virgil Drăghiceanu einen ganzen Schatz kostbarer Gegenstände: Armbänder, Ringe usw. aufgefunden [1]). Während die Fürsten sich im Augenblick der Gefahr in ihre Festung Argeş zurückzogen, während sie das städtische Zentrum Câmpulung, das von den Deutschen Rittern gegründet und von Bürgern, die aus Siebenbürgen stamm-

[1]) S. die Prachtausgaben der Kommission für öffentliche Denkmäler, Curtea domnească din Argeş, Bukarest 1923.

ten, bewohnt wurde, für sich gewinnen konnten, während sie von den Tataren ein Zollsystem geerbt hatten und der ungarische Ban[1]) von Kroatien ihnen die Münze lieferte, hatten sie sich doch nur teilweise das alles angeeignet, was ein wirkliches Staatsleben, das über die einfachen patriarchalischen Bräuche hinausgeht, auszeichnet.

Das plötzliche Auftreten verschiedener Elemente in der Walachei wie Prälaten, Gelehrter, Adliger, Krieger, die der Sieg der Türken aus ihrer balkanischen Heimat verjagt hatte, musste natürlich grosse, unerwartete Veränderungen herbeiführen. Unter Vlaicu, dem Patron des katholischen Sitzes in Argeş, der eine lateinische Staatskanzlei benützte, die er von Ungarn entlehnt hatte, und der seinen Akten und Verträgen ein Siegel mit lateinischer Inschrift aufdrückte, zeigte die Wage eine leichte Neigung nach dem Westen, doch fand der Osten bald vier verschiedene Wege, um in das rumänische Leben einzudringen.

Da gab es zuerst den direkten Einfluss Konstantinopels, das unter den Paläologen mit so schwachen materiellen Mitteln versuchte, das alte Programm der römischen Vorherrschaft wieder aufzunehmen. Das „Despotat“ war ein Mittel, alles was sich auf der Balkanhalbinsel unabhängig gebildet hatte, wieder dem byzantinischen Leben, der Dynastie, die dieses vertrat und verkörperte, zuzuführen; denn der Titel Despot mit dem Recht den Purpur auf Kleid und Schuhen zu

---

[1]) Diese Münze, die bei kleinen Transaktionen in Anwendung kam, hiess „ban“, während der byzantinische Asper und Hyperperon (das Wort p e r p e r, p ă r p ă r hat sich bis zu unserer Zeit im Namen einer Weinsteuer, p ă r p ă r i t, erhalten) bei grösseren Werten verwendet wurde.

tragen und sich den doppelköpfigen Adler der Kaiser auf die Chlamys, die Beinbekleidung und die Stiefel zu sticken, wurde nur denen gegeben, die der Ehre teilhaftig geworden waren, eine kaiserliche Prinzessin zu heiraten. Mircea, der Sohn Kallinikias, trägt auf dem Porträt im Kloster Cozia das Gewand der fränkischen Ritter nach der Mode, die von den Anjouern in Ungarn eingeführt wurde, aber von der purpurroten Tunika hebt sich der Adler in goldener Stickerei ab. Wir haben schon gesehen, dass er als „Despot" das Recht erworben hatte, das maritime Erbe des Dobrotitsch, der ebenfalls Despot war durch seine Verwandtschaftsbeziehungen mit den Cäsaren, gesetzlich zu besitzen. Jetzt sieht man bei den Kirchenmalereien auf dem Kopfe des d o m n mit den langen Locken und dem Christusbart eine goldene Krone ruhen, wie die der „basileis" von Konstantinopel. Er stellt Freibriefe aus, auf deren Siegel der walachische Geier, der auf einem Felsen sitzt, bald durch das byzantinisch-orientalische Bild der zwei gekrönten Figuren, die ein Baum trennt, ersetzt wird wie bei den Chrysobullen. Die Formeln der kaiserlichen Staatskanzlei heben den „sehr frommen" Charakter dieses Fürsten, der „voll Liebe für Christus" ist und Wert darauf legt, als „Autokrat" anerkannt zu werden, hervor. Er verfehlt nicht, auf den Diplomen, die er verteilt, unten ein Monogramm anzubringen, das in roten Lettern den Titel des Gebers enthält. Wenn früher der Woiwode nur Klöstern und Soldaten gegenüber das Recht gehabt hatte, den Zehnten zu erlassen, so verkündete er jetzt sein Recht, vollständige Steuerfreiheit zu gewähren, und bald sehen wir ihn, jeden Besitzwechsel bestätigen, kraft seines höheren Rechtes, das er sich auf dem Boden seiner d o m n i e, seines Für-

stentums zulegte. Als walachische Fürsten, wie z. B. Dan II., ihre Lehrzeit in Konstantinopel mitmachten, wurde dieser direkte Einfluss von Byzanz nur verstärkt; er hätte sich durch unmittelbaren Kontakt noch weiter entwickelt, wenn nicht die gewaltsame Besitznahme Adrianopels durch die Türken dazwischen gekommen wäre, die auch schon vor der Niederlassung der Sultane in der Hauptstadt der Kaiser jede andere Verbindung als die über das Schwarze Meer und die Donaumündungen unmöglich gemacht hatte.

Was die Moldau anbelangt, so hatte diese nur unter der Regierung Alexanders des Guten direkte politische Beziehungen zum byzantinischen Reich. In dieser Epoche finden wir griechische und slawische liturgische Bücher, griechische Inschriften auf den Mauern von Cetatea-Albă und Stickereien, die mit dem Bildnis des Fürsten und seiner Frau geschmückt sind, deren Stellung als „Autokraten" in einer griechischen Legende bestätigt wird. Als Johann VII., Kaiser von Konstantinopel, von seinem Vater, dem greisen Cäsar Manuel, zum Mitregenten ernannt, bei seiner Rückkehr aus dem Westen durch die Moldau gegen den Hafen von Chilia zog, sprach man später nicht nur von einem Bild, das er seinem Gastgeber zum Geschenk gemacht hatte und das im grossen Kloster von Neamţ Wunder wirkte, sondern auch von einem feierlichen Akt der Anerkennung des moldauischen Staates und seiner Kirche.

Byzanz besass auch ein indirektes Mittel, um seinen Einfluss auszuüben. Was waren in Wirklichkeit diese slawischen Staaten der Donau, diese Königreiche und Zarenreiche anderes als Nachahmungen seiner Einrichtungen? Bevor das serbische Despotat zugrunde ging, brachte es eine neue Schule von Gelehrten hervor, die-

jenige Stefans des Philosophen, eines Zeitgenossen des grossen bulgarischen Patriarchen Euthymius; durch ihr „Zarenreich" Vidin hatten sich die Bulgaren, bei denen noch Spuren byzantinischer Kultur vorhanden waren, dem Besitz der walachischen Fürsten genähert.

Zwischen den Urkunden Strachimirs, des Fürsten von Vidin in der Mitte des 14. Jahrhunderts, zwischen denen des Despoten Stefan, des Sohnes Lazars, und den ersten Akten des Woiwoden der Walachei ist kein Unterschied: dieselbe Form, derselbe Stil, dieselben Verzierungen. Die Sprache ist überall das Altslawische des Methodius und Cyrill, der mazedonische Dialekt, aus dem die instinktiven Apostel des Slawismus eine neue liturgische Sprache gemacht hatten, eine neue kanonische Form der Heiligen Schrift, die in die Staatskanzleien eindringen musste, zu einer Zeit, wo Staat und Kirche noch nicht getrennt waren wie später zur Zeit der Renaissance.

Nicht nur in direkter Nachahmung Konstantinopels schuf das walachische Fürstentum die Titel und Befugnisse seiner Beamten und Würdenträger, wie sie sich in den Akten des Mircea und seiner Nachfolger verzeichnet finden: den l o g o t h e t e n, Leiter der Staatskanzlei, den v o r n i c (aus dem slawischen d v o r: Hof), den Majordomus oder Palatin der Residenz, des „Heiligen Palastes", den v i s t i e r n i c mit dem slawischen Namen, d. h. Schatzmeister, den c o m i s (über Konstantinopel gekommen, aber von dem lateinischen comes), der die Oberaufsicht über die fürstlichen Ställe hatte, dann den s p ă t a r, den Kommandanten der Armee, dessen Name aus dem rumänischen s p a t a, Degen, kommen könnte, aber augenscheinlich dem byzantinischen „spatharios" nachgebildet ist, den p o s-

telnic (Kämmerer) und endlich die stratornics, die nur vorübergehend auftraten und in deren Namen wir wieder die griechische Wurzel mit dem Suffix der slawischen Nachahmer finden[1]).

Dieser Einfluss übertrug sich sofort auf die Moldau, da keine Grenze das vollkommen einheitliche geistige Leben der Nation zu trennen vermochte. Dort fand er indessen einen anderen slawischen Einfluss vor, von viel älterem byzantinischem Ursprung, der bis zur ersten Fühlungnahme der Russen von Kiew mit den römischen und orthodoxen Kaiserlichen des Bosporus zurückreicht. Die ersten Schreiber der moldauischen Woiwoden kamen aus dem russischen Galizien, vom Hofe der litauischen Fürsten, die den Königen des Roten Russland gefolgt waren; und sofort erkennen wir eine kürzere und knapper gefasste Sprache, mit lateinischen Elementen gemischt, die die Woiwoden der Marmarosch nach Baia mitgebracht hatten, und die sich von dem schweren und hochtrabenden Stil der walachischen Urkunden vorteilhaft unterscheidet. Die Reihe der Würdenträger ist auch einfacher; Lehnsherren ohne Aufgaben bei Hof, Ratgeber ohne jede andere Befähigung, kämpfende Ritter, „Hauptleute“ oder Starosten nach polnischer Art wechseln mit den wenigen Würdenträgern byzantinischer Art ab. Die Burggrafen scheinen wegen ihrer militärischen Wichtigkeit alle anderen zu beherrschen. Erst unter der Regierung Stefans des Grossen ging die Hierarchie, die die Walachen schon angenommen hatten, auf das andere Fürstentum über.

---

[1]) S. die ausgezeichneten Studien C. C. Giurescu's auf diesem Gebiete (Contribuţiuni la studiul marilor dregătorii în sec. XIV şi XV, Vălenii-de-Munte 1926).

SIEBENTES KAPITEL

Die orientalische Kirche und die Rumänen

Vor der Gründung des walachischen Fürstentums besassen die Rumänen nur hölzerne Kirchen, und die Geistlichkeit war ausschliesslich aus Priestern bäuerlicher Herkunft gebildet, die auf gut Glück geweiht wurden von den mehr oder weniger kanonischen „Exarchen", die in Klöstern lebten wie die schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts in einem päpstlichen Schreiben erwähnten „Pseudo-Bischöfe". Kaiserliche Verordnungen hatten, wie wir schon erwähnt haben, im 11. Jahrhundert das Recht der Überwachung dem Patriarchen von Silistrien, der aber bald zu dem vernachlässigten Metropoliten einer verarmten Stadt herabsank, und seinem Suffragan, dem Bischof von Vidin, zugesprochen; aber man kann sich wohl vorstellen, dass einer, der vor dem ländlichen Altar oder vor einem dieser Holzkreuze mit naiver Bemalung, die noch heute die Landstrassen schmücken, seine Gebete hersagen sollte, nicht aus dem Innern der zukünftigen Moldau kommen konnte, um von diesem hierarchischen Führer seine Weihe zu bekommen.

Sobald es aber in Argeş einen Fürsten gab, fühlte dieser das Bedürfnis, einen Erzbischof neben sich zu haben, denn der eine war nach den Begriffen der Zeit die Ergänzung des anderen. Er wünschte nicht einen lateinischen Bischof, denn damit hätte er zugegeben, dass das neue Fürstentum vom Königreich Ungarn abhängig war, sondern einen orthodoxen Metropoliten, um damit nicht nur den orientalischen Charakter der christlichen Religion in diesem Gebiet, sondern auch die „Autokratie" des Woiwoden zu betonen. Aber der ökumenische Patriarch, dessen Vorgehen denselben Motiven byzanti-

nischen Imperialismus' entsprang wie das seines Cäsars, war wenig geneigt, eine solche Einstellung zuzulassen, die mit dem Ideal der römischen Herrschaft des wiedererweckten Reiches nicht im Einklang stand. Als indessen der Fürst Alexander, der wahrscheinlich auch die schöne, befestigte Kirche des Sankt Nikolaus (Sân Nicoară) auf dem höchsten Platz seiner Hauptstadt erbaut hat, vielleicht auch jene der Töpfer (Olari), die eine merkwürdige Form hat, auf seinem Wunsch bestand, den man einem „Dynasten", der sich an die katholischen Propagandisten hätte wenden können, nicht bis ans Ende verweigern konnte, griff man zu einem Ausweg; man gestattete ihm in Argeş als „Metropoliten der Ungro-Walachei" (zum Unterschied von der balkanisch-thessalischen Walachei) und „Exarchen der Hochebenen (p l a i u r i)" den Prälaten einzusetzen, der mindestens seit Beginn des 14. Jahrhunderts fast ohne Gläubige in Vicina wohnte, nahe dem Punkt, wo die Arme der Donau sich trennen. Vielleicht stand auch dieser vom Patriarchen ernannte Grieche Hyacinth, der die Untertanen des Dobrotitsch den Katechismus lehren sollte, schon unter dem politischen Einfluss des walachischen Woiwoden, des Herrn des Donauflusses bis zum Meer. Dieses waren die Umstände, unter denen im Jahre 1359 die walachische Kirche gegründet wurde.

Diese Kirche wurde erst von Hyacinth allein geleitet, dann auch von Daniel Kritopulos, der als Mönch den Namen Anthimos trug; er nahm den Titel „Metropolit eines Teiles von Ungro-Walachien" an, was bald das Bistum von Severin oder Râmnic am Alt, „Neu-Severin", bedeuten sollte; später wurde ihr Nachfolger der Abt aller Klöster vom Berge Athos, Chariton, der nicht ständig im Lande gelebt zu haben scheint, denn

er behielt seine früheren Klosterbefugnisse bei. Diese Männer hatten ohne Zweifel die griechische Liturgie eingeführt, ebenso wie auch die byzantinische Kunst; diese Kunst blieb den alten Traditionen der Malerei treu, folgte aber in der Architektur den einfacheren Normen des Heiligen Berges, wie man sie in der alten, sogenannten „Fürsten"-Kathedrale von Curtea-de-Argeş mit den schon erwähnten wunderbaren Fresken sehen kann.

Die Moldau muss in dieses hierarchische System, das dazu bestimmt war, die Macht der Byzantiner durch Ausdehnung der Rechte ihrer Kirche wieder herzustellen, auch einbezogen gewesen sein. Schon hatte man dem König von Polen, Kasimir dem Grossen, dem Herrn von Galizien, einen griechischen Bischof von Halicz gegeben, Antonius, dessen Rechte sich auch über den oberen Teil des moldauischen Landes erstrecken sollten, dessen untere Distrikte bis dahin dem Sitz von Moncastro (Cetatea-Albă) unterstanden, das vermutlich gegen 1350 im Zusammenhang mit dem vor kurzem aufgetauchten Kult des neuen Märtyrers Johann gegründet worden war. Auch hier musste man zuerst einen lateinischen Bischof entfernen, der besonders tätig war und sich schon in Sereth eingeschlichen hatte und den der Fürst Laţcu, der Nachfolger des Gründers Bogdan, mit scheelem Auge ansah, weil er eine politische Abhängigkeit von Polen nicht anerkennen wollte. Aber wieder zögerte Byzanz, auch mit Rücksicht auf die angeblichen Lehnsherren der Umgebung, einen eigenen Metropoliten einzusetzen. Der Patriarch schickte einen gewissen Theodosius, dann Jeremias, der sich später in Trnowo in Bulgarien niederliess, vermutlich ohne dass sie je einen moldauischen Titel gehabt hatten. Später versuchte

man aus dem moldauischen Protopopen Peter, einem einfachen Abt, den „Exarchen“ zu machen, den Byzanz bereit war, diesem zweiten rumänischen Fürstentum zuzugestehen. Dann nahm man seine Zuflucht zu einem Metropoliten von Mitylene und zu einem Bischof von Bethlehem. Aber das Land wollte keinen dieser fremden Prälaten zulassen; lieber gab es seine Zustimmung zur Verlegung des Wohnsitzes des Bischofs von Cetatea-Albă nach Suceava, aber unter der Bedingung, dass der Inhaber des Amtes der Rumäne sei, der bis dahin im Lande Alexanders des Guten die bischöflichen Funktionen ausgeübt hatte. Zu der Zeit, wo das byzantinische Reich, von den Türken bedroht, verzweifelt eine Stütze und Subsidien in allen Gegenden der Orthodoxie suchte, erzwang der neue Fürst im Jahre 1401 diese endgültige Lösung eines langen Konfliktes [1]). Indessen gab es in der Moldau später griechische Metropoliten, wie z. B. Damian, der das Fürstentum bei der Synode der Union in Florenz vertrat und seine schöne Unterschrift als „Metropolit der Moldo-Walachei“ unter den Akt setzte, der die Wiedervereinigung der Kirchen sanktionierte; in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden wir einen Fall, wo der Patriarch sich das Recht herausnahm, dem moldauischen Erzbischof, der ihn beleidigt hatte, den Eintritt in die kaiserliche Stadt zu verwehren.

Was indessen die Einführung der byzantinischen Hierarchie und der griechischen Kultur an der Donau

[1]) Vgl. meine Studie über die „Conditions de politique générale dans lesquelles furent fondées les Églises roumaines aux XIVe et XVe siècles“ im „Bulletin de la Section historique de l'Académie Roumaine“ aus dem Jahre 1913 und meine Istoria Bisericii Române, zweite Ausgabe, I.

hinderte, war die Tätigkeit der slawischen Propaganda, die von einfachen serbischen Mönchen, die im Prinzip Gegner der bischöflichen Autorität waren, — sie hatte selbst am Berge Athos niemals existiert —, betrieben wurde. Einer dieser „Popen", Nikodemus, dessen Vater, ein Grieche aus Mazedonien, rumänisches Blut in den Adern gehabt zu haben scheint, sah sich infolge der fortschreitenden türkischen Eroberung genötigt, das Königreich seines Beschützers Lazar zu verlassen und bei den „Ungarn" des linken Donauufers Zuflucht zu suchen. Er baute dort zuerst Vodiţa, oberhalb des Eisernen Tores, dann Tismana in den Bergen des Jiiu (Schyl) und zuletzt Prislop, jenseits der Karpathen — eine Reihe von autonomen, mönchischen Gründungen, die von gebildeten Mönchen altslawischer Sprache bewohnt wurden. Laico und sein Bruder Radu übernahmen mit Freuden das Patronatsrecht über diese Klöster und beschenkten sie reich. Mircea folgte dem Beispiel des „Popen" und gründete das Kloster Cozia und später das von Cotmeana, während einer seiner Bojaren der Grossen Walachei das schöne Haus in Snagov, in der Nähe von Bukarest, schenkte, das inmitten eines Sees lag, umgeben von tiefen Wäldern.

Die Bewegung blieb indessen bei den schlecht gesicherten und provisorischen Grenzen dieses Fürstentums nicht stehen. Anhänger des Nikodemus arbeiteten in der Moldau schon unter der Regierung des Fürsten Peter I., der vermutlich im Kloster von Neamţ, einer Schöpfung seiner tatkräftigen, unternehmenden Gäste, begraben worden war. Sogleich liess Roman I. neben der Festung, der er seinen Namen gab, ein Kloster bauen, das der Wohnsitz eines nicht kanonischen Bischofs wurde, während ein anderer, Josef, der zukünftige

Metropolit, seine Funktionen in derselben Weise in Suceava ausübte. Bistriţa, in der Nähe des Gebirgsnestes Piatra (eigentlich Piatra-lui-Crăciun, Felsen des Crăciun), dann Moldoviţa, nicht weit von Baia, die Hauptgründung Alexanders des Guten, entstanden vor dem Beginn des 15. Jahrhunderts.

Der Angriff, den die griechische Hierarchie unternahm, fand also in der Moldau eine Anzahl Klosterbischöfe vor, Vertreter slawischer Tendenzen, und diese „Serben" siegten. Ohne weiteren Kampf breitete sich dieser „serbische" Strom zum Nachteil der byzantinischen Hierarchie aus. Man glaubte sogar, dass zu einer Zeit, wo die Beziehungen zu Konstantinopel wegen der Anwesenheit der Türken sehr schwierig geworden waren, die moldauischen Metropoliten in Ochrida geweiht worden seien, dem alten bulgarischen Sitz, der an Bedeutung durch die religiösen Bedürfnisse Bosniens, der neuen Herzegowina und der venezianischen Besitzungen am Adriatischen Meer gewonnen hatte. Eine aufmerksame Kritik hat aber in der letzten Zeit diese Annahme erfolgreich widerlegt [1]).

Türkischer und griechisch-türkischer Einfluss

Der türkische Einfluss trat erst später in Erscheinung. Er war im 15. Jahrhundert, wo man indessen damit begann, junge Fürsten in Begleitung von Bojaren als Geiseln nach Konstantinopel zu schicken, noch kaum fühlbar. Schon der Sohn Stefans des Grossen, Alexander, der auch dort starb, dann ein Sohn dieses letzteren, der neue Stefan, der Peter Rareş folgte,

[1]) S. Laskaris in dem Bulletin de la section historique de l'Académie Roumaine, Jahrgang 1927.

und endlich der ältere Sohn dieses letzteren Fürsten, der Renegat Elias, hatten wenigstens einen Teil ihrer Erziehung inmitten dieser Welt genossen, in der es Wesire gab, Paschas, Begs, Agas, Dolmetscher und Intriganten, „Mutefariacas“, junge Christen, die sich unter den Schutz des Sultans gestellt hatten, Janitscharen, die noch streng in ihrer kriegerischen Kaste abgeschlossen waren, und Spahis, besonders Spahioglans, die den Glanz ihrer Lehnsreichtümer entfalteten. Das Griechische und Serbische wurde übrigens ebenso gesprochen wie das Türkische der Eroberer. Die Fürsten brachten von dort, neben der Neigung zur Religion des Islam, dessen formelle Annahme die Tür zu allerlei Vorteilen und Begünstigungen öffnete, die Freude an orientalischem Luxus in Kleidern, Juwelen, erstklassigen Pferden mit, den die rumänischen Länder bis jetzt nicht gekannt hatten, und eine wütende Geldgier, das einzige gemeinsame Gefühl, das die Renegaten aller Rassen verband.

Diejenigen aber, die besonders die alten rumänischen Gewohnheiten in ungünstigem Sinne beeinflussten, waren nicht die Türken selbst. Ihre Kaufleute liessen sich diesseits der Donau, wo sie nicht das Recht hatten, sich Gebethäuser zu bauen, selten sehen, und der einträglichste Handel war in den Händen der Janitscharen der Garde oder in denen der Leute aus Konstantinopel, die sich als Gläubiger der Fürsten, voll Hochmut und Frechheit, vorübergehend in den beiden Hauptstädten niederliessen. Bei den Ottomanen waren es die Abkömmlinge der alten byzantinischen Familien, die langsam aber sicher hochkamen. Unter Soliman dem Prächtigen gelang es ihnen, als Geldmakler mit ihren armenischen und jüdischen Kollegen zusammen nicht nur die Kontrolle

über den Innenhandel des Reiches auszuüben, sondern auch den Pacht der hauptsächlichsten Einkünfte des kaiserlichen Schatzamtes innezuhaben: Salzbergwerke, Zolleinkünfte und Fischereien. Im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts war Michael Kantakuzenos die geachteteste Persönlichkeit unter den christlichen Untertanen des Sultans. Die ökumenischen Patriarchen wurden nach seinem Belieben versetzt, und ohne seine Zustimmung konnte man keinen Thron an der Donau erhalten oder sich auf ihm behaupten. Seine Briefe, mit dem doppelköpfigen byzantinischen Adler gesiegelt, waren der sicherste Geleitsbrief für alle, die eine Gunst zu erbitten hatten oder einer Strafe entgehen wollten. Eine ganze unruhige Gesellschaft von Griechen bewegte sich um ihn und einige unter ihnen machten unter seinem Schutz in der Walachei und Moldau, die schon seit Jahrhunderten als eine Art gelobtes Land gerühmt wurden, glänzende Geschäfte. Die Tochter des Rareş, Chiajna, die an Mircea den Hirten verheiratet war, und ihr Sohn, der Fürst Peter, hingen von der christlichen Sippschaft des neuen Stambul, die intrigierte, denunzierte und sich eifrig bemühte ihren Reichtum und ihr Ansehen zu vergrössern, ab. Während die Griechen, die zur Zeit der türkischen Eroberung an die Donau gekommen waren, Prälaten gewesen waren, byzantinische Würdenträger, Adlige oder Soldaten, so waren ihre Nachfolger Kaufleute aller Art, Geldverleiher, Vermittler und geschickte Werkzeuge, die zu jeder einträglichen Unternehmung zu haben waren, selbst wenn sie verbrecherisch war.

Wir werden erst später, im Zusammenhang mit anderen Einflüssen, von den Griechen sprechen, die, aus den italienischen Kolonien der Levante kommend, mit

der ihrer Rasse eigenen Intelligenz und Tatkraft eine rechtschaffenere Seele und entwicklungsfähigere zivilisatorische Neigungen verbanden.

Westliche Einflüsse

Gleich bei Beginn ihres politischen Lebens hatten die Rumänen Vertreter westlicher Kultur angetroffen, nicht die Magyaren, die sich der germanischen Welt in ihren Bräuchen, Einrichtungen und auch in der Kunst bald anglichen, sondern Kolonisten germanischer Rasse, die Siebenbürger Sachsen und die deutschen Bürger in Galizien. Die ersteren waren die aktiveren Elemente in dieser früher fast rein rumänischen Provinz, abgesehen von einer kleinen Anzahl ungarischer Dörfer, die königlichen Burgvögten, dem Bischof von Weissenburg und einigen Adligen unterstanden, die sich im „Lande jenseits der Wälder“ niedergelassen hatten. Dann, als die Deutschen Ritter über die Berge kamen, gründeten sie in der Walachei — wie wir schon gesehen haben — Câmpulung und gaben dem Marktflecken Târgovişte eine Bevölkerung von Kaufleuten und Handwerkern, während in der zukünftigen Moldau Baia ihre Hauptniederlassung war. Was die Galizianer anbelangt, so war die Moldau ihr Reich: Suceava und Sereth gehörten in der ältesten Epoche fast ausschliesslich ihnen, aber auch in Jassy, Roman und anderen Handelsstädten des Landes fand man deutsche Kaufleute. Das Vorhandensein dieser katholischen Bevölkerung trug zur Gründung der ersten lateinischen Bistümer in Argeş, Sereth und Baia bei, während das moldauische Bistum von Bácău, eine spätere Gründung, die Aufgabe hatte, die ländliche Bevölkerung zu überwachen, die sich aus früheren unga-

rischen Kolonisten und Szeklerflüchtlingen zusammensetzte und in den Gegenden der Salzbergwerke nur vegetierte, ohne auf die rumänischen Bauern einen Einfluss auszuüben.

Diese Fremden, zu denen sich zahlreiche wandernde Kaufleute gesellten, hatten niemals engere Beziehungen zum Lande; oft Schmarotzer, ohne irgend einen politischen Zweck, verhinderten sie bei den Rumänen die Schaffung eines nationalen Bürgertums, das fähig gewesen wäre, inmitten der Bauern, unter dem Schutz der Bojaren, die oft genötigt waren, die Produkte ihres Bodens selbst zu verkaufen, und unter der Führung ihrer Fürsten, die die Geschäfte keineswegs verachteten, das Werk zu vollbringen, dessen sich die Mitglieder der städtischen Gemeinschaften des Westens rühmten. Eingekapselt in ihr „Magdeburger Recht", gleichgültig gegenüber einem Lande, an das sie nichts fesselte, unfähig in ihrem kleinlichen Geiz ein einziges Bauwerk zu errichten, und sei es auch nur eine kleine Kirche, die von ihrem Durchzug hätte erzählen können — denn die von Câmpulung, wo 1300 ein „sächsischer Graf" begraben wurde, hatte keinen künstlerischen Wert, und die grosse bischöfliche Kirche von Baia wurde von Alexander dem Guten erbaut —, hinterliessen sie keine Spuren in der Geschichte der Kunst dieses Landes. Zu einer späteren Zeit, wo ihr Verfall ein vollständiger war, verschlossen sie sich den Anregungen des Johann Basilikos nicht, der im alten Mittelpunkt der deutschen Weinbauern, in Cotnari, eine Universität mit lateinischer Sprache errichten und ihr als Lehrer Vertreter der deutschen Renaissance, Schüler Melanchthons, geben wollte. Während die Armenier, die über Galizien aus Caffa kamen, in Suceava, Botoşani, Jassy und Roman steinerne

Kirchen erbauten, die noch heute von ihren Nachkommen mit den guten alten rumänischen Namen (Pruncul, Ţeranul) benützt werden, während in diesen Kirchen Evangelienbücher aufbewahrt sind, die aus dem 14. Jahrhundert stammen, erinnert nichts an den langen Aufenthalt dieser Deutschen, deren Einfluss in Galizien und Siebenbürgen in ganz anderer Weise wirksam war. Wir müssen noch hinzufügen, dass selbst die Bistümer, von denen sie in geistiger Beziehung abhingen, bis zur Zeit der Reformation sich nicht durch ihre eigenen Opfer erhielten und die Inhaber des Amtes sich durch Vikare vertreten liessen, denen jede Autorität mangelte.

Die Dominikaner und Franziskaner, die italienischen, deutschen und polnischen Ursprungs waren, waren Fremde, die nichts von den Bräuchen des Landes verstanden. Ein Bernardino Querini zum Beispiel verbrachte gegen Ende des 16. Jahrhunderts einen grossen Teil seines Lebens in der Moldau, wo infolge der durch die Jesuiten aus Polen betriebenen Propaganda und der Ermahnungen des berühmten Paters Possevino ein starkes Aufleben sich bemerkbar machte, ohne dass man aber ein Wort über seine Verwaltung sagen könnte. Das Projekt, das damals auftauchte, einen lateinischen Katechismus in rumänischer Sprache herauszugeben, wurde niemals ausgeführt. Erst ein volles Jahrhundert später gab der italienische Mönch Vito Piluzio in ungenauer Form das erste Handbuch dieser Art heraus.

Schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts kannten die genuesischen Kaufleute von Caffa und Pera den Weg nach Argeş und Târgovişte ebensogut wie den viel belebteren nach Succava, wohin sie Pfeffer, Gewürze, orientalisches Tuch und feiner gearbeitete Waffen, nach

italienischer oder „walachischer“ Art, wie Stefan der Grosse sie verlangte, führten. Ihre Nachahmer, die Ragusaner, hatten Handelsniederlassungen an der Donau, in Silistrien und in Temeschwar, und unterhielten als Geldhändler und Zollpächter ständig Geschäftsverbindungen mit der Walachei und Moldau. Die Gebrüder dei Marini Poli traten sogar in verwandtschaftliche Beziehungen zu der fürstlichen Familie unter Mihnea „dem Türken“, dessen Mutter Katharina aus Konstantinopel stammte und eine Schwester hatte, die Witwe eines Genuesen, welche als Nonne in San-Maffio de Murano bei Venedig lebte, wo sie den Veronesen kennen lernte. Die ganze Kaufmannswelt von Pera war in fast täglicher Verbindung mit den Agenten der regierenden Fürsten, mit den Verbannten und den Prätendenten, die sie durch ihren Kredit unterstützte. Man sah in ihrer Gesellschaft neben Mitgliedern der christlichen Gesandtschaften und Reisenden, die auf der Suche nach griechischen Manuskripten und orientalischen Kuriositäten ins Land gekommen waren, nicht selten Rumänen. Es ist sicher, dass etwas von dem geselligen, freundlichen und geschwätzigen Geiste dieser Zusammenkünfte, wo sich griechischer Geist mit italienischer Lebhaftigkeit vereinigte, in die Höfe der Donaufürsten drang, insbesondere auch durch die Frauen, die in einem anderen Milieu ein grosszügigeres Leben gewöhnt waren.

Aber es gab an der Donau gegen 1550 und bis spät in das folgende Jahrhundert hinein eine ganze Invasion von Griechen und Levantinern, die durch die Gemeinsamkeit ihrer Unternehmungen und durch Heiraten so vermischt waren, dass es oft nicht möglich war, sie voneinander zu unterscheiden. Sie kamen aus Chios, einer,

trotz ihrer tributpflichtigen Autonomie, genuesisch gebliebenen Insel, von Rhodos, Cypern und Kreta. Ihr plötzliches Erscheinen ist durch den Verlust der Autonomie von Chios, durch die türkische Eroberung des venezianischen Cypern und aus dem wirtschaftlichen Zusammenbruch von Kreta zu erklären. Sie trieben Handel mit Malvasierwein und brachten orientalische Waren aus der Türkei nach Polen, wo sie in Lemberg eine grosse Niederlassung hatten. Einer von ihnen, ein grosser moldauischer Zolleinnehmer, Constantin Korniaktos, half mit bei der Gründung der „Moldauischen Kirche" in dieser Stadt, wo er sein Leben beschloss. Frauen aus Rhodus, wo übrigens Mihnea der Türke in der Verbannung lebte, wurden Fürstinnen der Moldau, so z. B. die Gattin Johanns des Sachsen, eine Paläologin, und die Gattin Peters des Lahmen. Ein gewisser Vevelli, den die Bauern bei einem Aufstand gegen fremde Ausbeutung töteten, war mehrere Jahre lang der Hauptratgeber in Jassy.

Der polnische Einfluss kann nicht geleugnet werden; die Beziehungen zwischen dem benachbarten Königreich und der Moldau, deren Fürsten seit den Nachfolgern des Rareş dem König von Polen mehrere Male eine förmliche Huldigung leisteten, waren zu eng, als dass es nicht zu gegenseitigem Austausch der Gebräuche gekommen wäre, wobei das Fürstentum der Schuldner blieb. Dieser Einfluss beschränkte sich zunächst nur auf das gesellschaftliche Leben des moldauischen Adels, der eben im Entstehen begriffen war; der Sohn des alten Lăpuşneanu, Bogdan, verheiratete seine Schwestern in Polen und ebenso machte es sein Nachfolger, Jeremias Molivă, 1595 mit seinen Töchtern. Bogdan, die Movilăs, die Stroicis waren nicht nur Nachahmer der

polnischen Adligen, sondern Bürger des Königreichs, in dem sie auch Land erworben hatten, das ihnen eventuell als Zufluchtsort gegen türkische Verfolgungen dienen konnte. Lucas Stroici, der als erster eine lateinische Rechtschreibung für das Rumänische suchte, unterzeichnete selbst als Kanzler in moldauischen Urkunden seinen Namen polnisch: Stroicz. In dieser Zeit zeigt in der Moldau alles bis zu den Linien der cyrillischen Schrift hin — dünne, besonders elegante Linien — lateinischen Einfluss, der durch Polen übertragen wurde.

Man darf auch die Kronprätendenten nicht vergessen, die während des ganzen 16. Jahrhunderts Europa bereisten, von den Städten, die sie besuchten, Subsidien verlangten und sich den Fürsten vorstellten, um ihnen mit Dokumenten in der Hand zu beweisen, dass es eine einzige, rechtmässige Dynastie gäbe — die ihrige. Italien, das Frankreich Heinrich III. und Heinrich IV., die souveränen Fürsten Deutschlands, selbst das England Elisabeths, Spanien und Dänemark kannten sie, von Ungarn und den Ländern des Reiches gar nicht zu reden, die lange Zeit hindurch Zeugen ihres Elends und ihrer getäuschten Hoffnungen waren. Wenn sie nicht ungarische Heiducken oder Abenteurertruppen sammelten, um einen Handstreich gegen den „Usurpator" ihres „Erbes" zu unternehmen, nach dessen Misslingen sie zugrunde gingen oder in ihren Zufluchtsort zurückkehrten, suchten sie Schutz bei den Kosaken des Dnjeprs. Diese treuen Helfer schenkten der Moldau einen tapferen Fürsten in der Person des Johann Potcoavă. Zwei Monate später starb er eines glorreichen Todes auf dem Schafott von Lemberg als Opfer der türkischen Rache und der Schwäche des Ungarn Stefan Báthory,

der König von Polen geworden war; ihre Banden sollten noch oft zurückkehren, um dem friedlichen Peter dem Lahmen kriegerische Konkurrenten, die das Land herbeigerufen hatte, entgegenzustellen. Andere versuchten durch Artigkeiten gegen ihre „Vettern" des Westens den diplomatischen Beistand der Pforte zu erlangen. Während die meisten von ihrem Schicksal ereilt wurden noch bevor sie nach Konstantinopel gelangten, war Peter Cercel, ein Prätendent dieser letzteren Art, der aus Paris selbst kam, dank der beharrlichen Intervention Germignys, des französischen Gesandten beim Sultan, zwei Jahre hindurch Fürst der Walachei. Ein früherer „Liebling" des korrumpierten Hofes der Valois, Peter Cercel, ein schöner, junger Mann mit langen, schwarzen Locken und träumerischem Blick, dessen poetische concetti, im besten toskanischen Stil geschrieben, die Aufmerksamkeit der Katharina von Medici erregten, beschränkte sich nicht nur darauf, seinem Freund, dem Gesandten, sein Bildnis und reiche Geschenke zu schicken. Er baute in Târgovişte, in der Nähe der fürstlichen Kirche, die er errichtet hatte, einen Palast und berief Italiener zu sich, gute Sprecher, von denen er wahrscheinlich Lobreden auf seine lange und fruchtbare Regierung erwartete. Von den Ungarn gefangen genommen, hinterliess er nicht nur die Erinnerung an die fremden Sitten, die er angenommen hatte (er trug wie Heinrich III. Ohrgehänge, daher auch sein Name Cercel), sondern auch schöne Kanonen aus Bronze, die mit dem walachischen Adler geschmückt waren, von dem man Bruchstücke gefunden hat.

Alle diese Einflüsse würden nur wegen ihrer Kuriosität Interesse verdienen, wenn es den Rumänen nicht

gelungen wäre, dieselben zu einer neuen Kultur zu verschmelzen, die als einzigartiges Produkt einer Mischung von östlichen und westlichen Elementen auf alter, ursprünglicher Grundlage grösster Aufmerksamkeit würdig ist.

Die Mischung vollzog sich zuerst auf dem Gebiete der Politik, dann auf dem der Kunst, wo im 15. Jahrhundert neue charakteristische Erscheinungen auftreten.

ACHTES KAPITEL

Der Charakter der rumänischen Kultur im 15. Jahrhundert

Die rumänische Kultur im 15. und 16. Jahrhundert. — Die politischen Formen.

An der Spitze des politischen Lebens steht der Fürst; obwohl er seinem Eigennamen den Titel Woiwode (aus dem Slawischen; rumänisch: Vodă) anfügt, bleibt er für die Seinen ein d o m n. Er hat sich zum grossen Teil den alten, populären Charakter seiner Autorität gewahrt. Wenn er auch eine Stadt hat, in der er für gewöhnlich wohnt: Târgovişte, dann Bukarest in der Walachei, Suceava, dann Jassy in der Moldau, bereist er doch jedes Jahr, besonders während des Frühjahrs und Sommers, das ganze Land und hält sich in verschiedenen Orten auf, um persönlich den Klagenden, die sich ihm ohne ein anderes Mittel, als ihre natürliche Beredsamkeit, nahen, ihr Recht zuteil werden zu lassen. Überall hat er seine „Fürstenkirche" — Stefan der Grosse allein liess für sich etwa fünfzig bauen, um seine Siege immer in Erinnerung zu rufen — und einen bescheidenen Steinpalast. Der Franzose Fourquevaux wohnte im Jahre 1589 einer Gerichtsverhandlung bei, die an jene des heiligen Ludwig erinnert: unter einem Baldachin sitzend, hört der gute, schwache Fürst Peter der Lahme, „die Bienenkönigin ohne Stachel", wie er in der Chronik genannt wird, aufmerksam und wohlwollend die Klagen der kleinen Leute an; während sie vor „Seiner Majestät" knien — M ă r i a S a, der kaiserliche Titel hat sich erhalten —, dutzen seine Untertanen ihn, wie sie es auch in ihren Gebeten mit Gott tun. Jeden Tag, zu einer durch die Gewohnheit bestimmten Stunde des Morgens

und des Nachmittags werden die Fälle vom Haupt des Landes, der eigentlich der Führer der Bauern ist, seiner besten militärischen Mitarbeiter, aus denen sich auch seine im Krieg so oft erprobte Klasse der Bojaren rekrutiert, summarisch erledigt. Die Bauernseele lebt auch in den Briefen des Peter Rareş, wo dieser in Ausdrücken wilder Leidenschaft den sächsischen Rebellen droht, sie töten und vierteilen zu lassen, wenn sie sich weigern sollten, sich zu ergeben.

Diese populäre „Majestät" hat die Befugnis, Besitzwechsel zu bestätigen; jeder Rechtsspruch kommt von ihm; er macht Schenkungen; er konfisziert denBesitz der Verräter; jeder Kontrakt muss, um Gültigkeit zu erlangen, von ihm bestätigt werden; er besitzt das Recht über Leben und Tod und macht ausgiebig Gebrauch davon, ohne dass der türkische Lehnsherr sich jemals angemaßt hätte, seine Urteile, die sofort in Kraft traten, zu revidieren. Niemals gab es eine andere Münze als seine „Aspern", seine „Groschen" aus Silber und seine Denare aus Kupfer; die Einkünfte aus Zoll und Salzbergwerken, die Steuern, die die Fremden zahlen, gehören ihm, sie fliessen in seine „Kammer", während die Vestierie oder der Staatsschatz andere Einnahmsquellen hat. Sein direktes Eingreifen ist bei jedem Akt des öffentlichen Lebens notwendig, das er sozusagen in seiner Person vereinigt. Er ist wirklich der „Autokrat", der diesen byzantinischen Titel in den ersten Akten, die aus seiner nach byzantinischen Normen eingerichteten Staatskanzlei hervorgehen, mit Stolz führt. Wenn er Klöster oder Kirchen baut, schmückt der Maler die Wände mit seinen Zügen und mit denen seiner Familienmitglieder, im Kostüm der Cäsaren, wie Konstantin der Grosse, der Patron der offiziellen Religion, es getragen

hat und ihre Köpfe mit den langen, gekräuselten Locken erscheinen mit der Königskrone geschmückt. Der Name der walachischen Fürsten wird immer in Purpurlettern unter die Urkunden geschrieben. Wenn ein Woiwode in Konstantinopel ernannt wurde, warf er dem Volk, das nicht das seine war, Geld zu, mit dem die Basileis der alten Zeit verschwenderisch umgingen und die Zeremonien hatten einen absolut kaiserlichen Charakter.

Von allen Mönchen des Orients, deren Wohlergehen von der rumänischen Freigebigkeit abhängt, werden die Domni als Kaiser angerufen. Diese Rolle wird ihnen auch von den altslawischen Chronisten des Balkans zugesprochen, die, nachdem sie die Klasse der „Autokraten“, die den „vier Monarchien“ angehörten, geschaffen hatten, die Heldentaten dieser Donaufürsten, wahrer Zaren im Gefolge der Asaniden und des Duschan, erzählten.

Die Woiwoden der Walachei und der Moldau sind stolz darauf und versäumen nichts, was dazu beitragen kann, diese Meinung zu unterstützen und diesen Nimbus aufrecht zu erhalten. Ihr Hof ist allen Flüchtlingen des Balkans offen; man sieht in ihrem Gefolge den bulgarischen Prätendenten Alexander, die letzten Brankowitsch und die heimatlosen Erben der Herzegowina. Der Besuch der Bettlerbischöfe, der verarmten Führer der slawischen Christenheit und besonders der Patriarchen von Konstantinopel, die um Almosen baten, wurden als willkommene Gelegenheiten angesehen, höhere Pflichten zu erfüllen. Wenn es sich darum handelte, die Klöster am Berge Athos auszubessern, dort Festungen zu errichten, Türme anzubringen, die mit Silber bedeckten Heiligenbilder zu erneuern, wenn man die Meteora, die schwebenden Klöster Thessaliens, ge-

gen die türkische Habgier verteidigen musste, wenn Jerusalem Hilfe brauchte, so waren diese legitimen Nachfolger der „frommen und Christus liebenden" Kaiser immer bereit, ihre Schätze zu opfern. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts flüchtete der ökumenische Patriarch in seinem tiefsten Kummer in das Haus des walachischen Agenten in Konstantinopel.

Die griechische Kultur vegetierte noch an den Orten, wo sie einst geboren wurde und sich in ihrer alten Form weiter entwickelt hatte. Die der slawischen Welt blieb indessen schutzlos und diese Fürsten, die den balkanischen Imperialismus an der Donau fortsetzten, beeilten sich, sie zu empfangen. Die Mönche in den gelehrten Klöstern wie Tismana oder Bistriţa in Oltenien, wie Neamţ und Putna, einer Gründung des grossen Stefan in der Moldau, schreiben fleissig liturgische Bücher ab, moralische und theologische Abhandlungen, Auslegungen der Heiligen Schrift, der Nomokanons, die die byzantinischen Gesetze enthalten, Seiten aus der Weltchronik neben kurzen, altslawischen Berichten über die Heldentaten der Herren des Landes. Die erste rumänische Presse, die für Radu den Grossen und Mihnea I. von Makarius, einem Mönch aus Montenegro, der Metropolit der Walachei geworden war, errichtet wurde, gab schöne, altslawische Bücher heraus, die für die Orthodoxen dieser Sprache bestimmt waren, und ebenso war es mit der ganzen Serie walachischer Veröffentlichungen des 16. Jahrhunderts [1].

Dieser gekrönte und in Purpur gekleidete Bauer, der in der Kirche unter einem Thronhimmel, der das Wappen des Landes trägt, den altslawischen Litaneien

[1]) Siehe J. Bianu und Nerva Hodoş, Bibliografia românească veche; zwei Bände und Faszikeln des dritten.

lauscht und sich gegen den Metropoliten des Ortes oder gegen den zu Besuch weilenden Patriarchen, der ihm Weihrauch streut, leicht verneigt, dieser Vasall der Türken, der von ihnen zur Pforte gerufen werden kann, um sich gegen die Anschuldigungen seiner Feinde zu verteidigen und über seine Amtsführung Rechenschaft abzulegen, ist indessen nicht wie die Fürsten von Iberien, die unter dem Schutz der hohen Berge des Kaukasus unabhängig geblieben waren, ein orientalischer Dynast, ein schwacher Widerschein des alten byzantinischen Glanzes früherer Zeiten. Der Westen, mit dem er bis nach Venedig, Danzig und sogar England Handel treibt und dessen Ereignisse ihn ständig beschäftigen, hat infolge seines lebhaften, allen Neuerungen zugänglichen Geistes, der ihn hinderte, an den alten, eindrucksvollen Formen einer schon überlebten Welt festzuhalten, auch die Gestaltung seines Charakters bestimmend beeinflusst. Gleich seinen alten Lehnsherren, den Anjouern von Ungarn, und mehr noch als seine östlichen, rasch erschlafften Nachbarn, die Könige von Polen, ist der Woiwode immer bereit zu kämpfen, selbst nachdem die Türken den Walachen zuerst, nach ihrer vollständigen Unterwerfung, jede Unternehmung ohne kaiserlichen Befehl untersagt hatten. Der Grabstein in Argeş stellt den Radu de la Afumaţi zu Pferde dar, mit infolge der Schnelligkeit des Angriffes zurückgeworfenen Mantel und einem Streitkolben, einem buzdugan, in der Hand. Stefan der Grosse liess sich nie durch eine Niederlage entmutigen; ein späterer Lobredner sagt über ihn: „Wenn er besiegt war, erhob er sich über seinen Besieger“. Derselbe unbezähmbare Charakter zeichnete Peter Rareş aus, der dem König von Polen, der stolz auf seinen Erfolg bei

Obertyn war, verächtlich antwortete, er erkenne nur Gott allein als Sieger an. Diese Fürsten des Krieges — dieses ist die Bedeutung des Titels Woiwode — hörten nie auf, das Panzerhemd der Kreuzfahrer zu tragen, das schon Basarab auf einer der Säulen in der fürstlichen Kirche von Argeş, dann Mircea der Alte auf dem Fresko in Cozia trägt, und der Degen, den der Moldauer Johann der Schreckliche in seiner höchsten Verzweiflung sinken liess, sollte von dem Walachen Michael dem Tapferen für dieselbe Sache des Kreuzes bald wieder aufgenommen werden.

Was über den Fürsten gesagt wurde, gilt auch für die Bojaren. Selbst wenn sie fremden Ursprungs sind, Flüchtlinge oder Gäste, so unterscheidet sie nichts wesentliches von den Bauern und, obwohl der Woiwode ihnen sein Recht auf den Zehnten überlassen hat, sind sie doch noch nicht Herren über jene. Sie haben kein Wappen, sondern benützen irgend eine gekaufte oder gefundene Kamee, um ihre Akten zu siegeln. Die Familiennamen sind noch sehr selten. Jeder trägt als Namen einfach die Bezeichnung der Würde, die er bekleidet, oder einen Beinamen, beziehungsweise den Namen seines Vaters. Es gibt keinen Hof im eigentlichen Sinne des Wortes: der Woiwode ist nur von seiner Familie und seinen Söldnern umgeben, den curteni (der Sold heisst jold nach der ungarischen Form des Wortes); später findet man besonders in der Moldau Fremde in der Garde, Ungarn aus Siebenbürgen, Polen (unter der Dynastie der Movilăs), Deutsche und während der Regierung des Johann Basilikus selbst Franzosen wie Roussel. Der Bojare lebt auf dem Lande, er nimmt das Abendmahl mit seinen Bauern in der Kirche, die er auf

seine Kosten hat erbauen lassen, und, wenn die Feuersignale auf den Bergen eine Invasion melden, vereinigt er die ländlichen Krieger unter seiner Feldherrnflagge.

Diese Gruppe von Rittern, die Vorrechte geniessen und Herren über geschenktes Land sind, erneuert sich fortwährend. Es existierte nicht nur kein Erbrecht, die Würde wechselte vielmehr ständig. Der Fürst behielt sich das Recht vor, alles zu verändern, alles nach seinem Wunsch umzukehren, obwohl die Polen anfänglich bei Verpflichtungen eines Woiwoden, der ihnen nicht ganz verlässlich erschien, die Zeugenschaft der hervorragendsten Bojaren forderten. Ein solcher Nachkomme eines grossen Bojaren erhält nur einen Teil seiner Güter und seine Enkel verlieren sich in der Menge der răzeşi (von rază, Strahl) [1]), der Mitbeteiligten beim Erbe. Dagegen konnte noch bis zum 16. Jahrhundert ein Krieger infolge seiner Verdienste in die Reihen dieser aktiven Klasse eintreten, die nichts von der stolzen Strenge einer durch ihren Stammbaum voreingenommenen und in dem Bewusstsein ihrer Überlegenheit über die einfachen Traditionen des Volkes erzogenen Aristokratie hatte, denn die meisten dieser Adligen konnten nicht einmal schreiben.

Indessen hatten sich die Bojaren durch den orientalischen Einfluss nicht nur an die luxuriösen Gewänder der Konstantinopler gewöhnt, sondern auch ihre Neigung zu Intriguen angenommen. Die nahe Berührung mit den Griechen, die immer darauf bedacht waren, jemanden zu stürzen oder sich ihre Unterstützung bezahlen zu lassen, konnte nicht verfehlen, die Komplotte zu vermehren und den Stil der Denunziationen raffinierter zu machen, die primitive Derbheit abzu-

[1]) Vgl. ogrădaşi, Hofnachbarn (von ogradă).

schwächen, die bis dahin den alten Adel vor fremdem Einfluss bewahrt hatte. Die Krieger des Peter Rareş die schon bedauerten, einen zu strengen Herrn verraten zu haben, töteten Stefan Lăcustă in seinem Palast, weil er der Zerstückelung des moldauischen Gebietes zugestimmt hatte, und dann sammelten sie sich um einen der Ihrigen, Alexander Cornea, um ihn zum Führer des Aufruhrs zu machen. Aber, obwohl die Bojaren sich ihre kriegerischen Tugenden bewahrt hatten, unterstützten sie von nun an weder Lăpuşneanu gegen den „Despoten", noch diesen „Despoten" gegen Lăpuşneanu mit der früheren Energie; sie überliessen den jungen Bogdan, der mit einer polnischen Armee zurückgekommen war, seinem Schicksal, und Johann der Schreckliche musste die Hilfe der Kosaken in Anspruch nehmen. Die Abtrünnigkeit des Adels versetzte ihm einen solchen Schlag, dass er trotz dieser Hilfe unterlag. Nachher versöhnte man sich mit der „Bienenkönigin ohne Stachel" und konnte nicht einmal mehr gegen die Amtsmissbräuche des Tyrannen Aaron Widerstand leisten.

Zu gleicher Zeit hörten die Bojaren auf, die Kameraden ihrer Bauern zu sein. Der Westen gab ihnen durch Siebenbürgen und Polen Lehren in feudaler Aristokratie und sie beeilten sich, zu lernen. Diese früheren Gäste der ungarischen Magnaten, diese Bürger aus Polen, in reiche Gewänder von neuem Schnitt gekleidet, suchten Zerstreuungen und Erholungen, die ihre rauhen Vorgänger nicht gekannt hatten; sie lösten sich langsam von dem Leben ihres eigenen Landes los. Aber, nachdem sie den Ehrgeiz hatten, ihren Nachbarn selbst in bezug auf das geistige Leben gleich geachtet zu werden, sehen wir sie ihre Jahre der Verbannung dazu

benützen, ihre Söhne, im Gegensatz zur früheren altslawischen Kultur, die das Werk und die Beschäftigung der Mönche war, lateinische Schulen besuchen zu lassen.

Zur Zeit Stefans des Grossen waren die freien Bauern die lebendige Kraft des Landes; der Sieg wurde mehr als einmal durch den Schwung und die Initiative dieser einfachen Krieger errungen, die ebenso widerstandsfähig waren wie Fusstruppen und kühn wie Kavalleristen. Der Fürst versammelte sie einmal jährlich bei sich, um ihre Pferde und Waffen zu inspizieren. Nach der Katastrophe von Războieni ging ein neuer Adel aus ihren Reihen hervor.

Es gab Leibeigene, die die Walachen rumâni nannten, einfache Rumänen, ohne irgend eine soziale Stellung, und die Moldauer: vecini, „Nachbarn", ähnlich den byzantinischen „Paröken", sowohl was den Namen, wie auch ihre Lage anbelangt; es waren Fremde, die oft einer anderen Rasse angehörten, ruthenische Kriegsgefangene, ausgewanderte Szekler, die die Knechtschaft der siebenbürgischen Fürsten flohen, oder Kolonisten, die von den Bojaren Land erhalten hatten, das ihnen ihrem Blute nach nicht zustand. In Nachahmung der Adligen, mit denen sie jenseits der Grenzen verkehrt hatten, wollten die Bojaren des 16. Jahrhunderts die grosse Masse der Bauern, die bis dahin frei waren, auf diese niedere Stufe herabdrücken. Die Leibeigenen Polens waren ein Beispiel dafür, welchen Vorteil man aus einer ländlichen Klasse ziehen konnte, die in die Sklaverei gesunken war, und das andere Beispiel, das das Land der Bedrückung, Siebenbürgen bot, war nicht weniger verlockend.

Einen weiteren Fortschritt auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens brachte der lebhafte Handel mit

sich, an dem die an häusliche Arbeit und einfachen Tauschhandel gewöhnten Bauern keinen Anteil hatten. Bald verlangte man, dass sie ihren Anteil am Tribut in barem Gelde zahlen sollten und, da sie dieses Geld nicht hatten, verkauften sie ihren Anteil am Erbe der Vorfahren für einige hundert Aspern. Um ihr Schicksal zu besiegeln, blieb nur noch übrig, sie rechtlich an die Scholle zu binden, die ihnen nicht mehr gehörte und die sie zum Nachteil des Käufers gerne verlassen hätten. Im Mai des Jahres 1595 schickte Michael der Tapfere, der von den Türken des Grossvesirs Sinan bedroht wurde, Geistliche und Bojaren nach Siebenbürgen, um den Fürsten Sigismund Báthory um seine Unterstützung zu bitten. Die Delegierten ihrerseits sicherten sich das Versprechen, eine Klausel in den Akt einzufügen, die den Bauern verbot, ihren früheren Besitz zu verlassen. Diese Erniedrigung des Bauernstandes gab der Kultur der Rumänen einen aristokratischen Charakter, der aber der nationalen Tradition nicht entsprach; andererseits wurde der Bojare beherrscht von der Persönlichkeit eines Fürsten, der gewöhnt war zu befehlen, ohne Rücksicht auf die Person und auf das Wohl seiner Untertanen.

Rumänische Kunst im 15. und 16. Jahrhundert

Das zweite Gebiet, auf dem sich gleich zu Beginn der neuen Epoche und unmittelbar nach der Schaffung der Fürstentümer die Originalität der rumänischen Rasse offenbarte, war das der Kunst.

Die eingeborene Tradition war nicht fähig, sich zu höheren Formen zu entwickeln. Es war eine häusliche bäuerliche Kunst, die um so starrer war, je älter ihre

Wurzeln und je tiefer sie reichten; sie hat sich, ohne eine andere Entwicklung als in letzter Zeit die zum schlechten Geschmack, bis auf unsere Tage erhalten. Die Aufgabe bestand darin, das reiche Erbe des Orients mit der Kunst des Abendlandes zu verschmelzen. Die Rumänen wussten diese Schwierigkeit zu überwinden und schenkten so Europa eine neue Form künstlerischer Schöpfung.[1])

Während die Sankt Nikolaus-Kirche von Argeş Ähnlichkeiten aufweist mit den siebenbürgischen Kirchenburgen, bei denen der Verteidigungsturm beherrschend hervortritt und dadurch das Gebäude sozusagen erdrückt, zeigt die Kathedrale des Metropoliten Hyacinth in derselben Stadt mit ihren durch Ziegelreihen umrahmten dicken, runden Steinen, mit ihrer niedrigen Kuppel und ihren zwei Säulenreihen, die sie der Länge nach teilen, den Typus der Kirchen von Thessalonike (Saloniki). Die ältesten Steinbauten, die in Oltenien unter serbischem Einfluss errichtet wurden, so wie er sich zu Ende des 14. Jahrhunderts unter dem Einfluss von Athos zeigte, bieten wie z. B. Vodiţa, nur formlose Ruinen oder wie Tismana ein schwerfälliges Gebäude, das mehrere Male umgebaut und durch spätere Details ergänzt wurde. Man erkennt aber beinahe ganz die frühere primitive Form der grossen Kirche in Cozia, die zu Ende des 17. Jahrhunderts von dem Fürsten Constantin Brâncoveanu, dem fleissigen Wiederhersteller, zum Teile umgebaut wurde.

Das fromme Werk dieses Letzteren hat beinahe überall die Spuren einer einfacheren Vergangenheit vernichtet, die in ihren wesentlichen Elementen eine weniger be-

[1]) S. N. Jorga und G. Balş, *Histoire de l'art roumain ancien*, Paris 1921.

stimmte Richtung aufwies. Aber es ist sicher, dass das ganze 15. Jahrhundert verging, ohne dass es dem walachischen Fürstentum, das von dieser Epoche an einheimische Handwerker verwendete, die die fremden Traditionen fortführten, gelungen wäre, eine Form zu finden, die ihm gestattet hätte, alle Anregungen zu verwerten und sich zu einer neuen harmonischen Einheit zu verschmelzen. Die Kirche von Dealu, auf dem Hügel oberhalb Târgoviştes, der den Lauf der Ialomiţa beherrscht, ist ein Parallelogramm aus viereckigen Steinen, von zwei Türmen überdacht, und seinen einzigen Schmuck bilden Schnörkel und Inschriften im venezianischen Stil, ähnlich den Vignetten in den ersten Büchern, die unter der Leitung des Makarius, des montenegrinischen Schülers von Venedig, in der Walachei gedruckt wurden. Das berühmte Kloster von Argeş, von Neagoe erbaut, dessen Frau Militza die Tochter des serbischen Despoten Johann Brankowitsch war, wurde von einem französischen Architekten aus der Schule Viollet le Duc's auf den Ruinen des alten wiederaufgerichtet; es zeigt den gleichen Typus: leicht gerundet an den Seiten in dem für die Gläubigen reservierten Chor, von vier Türmen gekrönt, von denen die beiden vorderen auf zwölf starken Marmorsäulen ruhen. Die Ausführung der Einzelheiten, die wir dem Meissel eines Meisters aus Siebenbürgen verdanken, ist reich und originell in ihrer Blau- und Goldmalerei, die sie früher schmückte; diese Art ist der neuen Kunst entlehnt, die mit ihren geschickten Kombinationen und eleganten Steinstickereien die architektonische Eintönigkeit der türkischen Moscheen ablöste.

Trotz vereinzelter Kunstwerke konnte sich der rumänische Stil in der Walachei nicht herausbilden. Er sollte

sich in der Moldau in der glücklichen Epoche Stefans des Grossen entwickeln. Keiner seiner Vorgänger hat ein Monument aus Stein hinterlassen, das sich bis heute erhalten hat, obwohl zweifellos das alte Kloster Alexanders des Guten in Moldoviţa und das in Bistriţa, wo man noch heute sein Grabmal mit dem breiten gotischen Blumenzierat sehen kann, solide Bauwerke gewesen sind. Stefan war sogar der erste, der in Bistriţa, Neamţ und Rădăuţi Grabsteine an den Orten setzen liess, wo sich, wie die Klosterüberlieferung berichtete, fürstliche Grabstätten befinden. Von dieser Zeit an schickte Polen seine Künstler in die Moldau, wo sie sächsische Künstler aus Siebenbürgen antrafen und Maler aus dem Orient, die in ihrer traditionellen, nüchternen Art die hieratischen Heiligen der orthodoxen Kirche in starrer Haltung darstellten.

Die zahlreichen Kirchen Stefans weisen hier und dort Verschiedenheiten auf. Manche Gebäude (Răuseni, Borzeşti) tragen keinen Turm; anderen hat man ein zweistöckiges, gotisches Portal angefügt (den Kirchen von Mirăuţi, Părhăuţi, Bălineşti). Aus den östlichen und westlichen Einflüssen gestaltete sich aber ein allgemeiner Typus, der der moldauischen Architektur jener Epoche einen besonderen Charakter verleiht. Er war dem Lande so gut angepasst, dass er der allgemeine rumänische Baustil wurde und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts auch blieb.

Kreuzform und bescheidene Dimensionen passten zu einer Kirche, die nur für Mönche bestimmt war; die innere Einteilung: Vorraum, Vorschiff, Schiff, Altar, sind vom Berge Athos übernommen, wo man verschiedene neuere Bauten derselben Art findet. Der Turm, mit elegantem Schwung sich erhebend, trägt

dennoch ganz westlichen Charakter, ebenso der robuste Glockenturm, der in die Ringmauer eingefügt ist und durch dessen grosse Türe man in den Klosterhof eintritt, ein Glockenturm, der an die befestigten Kirchenburgen des sächsischen Siebenbürgen erinnert. Die geometrischen Verzierungen der neuesten Gotik, die das Portal und die Fenster umrahmen, sind von den Deutschen aus Ungarn übernommen.

Wenn man allein diese Einzelheiten in Betracht zieht, so scheint die moldauische Kirche nur eine Nachahmung jener Gebäude zu sein, die jenseits der Karpathen manchmal die Orte bezeichnen, wo der grosse Hunyadi seine Siege über die Türken errang (z. B. bei Szt. Imre und bei Feleac). Wenn man jedoch in den kühlen, düsteren Innenraum eintritt, in den kaum einige seltene Sonnenstrahlen durch die schmalen Fenster dringen, findet man dieselbe byzantinische Kirche wie an jedem anderen Punkte der orthodoxen Welt. Die Wände sind mit einer Malerei bedeckt — eine ist in Păpăuţi, das jetzt in der Stadt Botoşani aufgegangen ist, noch erhalten, dann in Dobrovăţ, Distrikt von Vasluiu —, in der sich der harte, dunkelblaue Ton mit tiefem Grün und blassem Rot mischt, um Tausenden von Gestalten und Szenen Leben zu geben, die einander nach einem unabänderlichen Gesetz in bestimmter Ordnung folgen. Im Hintergrund der Ikonostas aus vergoldetem Holz, der in mehreren Abteilungen, oberhalb der Türen des Altars, die Hauptbilder enthält, ist mit seinen mannigfaltigen Blumen, seinen üppigen Früchten, seinen unentwirrbar verschlungenen Zweigen, seinen Löwen und Greifen das Werk frommer Hände. Man hat den byzantinischen Brauch des 14. Jahrhunderts, das Bildnis des Gründers über dem Portal anzubringen, wie er

in der Mone Tes Choras von Konstantinopel und auch in der „Fürstenkirche“ von Argeş zu finden ist, aufgegeben. Der Gründer thront jetzt mit seiner ganzen Familie an der inneren Wand des Vorschiffs, auf der rechten Seite. Eine schöne Inschrift in cyrillischen Buchstaben, die ebenso wie auch die, welche die Gräber schmücken, ein ganz gotisches Aussehen haben, ersetzt das Porträt am Eingang des Gebäudes. Dieser Eingang pflegt nicht vorn zu sein, sondern an der rechten Seite, so dass man durch das grosse, spitzbogige Portal in das erwähnte Vorschiff eintritt.

Ausser dieser charakteristischen Mischung, in der nichts mehr den verschiedenen Ursprung der Inspirationen verrät, gibt es indessen auch Elemente, die wir dem schöpferischen Geist der Architekten des grossen Fürsten verdanken. Da ist zuerst das Schindeldach, das das Gebäude nicht mit einer einzigen toten Masse bedeckt, sondern ihm in seine einzelnen Teile, in alle Falten seines Körpers mit einer elastischen Bewegung, voll Leben und Liebe, sanft zu folgen scheint. Man findet es sonst nirgends als in diesem Lande des reichen winterlichen Schnees und der vielen Regen, die durch die grossen, das Kloster umgebenden Wälder, hervorgerufen werden. In der Mitte ruht wie eine aus den schützenden Blättern emporwachsende Blume der Turm, auf einer doppelten Stütze von ineinander sich fügenden Vierecken, — eine durch das Krimsche Caffa gekommene Nachahmung entfernter Vorbilder aus Mesopotamien, aber teilweise auch eine technische Erfindung derselben Architekten, die ebenso solid wie elegant ist. Es gibt noch keine Aussenmalerei und doch bieten die Mauern ein abwechslungsreiches Bild durch die Verschiedenheit des Tones der grauen Grundmauern, die sich

bis gut zu einem Viertel der Höhe erheben, der Strebepfeiler, die das Gebäude stützen, der verschiedenen lebhaft gefärbten Reihen aus emaillierten Ziegeln, die bis zum Dach aufsteigen, der schattigen „lombardischen Arkaden“, die durch sie eingerahmt werden, des Schillerns der vielfarbigen, gelben, grünen, blauen und braunen Fayenceplatten, die in harmonischer Reihenfolge der Farben an den Punkten verteilt sind, wo sich die Bogen berühren, und besonders an der Linie, die an das Dach angrenzt, sowie über die ganze Struktur des kleinen, schlanken Turmes, der die Kirche krönt und im Kleinen selbst ein Abbild derselben ist. Dazu kommen die Stickereien in byzantinischer Manier: Altarbehänge, Grabdecken, die naiven Bildnisse der Stifter darstellend, die Metallgegenstände: ziselierte Monstranzen, mit Reliefarbeit geschmückte Reliquienschreine, nach der Art des Berges Athos schön gearbeitete Holzkreuze mit silbernem Pfahl, mit einem Wort alles, was zu einer gewissen Zeit die künstlerischen Instinkte der Rasse lebendig machte.

Dieser Stil, der während der Epoche Stefans des Grossen selbst in der Kirche des Klosters von Putna, wo der Gründer im Jahre 1504 begraben wurde, seine höchste Vollendung erreichte, zeichnet auch die Gebäude der Fürsten des 16. Jahrhunderts aus, besonders die des Peter Rareş, Alexander Lăpuşneanu und Peter des Lahmen, deren Patronat das grosszügigste und das aktivste war. In den drei grossen Klöstern, die die Frömmigkeit dieser Fürsten errichtete: in Pobrata, wo Peter und später auch seine Gattin Helene Brankowitsch begraben wurden, in Slatina, wo die Überreste des ebenso frommen wie grausamen Tyrannen Alexander ruhen, in Galata sieht man Neuerungen: das Äussere der

Mauern ist hie und da schon mit lieblichen Malereien bedeckt, die sich von tiefblauem Hintergrund abheben; in dem steinernen, jetzt farblosen Galata hat man gewagt, das Gebäude mit zwei Türmen zu krönen. Vor dem Ende des Jahrhunderts schenkte die Familie Movilă, aus der zwei Brüder, Jeremias und Simeon, regierten, während der dritte, Georg, lange Jahre hindurch Metropolit der Moldau war, der rumänischen Kunst ein anderes ihrer schönsten Bauwerke, das Kloster von Suceviţa (in der Bukowina), dessen schöne, äussere Malereien, auf grünem Grund, die Bewunderung der Kenner erwecken. Die Tradition setzt im Fürstentum der Metropolit Anastasius Crimca — er selbst ein begabter Miniaturenmaler — mit seiner etwa 1610 erfolgten Gründung in Dragomirna fort. Ihre weitere Fortsetzung findet sie durch den Fürsten Stefan Tomşa in Solca, in der später durch Österreich annektierten Bukowina wie auch in den Kirchen von Jassy und dessen Umgebung (Kloster von Bârnova), die man der grossen Freigebigkeit eines mit den Moviläs verwandten Fürsten, Miron Barnowskis — dem Blute nach ein Rumäne, aber wie so viele andere auch, polnischer Bürger — verdankt, und endlich durch die Bauten des Basilius Lupu, die dieser in derselben Hauptstadt errichten liess: Golia und die „Drei Hierarchen“ (Trei Ierarhi); die letztere ganz mit dekorativen Skulpturen orientalischen Charakters bedeckt, die in unserem Zeitalter von demselben geschmacklosen Wiederhersteller der rumänischen Kirchen prunkhaft und protzend nachgebildet worden sind.

Dieser moldauische Stil wurde, dank auch dem Einfluss, den die Heirat der Tochter des Peter Rareş in dem anderen Fürstentum ausübte, auch in die Walachei ver-

pflanzt; das alte, niedere, mit spärlichen Malereien geschmückte Viereck aus Stein wurde durch das in die Höhe strebende und ganz mit Bildern geschmückte, elegante Gebäude, das die Moldau geschaffen hat, ersetzt. Diese Form zeigt auch die kleine Kirche auf dem Friedhof von Cozia, die nichts von ihren charakteristischen Merkmalen verloren hat. Ein wenig später suchten die walachischen Architekten die schwierige äussere Bemalung wegzulassen und durch das byzantinische System der schräg gelegten Ziegeln und des Wechselspiels der gewöhnlichen Ziegeln mit runden, in Zement eingelegten Steinen zu ersetzen und fügten ihm ein, übrigens nach moldauischem Beispiel, vor die Eingangstüre gesetztes Peristyl bei, das auf schlanken Säulen mit geschnitzten Kapitälen ruht. Diese Änderung, die wesentlich zur Eleganz des Gebäudes beitrug, wurde endgültig beibehalten und sie findet sich von nun an bei allen religiösen Bauten der Walachei bis in das Zeitalter der grosszügigen Wiederherstellungen unter der Regierung Matthäus Basarabs (1632—1654) und Brâncoveanus (1688—1714).

Zur selben Zeit ist auch in dem Buchgewerbe ein starker Zug zur Originalität festzustellen. Zu dem schönsten, was die spätbyzantinische Kunst hervorgebracht hat, gehören die altslawischen Manuskripte aus Neamţ, auf Pergament oder Papier geschrieben. Sie gehen auf die Zeit der Nachfolger Alexanders des Guten und besonders Stefan des Grossen zurück. Titelbilder von zarter Kunst schmücken sie und man trifft selbst Porträts von Fürsten und Heiligenbildern von feiner Technik. Auf diesem Gebiete finden wir einen ununterbrochenen Fortschritt bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Die zuerst in der Walachei und dann in Sieben-

bürgen, in Kronstadt, Mühlbach und Broos, durch den verbannten Diakon Coresi und seine Schüler und Rivalen gedruckten Bücher, namentlich aber die im Fürstentum erschienenen, bewahren die gute künstlerische Tradition des Makarius.

Dieses war das einzige Gebiet, das die orthodoxe Kirche dem Künstler überliess. Als es sich einmal um das Porträt einer walachischen Fürstin, der Tochter der Chiajna, die der moldauische „Despot“ heiraten wollte, und in derselben Epoche um das Wandgemälde handelt, das die Schlacht von Verbia darstellt, in der derselbe Abenteurer, Alexander Lăpuşneanu die Krone entriss, wendete man sich damit wahrscheinlich an einen fremden Meister, der nicht denselben Einschränkungen unterworfen war.

Beginn der rumänischen Literatur

Um auch eine Literatur zu schaffen, musste man die literarische Sprache haben. Wohl gab zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein rumänischer Geistlicher aus dem Nordosten Siebenbürgens oder der benachbarten Marmarosch, beeinflusst durch die hussitische Propaganda, die in diesen Gegenden blühte, eine ungeschickte Übersetzung der Heiligen Schrift, die sich in den sogenannten Manuskripten von Voroneţ (Apostelgeschichte) und von Şcheia (Psalmbuch) erhalten hat, heraus, aber natürlich wurde sie durch die herrschende Orthodoxie nicht zugelassen. Man bediente sich des Rumänischen nur bei Entwürfen von Verträgen, bei Weisungen an die Gesandten, bei Hausrechnungen, persönlichen Notizen, bei Denkschriften zum Gebrauch der Fürsten und Bojaren, bei Privatbriefen und sogar bei den Randglossen der Besitzurkunden, die altslawisch verfasst sein mussten, in

der Sprache, die im Osten den Platz einnahm, den das Lateinische im Westen behielt. Wir haben religiöse Manuskripte aus dem 16. Jahrhundert gefunden und sogar aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, in denen dem altslawischen, mit Tinte geschriebenen Text der rumänische Text in roten Buchstaben folgt. Das eine war für die eigene, geheime Lektüre bestimmt und das andere für den gottesdienstlichen Gebrauch.

Als der Diakon Coresi sich anschickte, ausser seinen Evangelien (1561), religiöse Werke nach alten Texten, die er hie und da ein wenig ungeschickt modernisierte, rumänisch oder rumänisch und altslawisch herauszugeben, gehorchte er nicht nur dem Wunsch, die Heilige Schrift und ihre Auslegung in die vulgäre Sprache zu übertragen — in Nachahmung der Sachsen, die 1541 einen rumänischen Propaganda-Katechismus in Hermannstadt herausgaben, und der neuen calvinischen Kirche, die 1560 in Siebenbürgen entstanden war und unter dem Schutz des Staates[1]) die Rumänen mit liturgischen Büchern versah —, sondern er befriedigte auch das allgemeine Bedürfnis nach Lektüre, das die ganze rumänische Gesellschaft ergriffen hatte und durch das gewöhnlich selbst den Priestern unbekannte Altslawisch nicht befriedigt werden konnte. Die Richtigkeit dieser Tatsache beweisen die in Handschrift erhaltenen Übersetzungen der Wunder der Heiligen Paraskeve, gewisser „Leben der Heiligen“, besonders, wie es scheint, heiliger Krieger, und der Legende von Alexander dem Grossen, die schon vor 1600 von mehreren Geistlichen zu gleicher Zeit nach alten serbischen Texten ins Rumänische übersetzt wurde.

---

[1]) S. meine Histoire des Roumains de Transylvanie et de Hongrie, I, S. 196 ff.

Wenn zur Zeit Stefans des Grossen die Bibel den Geist der Demut, den sie dem König David zuschreibt, zu erwecken wusste, wenn die kaiserlichen Chronisten Neagoe zu veranlassen vermochten, für die Erziehung seines Sohnes Theodosius ein Handbuch des Fürsten zu schreiben, in dem man auch originelle Vorschriften für dieBeziehungen zu den Türken und das Verhältnis zu den Bojaren findet, die der Verfasser aus seinen persönlichen Erfahrungen gewonnen hat, so mussten andererseits die Darstellungen der Kämpfe und Abenteuer, die in solchen Legenden so reichlich vorhanden sind, dieser in voller Entwicklung begriffenen aristokratischen Klasse und den in diesem bewegten Milieu geborenen Fürsten gefallen und in ihnen den Ehrgeiz wecken, glorreiche Taten zu vollbringen in einem Augenblick, wo in Europa das heilige Feuer der Kreuzzüge wieder erwacht war [1]).

---

[1]) Siehe auch mein Essay über die „repräsentativen Bücher" in dem Bulletin de la Section historique de l'Academie Roumaine, XXXVII.

NEUNTES KAPITEL

Entwicklung der rumänischen Kultur im 16. und 17. Jahrhundert; ihre politischen Folgen

Die Epopöe Michaels des Tapferen

Die moldauischen Bojaren hatten die von Johann dem Schrecklichen geführte revolutionäre Bewegung gegen die Bedrückung, besonders gegen die fiskalische Ausbeutung durch die Türken weder provoziert, noch unterstützt; im Gegenteil, nachdem dieser Fürst ihnen genommen hatte was sie besassen, gingen sie zum Feinde über und entehrten ihren Stand durch diesen verräterischen Akt; sie umgaben viel lieber den friedlichen Thron des guten, lahmen Fürsten Peter. Schon gelegentlich der walachischen Intervention gegen Johann, den man durch den Bruder des Fürsten von Bukarest, Alexander ersetzen wollte, trat aber der kriegerische Elan der aristokratischen Welt, die sich kürzlich durch die Entwicklung der rumänischen Gesellschaft gebildet hatte, in Erscheinung. Die beiden Brüder Golescu, Ivaşcu und Albu, taten mehr für den Sieg als der Woiwode selbst, dem es nicht gelungen war, die vorübergehende Niederlassung eines Rivalen, Vintilă, in seiner Hauptstadt zu verhindern; wie echte Ritter kämpften sie um die Fahne und Albu ging zugrunde, während er seinem Herrn das Leben rettete; sein Grabmal im Kloster von Vieroş stellt ihn als Krieger zu Pferde dar, die Kriegsmütze auf dem Kopf, und ebenso zeigt ein anderes Relief in Stăneşti, auf der anderen Seite des Alt, zu Beginn des folgenden Jahrhunderts einen der Buzeşti, Stroe, in siegreichem Kampf mit dem Tatarenprinzen, der, unter seinen Hieben fallend, die Pfeile seines Köchers verstreut.

Die neue Generation dieser Bojaren, einmal Herrin des

Bodens und der Macht geworden, stellte die gesamten Kräfte des Landes in den Dienst ihres Ehrgeizes. Wenn sie nicht den Krieg um seiner selbst willen wollten, suchten sie doch wenigstens Gelegenheiten, sich auszuzeichnen und jenen Ruhm zu erwerben, der jede Seite der Geschichte Alexanders des Grossen ziert. Man sah das in der Walachei ganz klar bei dem Aufstand, den Siegen und Eroberungen Michaels des Tapferen und in der Moldau an der christlich-polnischen Politik, die so viele innere Kämpfe und Thronstreitigkeiten im Gefolge hatte, an all dem, was die kurze und tragische Geschichte der Dynastie Movilă bildet.

Der Sohn des „guten“ Petraşcu, einer der seltenen walachischen Fürsten, dem es vergönnt war, im Besitze seiner Macht zu sterben, hatte keine Ähnlichkeit mit seinem Vater, der indessen selbst auch Armeen führte und, um die Sache der Königin Isabella zu unterstützen, nach Siebenbürgen kam, wo man erst kürzlich die bronzene Stanze seines Siegels gefunden hat. Indessen zeigte sich Michael gegenüber den Woiwoden, die seinem Vater folgten, versöhnlich; es gelang ihm, einen wichtigen Platz in ihrem Rat einzunehmen und die Würde eines Bans zu erlangen, die erste neben dem Thron, die in untergeordneter Stellung gleichsam die Oberherrschaft über Oltenien verlieh. Als Alexander der Böse, ein Usurpator moldauischen Ursprungs, ihn als persönlichen Gegner, als Prätendenten verfolgte, flüchtete er nach Konstantinopel. Wir haben schon gesehen, welcher Demütigung der Flüchtling ausgesetzt war bis er im September 1594 dazu gelangte, das Erbe seines Vaters anzutreten.

Die Chronik der Bojaren, der reichen Brüder Buzeşti, schreibt das Verdienst an dem Aufruhr, der das Fürsten-

tum der Walachei für einige Jahre von dem drückenden türkischen Joch befreite, der neuen Klasse der rumänischen Ritter zu. Sie waren es, die sich versammelten und den Entschluss fassten, das schwierige und ruhmvolle Werk zu unternehmen; der Fürst brauchte nur seine Zustimmung zu geben. Ausserdem fühlte Michael, der als Glied dieses Kriegeradels seine Laufbahn begonnen hatte wie sie; doch musste er ihnen zuvorkommen, weil das Schicksal aus ihm einen wirklichen Fürsten gemacht hatte.

Der Aufruhr brach aus, die türkischen Gläubiger wurden niedergemetzelt, das Haus, wohin sie sich geflüchtet hatten, mit Kanonen beschossen. Die Moldau Aarons, die in den letzten Zügen lag, hatte schon ihren Entschluss gefasst und der deutsche Kaiser Rudolf hatte eine Konvention mit ihr geschlossen, durch die sie als Glied seines Reiches unter seine Oberherrschaft kam. Schliesslich sah man im Ehrgeiz des Fürsten von Siebenbürgen, der König des Kreuzzuges an die Donau sein wollte, eine Stütze und das westliche Europa hatte, durch Papst Clemens VIII. angeeifert, überall im Orient seine Sendlinge.

Die Festungen an der Donau wurden niedergebrannt; die türkischen Truppen, die sich vereinigt hatten, um den walachischen Rebellen zu bestrafen, führten einen Prätendenten mit sich, den sie mit Leichtigkeit einzusetzen hofften, gerade so, wie Peter auf den Trümmern des Thrones Johanns des Schrecklichen eingesetzt worden war. Indessen wurden während des Winters zunächst die Türken selbst am Flusse in wenigen Tagen besiegt und dann die Tataren der Krim, die die Ebenen Ungarns verlassen hatten, um die Niederlage des neuen Feindes zu vollenden. Michaels Reiter, deren jugend-

liche Kraft den Khan selbst zur Flucht gezwungen hatte, nahmen ihren Weg über schneebedeckte Strassen nach Adrianopel. Die schon gegen das Jahr 1550 von den Türken eingenommene und befestigte Stadt Brăila wurde niedergebrannt. Die in Aarons Sold stehenden Kosaken erschienen von neuem vor Bender; Ismail, das alte moldauische Smil, eine neue türkische Schöpfung und der stärkste befestigte Platz an der unteren Donau, fiel einige Monate später: man fand dort die alten ungarischen Geschütze des 15. Jahrhunderts mit dem walachischen Raben und dem Wappen der Hunyadis.

Wir haben schon oben von dem Vertrag gesprochen, den die Delegierten Michaels wie auch jene Stefan Răsvans, der mit Hilfe der siebenbürgischen Garde seinen Herrn Aaron gestürzt hatte, um sich die Hilfe des stolzen Magyaren zu sichern, mit Sigismund geschlossen hatten. Es war dies für das mit Siebenbürgen „wieder vereinigte" Land ein grosser Verlust, für die Bojaren aber ein Erfolg; das Ansehen des Fürsten schwand zugleich mit der Freiheit der Bauern und die Kaste der Krieger blieb Herrin über das Land und sein Geschick. Sie bestand, einzig um im Innern die Vorherrschaft auszuüben und um jenseits der Grenze grosse Abenteuer zu unternehmen.

Der Wesir Sinan, die vollkommenste Verkörperung ottomanischen Stolzes und albanischer Tapferkeit, war in der Tat herbeigeeilt, um der Unabhängigkeit dieser ewig unsicheren Provinzen ein Ende zu bereiten und um einfache Paschaliks des Reiches aus ihnen zu machen. Er wurde am 23. August 1595 bei Călugăreni in den Sümpfen des Neajlov von dem walachischen Adel besiegt, der von einem siebenbürgischen Hilfskorps und dem zähen Widerstand der Kosakensöldner wirksam

unterstützt wurde. Michael selbst erfüllte mit der Streitaxt in der Hand, in die Reihe der Feinde eindringend, seine Pflicht als guter, christlicher Ritter.

Dieser Sieg verhinderte indessen das Vordringen der Türken nicht; sie besetzten Bukarest, dessen Kirchen von den ungarischen Hilfstruppen Michaels in Brand gesteckt worden waren, und Târgovişte, die frühere Hauptstadt des Landes, wo der neue kaiserliche Befehlshaber der Walachei mit seinen Begs installiert wurde; die Subaschis liessen sich die Distrikte zuteilen, die sie verwalten sollten. Die Tataren ergossen sich plündernd über die Dörfer der Ebene. Es wurden Maßnahmen getroffen, die Residenz des Paschas zu befestigen; in Bukarest selbst wurde das Kloster des Fürsten Alexander Mircea, das später nach seinem Enkel Radu Mihnea, der es aus den Trümmern neu erstehen liess, benannt wurde, zur „Palanka" oder Festung des Erobererwesirs.

Michael hatte sich, wie einst Stefan der Grosse nach dem Tag von Valea-Albă, in das Gebirge zurückgezogen; doch fand er dort christliche Bundesgenossen, die sein moldauischer Vorläufer vergebens gesucht hatte. Sigismund Báthory kam in die Walachei, nicht als Verbündeter, sondern als Herr, und das Lehnskontingent des Moldauers Răsvan vereinigte sich mit den sächsischen Fusstruppen, der magyarischen Reiterei und den toskanischen Kreuzfahrern, die von einem anderen Förderer des heiligen Krieges, dem Grossherzog von Toskana, geschickt worden waren. Die Tage von Nikopolis, der grossen christlichen Reitereinfälle, schienen wiederzukehren, als die Türken aus den beiden grössten Zentren des Landes verjagt wurden, um dann nach erbittertem Kampfe bis nach Giurgiu, jenseits der von Blut ge-

röteten Donau, zurückgeworfen zu werden. Noch einmal bezahlte Michael in eigener Person, indem er mit Todesverachtung die grosse sagenhafte Rolle spielte, die der Zeitgeist seiner Epoche von ihm forderte.

Bald darauf brachen die Polen in die Moldau ein: der grosse Förderer der Expansionsidee, der Kanzler Johann Zamoyski, betrat das Land unter dem Vorwand, die Tataren zu vertreiben, ebenso aufrichtig wie einst König Johann Albert, als er vorgab, die Häfen Stefans des Grossen den Türken abnehmen zu wollen. Sigismund wurde von den Türken geschlagen, die bei Keresztes in der pannonischen Ebene den Sieg über die Deutschen errangen. Im Jahre 1598 übergab er sein Erbe dem Kaiser, der bis zum Eintreffen des zukünftigen Fürsten, des früheren, erwählten Königs von Polen, des Erzherzogs Maximilian seine Bevollmächtigten dorthin schickte; Michael leistete im Juni im Kloster Dealu, wo die Überreste seines Vaters ruhten, seinem neuen Lehnsherrn Rudolf II. in ihre Hände den Eid der Treue. Drei Jahre später gingen treue Freunde heimlich in das Kloster, um dort seinen Kopf, den ihm die Soldaten des Kaisers in Siebenbürgen im Felde abgeschlagen hatten, zu begraben.

Überdies kam bald der entartete Nachkomme Báthorys aus seinem schlesischen Zufluchtsort zurück, um die Zügel der Macht wieder an sich zu nehmen und erneuerte sofort die alten Beziehungen zu den Türken. Nachdem er unbesonnenerweise abgedankt hatte, ging sein junger Vetter Andreas, ein polnischer Kardinal und Bischof, der ihm folgte, diesen Weg weiter; er fand eine starke Stütze in dem Fürsten, den Zamoyski in der Moldau eingesetzt hatte, um dort die polnische Politik zu vertreten, die durch den verhängnisvollen

Antagonismus gegen das Eindringen der Habsburger schon stark in das Geleise der türkischen Allianz geraten war.

Man durfte nicht einmal mehr an die byzantinischen Erinnerungen denken, die sowohl bei Michael und seinen Paladinen als auch bei den Christen des Balkans wieder erwacht waren: bei den Serben des Banates, die von einem christlichen König träumten, bei den Bulgaren, deren Bischöfe griechischer Nationalität verzweifelte Gesuche an den Woiwoden sandten, bei den durch die Vorahnung eines neuen Skanderbeg erregten Albanern, selbst bei den Griechen, die von dem grossen Michael dem Walachen Befreiung aus langer Sklaverei erwarteten. Er allein konnte ein so schweres Werk nicht vollbringen. Nach öfterem kurzen Erscheinen an der Donau musste er sich dem Verhängnis fügen und die Gesandten des Sultans empfangen, die mit Geschenken beladen kamen, um ihm ein für seine Interessen günstiges Angebot zu machen.

Michael hätte hier seine Soldatenkarriere beendigen und unter besseren Bedingungen die alten Verbindungen wiederaufnehmen können, die dem Fürstentum, trotz allem, fast ein Jahrhundert der Ruhe geschenkt hatten. Aber die Lage Siebenbürgens forderte neue Unternehmungen, und zwar handelte es sich nicht darum, den politischen Ehrgeiz von Fürsten wie Stefan oder Peter Rareş zu befriedigen, sondern der Durst nach glänzenden Heldentaten und Abenteuern dieser Leute, die nach Temperament und Erziehung Krieger und würdig waren, von Michael über gefährliche Pfade einer grösseren Zukunft zugeführt zu werden, musste gestillt werden.

Nach formellen Aufforderungen von seiten der

Kaiserlichen, denen Siebenbürgen mit all seinen Möglichkeiten auf Vorherrschaft an der Donau und Einfluss auf dem Balkan wieder einmal entschlüpft war, griff er, ohne auf die Unterstützung des kaiserlichen Generals von Oberungarn, des rachsüchtigen Albaners Georg Basta zu warten, diesen Kardinal an, dessen ebenso unnötige als erniedrigende Suzeränität er gezwungen worden war anzuerkennen. Nachdem er die Karpathen durch den Bodsauer Pass überschritten hatte, ging er entlang der Grenze bis Kronstadt, das sich bereitwillig unterwarf, und vereinigte sich dann beinahe unter den Mauern Hermannstadts mit der oltenischen Armee. Eine einzige Schlacht, die am 28. Oktober 1599 bei Schellenberg (Şelimber) geliefert wurde, entschied das Schicksal Andreas', den seine Feldherren einschliesslich des Oberbefehlshabers der Armee der Provinz, Gaspar Kornis, eines Adligen rumänischer Herkunft, verlassen hatten. Der besiegte Fürst wurde im Gebirge von den Szekler Hirten, die die Báthorys hassten, weil sie die Privilegien ihrer Nation zerstört hatten, getötet; Michael liess die Überreste des Kardinals mit allen Ehren im Mausoleum der Familie in Weissenburg (Alba-Iulia) bestatten und nahm, um den „armen Priester“, dessen Tod er bedauerte, auf seinem letzten Gang zu begleiten, die Wachskerze in die Hand, die sonst gewöhnt war, wuchtige Degenhiebe auszuteilen.

Sollte er sich einfach damit abfinden, der „kaiserliche Ratgeber, der Stellvertreter in Siebenbürgen und der Generalkommandant der äusseren Komitate“ zu bleiben, wie es die Sachsen gewünscht hätten, die ihm und seinem Sohn nur in dieser Eigenschaft Huldigung geleistet hatten? Sollte er fortfahren, Länder und Titel an die Führer des magyarischen Adels zu verteilen, den er in

der Person des neuen katholischen Bischofs Naprágy seinem Rate zugezogen hatte? Sollte er sich bereit halten, die Provinz gegen irgend eine andere Entschädigung zu räumen, wie es die neidischen und voll Verachtung auf den „Walachen“ herabblickenden Höflinge des Kaisers gewünscht hätten? Oder sollte er das Vorhandensein dieser rumänischen Nation in Siebenbürgen, die desselben Blutes war wie er, und, nachdem sie sich an verschiedenen Orten gegen die Adligen empört hatte, instinktmässig baldige und vollständige Befriedigung ihrer Wünsche durch die Gerechtigkeit ihres Landsmannes erhoffte, weiter ignorieren? Dieses war das grosse und tragische Problem, das die Seele des Siegers bis zuletzt erschütterte.

Die Rumänen bildeten die grosse Mehrheit der Bewohner des Landes. In der letzten Zeit hatte die natürliche Entwicklung der durch die Fürsten der Walachei und Moldau erfolgten episkopalen Gründungen einen raschen Fortschritt herbeigeführt. Der Versuch, calvinische Bischöfe als Führer der „walachischen Kirchen“ einzusetzen, Bischöfe, die sich in bescheidenen Dorfresidenzen versteckten und dasselbe ärmliche Leben führten wie die anderen „Seelsorger“, musste bei einem Volk misslingen, dessen Hauptcharakterzug das zähe Festhalten an dem „alten Gesetz“, an den „alten Gebräuchen“ war. Die Fürsten liessen ihre calvinischen Bischöfe in die Hauptstadt des Landes selbst kommen, nach Alba-Iulia-Weissenburg, wo sie ihr kleines Häuschen hatten, ihren kleinen Garten und eine aus Holz gebaute Kirche, die die kleine Anzahl ihrer Gläubigen fasste. Aber dieses alles beeinflusste die Massen wenig. Alle diese Versuche hatten nur einen Vorteil für das geistige Leben dieses Volkes, dessen störrische Seele es

umzuformen galt, um es dann um so leichter zu bewegen, in der nationalen Gemeinschaft der Magyaren aufzugehen: die reformierte Religion verlangte den Gebrauch der vulgären Sprache im Gottesdienst; wiederholte, mit allen Mitteln der Macht unterstützte Vorschriften verlangten von den zu einer Art volkstümlicher Konzilien gezwungenen Geistlichen, den Gebrauch von rumänischen Büchern an Stelle der in der altslawischen Epoche verwendeten, die man nicht mehr verstand. Man übersetzte sogar aus dem Magyarischen, mit materieller Unterstützung eines Adligen dieser Nation, Nikolaus Forró, eine Erklärung der Evangelien.

Während dieser Phase des vordringenden Calvinismus hatte der Staat den Rumänen auch die kirchliche Einheit aufgezwungen; bis dahin hatte es zwischen den verschiedenen bischöflichen Sitzen Streitigkeiten gegeben und ständige Rivalität zwischen dem des Nordens, in Vad, der von dem moldauischen Metropoliten in Suceava abhing, und denen des Südens in Gioagiu und Prislop, die mit dem walachischen erzbischöflichen Sitz in Târgovişte in Verbindung standen. Das Volk hatte sich daran gewöhnt, in der Hauptstadt des Landes selbst einen einzigen religiösen Führer, einen lokalen „Metropoliten“ zu haben; und wenn auch die orthodoxe Kirche die offiziellen Rechte jener Zeit, wo die Fürsten die Prälaten orientalischen Glaubens jenseits der Karpathen und sogar in Ipek, mitten unter den Serben, weihen liessen, nicht wieder antreten konnte, so gewann sie wenigstens ihre Aktionsfreiheit wieder; der Metropolit, ein gewisser Gennadius, der die siebenbürgische Diözese gegen 1580 verwaltete, nahm seine Verbindungen mit der Walachei wieder auf, wo er nach der Ernennung durch seinen fremden Herrn geweiht

worden war. In dem Augenblick, wo die dem alten Adel angehörenden Calvinisten des Banates eine Übersetzung des Alten Testamentes, die in Broos-Orăştie gedruckt wurde, herausgeben liessen, erschien unter der Leitung dieses Gennadius in Kronstadt eine neue, auf den griechischen Text des Theophylaktos gegründete Erklärung der Evangelien. Als die walachischen Bojaren und Prälaten 1595 in Siebenbürgen erschienen, um den hier schon öfters erwähnten Vertrag abzuschliessen, erhielten sie von den Ratgebern des Fürsten Sigismund, des glühenden Katholiken und eifrigen Schülers der Jesuiten, die feierliche Zusicherung, dass alle „walachischen Kirchen" Siebenbürgens vom Sitz in Târgovişte abhängen sollten.

Michael traf also jenseits der Berge nicht diese gestaltlose Masse schmutziger und wilder Barbaren vor, wie sie der Hass ihrer rassischen Gegner zu beschreiben beliebt, sondern eine Mehrheit einer eingeborenen Bevölkerung, die an den Traditionen einer sehr alten Kultur festhielt, und an deren Spitze ein einziger religiöser und politischer Führer stand, derselbe, dem er erst kürzlich eine schöne steinerne Kirche gegenüber dem fürstlichen Schloss zu Weissenburg-Alba-Iulia zum Geschenk gemacht hatte.

Er unterstützte dieses Erzbistum, das von nun an als seine Gründung betrachtet wurde, mit seiner tätigen Anteilnahme. Er führte sogar in der fernen Marmarosch einen Geistlichen aus der Walachei ein, den neuen Bischof von Munkács, Sergius, der früher Prior im alten Kloster Tismana war. In Vad findet man während seiner Verwaltung den aus Siebenbürgen stammenden rumänischen Bischof Johann Cernea. Die rumänischen Priester wurden vom Zehnten befreit und

ein Schwarm von walachischen Mönchen überflutete die siebenbürgischen Dörfer. Während diese religiöse Organisation des rumänischen Elementes in der eroberten Provinz Fortschritte machte, bedienten Michael und seine Beamten sich daheim des Rumänischen, das schon in kirchlichen Inschriften erschien, und in Akten, die keinen feierlichen Charakter trugen; unter die traditionelle lateinische Form der Schenkungsurkunden zeichnete er mit seiner schönen, schlanken Schrift, deren Züge kraftvoll waren wie Degenhiebe, rumänisch in cyrillischen Buchstaben: Jo Mihail Voevod, „Johann Michael der Woiwode".

Mit seiner byzantinischen Erfahrung, seiner natürlichen Intelligenz, der Vornehmheit seiner fürstlichen Rasse war er zu klug, den Versuch zu machen, die Gebräuche eines Landes, das bis dahin von Magyaren und Sachsen beherrscht worden war, ohne weiteres aufzugeben. Er gewann die Szekler für sich, indem er ihre Privilegien erneuerte, den Sachsen stellte er sich als Stellvertreter eines Herrschers ihrer Rasse dar, die eingeborene Aristokratie überschüttete er mit Gunstbezeugungen und bemühte sich, das politische Leben in Siebenbürgen fortzusetzen, wo er dessenungeachtet als unbequemer Eindringling betrachtet wurde.

Zu Beginn des Jahres 1600 liess ihm der Hof von Prag, der, immer langsam und misstrauisch, von den Ereignissen das erwartete, was er durch eigene Energie nicht an sich zu reissen vermochte, durch einen einfachen italienischen Kurier Bedingungen anbieten, die er sich beeilte anzunehmen, denn er glaubte fest als erblicher Herr seiner Eroberung mit Lehensrecht anerkannt worden zu sein. Michael wollte auch die Festungen der Marmarosch, des Banates, wo schon orthodoxe

Bischöfe rumänischer oder serbischer Herkunft tätig waren, und das ganze Land bis zur Theiss haben. Aber die zur Erhaltung eines Söldnerheeres notwendigen Subsidien verzögerten sich und schon rüstete der moldauische Nachbar Jeremias zu einem Angriff im Verein mit Sigismund, der sich nach Polen geflüchtet hatte, und seinen Anhängern, den siebenbürgischen Adligen.

Die Verhandlungen mit den Kaiserlichen wurden ins Unendliche hinausgezogen, von seiten des Hofes jedoch augenscheinlich ohne Treu und Glauben geführt. Man wollte ihn mit „schönen Worten abspeisen“, mit Komplimenten und leeren Versprechungen zum Narren halten, diesen Walachen, den man am liebsten sogleich fortgejagt hätte, wenn seine eiserne Hand nicht die einzige Garantie für die Eroberung, die er eben gemacht hatte, gewesen wäre. Kaiserliche Abgesandte, ein alter, treuer Soldat Michael Székely und ein slawischer Diplomat, der in der Behandlung der Türken und ihrer Klienten sehr gewandt war, David Ungnad, wurden beauftragt, sich bei Michael als „Kommissäre“ vorzustellen, in Wirklichkeit aber sollten sie alle seine Handlungen überwachen, jedes Wort, das seinem aufbrausenden Temperament entschlüpfte, berichten und Zeit gewinnen für die definitive Entscheidung; später wurde einem anderen Gesandten, der auch die Aufgaben eines Gesandten in Konstantinopel besorgt hatte, Doktor Pezzen Vollmacht gegeben, „abzuschliessen“.

Vor der Ankunft dieses mit grosser Ungeduld erwarteten Sendlings hatte sich Michael, der als Herrscher schon zwei siebenbürgische Landtage abgehalten hatte, auf die Moldau gestürzt, um nicht von seinen Feinden überrascht zu werden, da er jeden Augenblick erwartete, von ihnen angegriffen zu werden. Jeremias, der

ein schwacher Soldat war, konnte keinen ernstlichen Widerstand leisten: die zusammengewürfelten Truppen des Woiwoden drangen in Jassy und Suceava ein und vertrieben den Schützling der Polen, der sich in die Festung Hotin einschloss. Ein Bojarenrat wurde eingesetzt, der die Aufgabe hatte, das eroberte Gebiet bis zur Ankunft Stefans, eines Sohnes Peters des Lahmen, der in Tirol im Exil lebte und als Gatte der einzigen Tochter Michaels ein moldauischer Woiwode werden sollte, zu verwalten. Ein Konzil, bei dem der Erzbischof von Bulgarien, der Grieche Denis Rhalis, den Vorsitz führte, gab der Kirche der Moldau neue Führer.

Als Michael die Gefahren bemerkte, die ihm drohten, kehrte er nach Siebenbürgen zurück, wo ihm starke Unzufriedenheit entgegengrollte. Er erklärte sich dem letzten Abgesandten des Kaisers, s e i n e s Kaisers, gegenüber bereit, auf einen grossen Teil seiner anfänglichen Forderungen zu verzichten: ausser den beiden Donaufürstentümern, die er in ihrer alten Form zu erhalten beabsichtigte, verlangte er die Verwaltung Siebenbürgens für die Dauer seines Lebens und einige aussergewöhnliche Auszeichnungen, wie das Goldene Vlies, mit dem man auch den schwachen Hals Sigismund Báthorys geschmückt hatte. Die Staatskanzlei von Prag willigte im Namen Rudolfs II. fast verächtlich ein, ihm diese Gnade zu erweisen, jedoch mit Ausschluss der äusseren Komitate, „obwohl man es lieber gesehen hätte, um ernste Nachteile, die sich hätten ergeben können, zu vermeiden, wenn der Woiwode, nachdem er das im Namen Seiner Majestät besetzte Siebenbürgen zurückerstattet, in die Walachei zurückgekehrt wäre, um diese unter dem Schutz des Kaisers zu verwalten und jede Gelegenheit zu ergreifen, um mit Hilfe

Seiner Majestät weiter in die Türkei einzudringen". Wegen der Forderungen Polens schob man die Frage der Moldau noch auf. Die Prager Diplomaten hätten schwerlich grober sein können.

In diesem Augenblick war Siebenbürgen, das Basta unermüdlich bearbeitet hatte, indem er ihm die Hilfe der Truppen Oberungarns für jeden etwaigen Aufstand versprochen hatte, in Flammen. Michael hatte Gewissensbisse, als es sich darum handelte, eine Armee anzugreifen, die die Fahne mit dem doppelköpfigen Adler seines Lehnsherrn trug. Er handelte gegen seine Gewohnheit lässig, ohne in eigener Person dazwischen zu treten, und wurde bei Mirisläu (Miriszló) in der Nähe der Hauptstadt am 18. September 1600 besiegt.

Dieses war das Ende seiner Herrschaft, wenn auch nicht der letzte Akt dieser glänzenden kriegerischen Energie. Er hatte schon erfahren, dass der Kanzler Zamoyski die Moldau wieder an sich gerissen hatte und in die Walachei eingedrungen war, wo er Simeon, den Bruder des Jeremias, einsetzen wollte. Michael versuchte wenigstens das Erbe seiner Vorfahren zu retten; nachdem er eine Konvention geschlossen hatte, durch die er sich verpflichtete, das siebenbürgische Gebiet zu verlassen, überschritt er die Karpathen, um bei Buzău die schweren polnischen Legionen zu finden, die nach den Erfahrungen Stefan Báthorys für den Krieg gegen die Türken an der Donau schon lange ausgebildet waren. Er musste fliehen, indem er sich gegen die ihn verfolgenden Kavallerieabteilungen verteidigte. Als durchaus ehrlicher Mann glaubte er das Recht zu haben, sich an den Kaiser zu wenden, an dem er keinen Verrat begangen hatte, und ihn um Bestrafung der Offiziere zu

bitten, die ihn ohne Befehl und sogar ohne irgend einen Vorwand angegriffen hatten. Er begab sich mit einigen seiner letzten Getreuen nach Wien und Prag, um hier die Nachricht zu erhalten, die für sein wundes Herz Balsam gewesen sein muss, dass der Sieg Bastas, der durch die Falschheit des magyarischen Adels des Landes wie ein Kind getäuscht worden war, Sigismund einfach die Pforten zur Macht wieder geöffnet hatte.

Obwohl man bei Hofe an Verzögerungen gewöhnt war, beschloss man doch, diese letzte Beleidigung nicht zu dulden. Man bot Michael das Geld an, das er benötigte, um eine neue Armee aufzustellen, in der seine eigenen Leute kaum vertreten waren, und überzeugte ihn schliesslich, dass sein Besieger Basta ein aufrichtiger Mitarbeiter und Freund werden könne. Der grosse Rachefeldzug des Woiwoden gewann dem Kaiser durch den Sieg bei Gorăslău (Goroszló) im Juli 1601 diese von so mannigfachem Ehrgeiz begehrte Provinz. Aber, als es sich darum handelte, die weiteren Pläne für den Feldzug festzusetzen, tat der albanische General alles, um mit dem Walachen in einen Konflikt zu geraten; und, als dieser sich nicht wie ein gewöhnlicher Untergebener verhaften lassen wollte, wurde er schliesslich von den Hellebarden der flandrischen Wallonen und Ungarn, die einem Detachement angehörten, das den formellen Auftrag hatte, ihn zu ermorden (18. August), aufgeschlitzt. Man warf den Leichnam Michaels auf den verwesten Körper eines toten Pferdes und es bedurfte frommer Hände, um das schöne, kraftvolle Haupt der Wachsamkeit der Mörder zu entreissen und in der Kirche von Dealu zu begraben, wo eine Inschrift besagt, dass „sein Körper in der Ebene von Torda ruht, wo die Deutschen (Kaiserlichen) ihn getötet haben“.

Michael war tot; sein Sohn Nikolaus Petraşcu (Peter), noch ein Kind, sollte ein kärgliches Leben führen mit den Almosen, die er vom Kaiser erbettelte; seine Frau und Tochter flüchteten sich in das Kloster von Cozia, zu der alten Mutter des Woiwoden. Die Erinnerung an ihn blieb jedoch Jahrhunderte hindurch lebendig. In Siebenbürgen, wo es selbst unter den ungarischen Hilfstruppen Freunde gab, die seine edle Tapferkeit beweinten, hielten die Rumänen an der religiösen Organisation fest, die er ihnen gegeben hatte und sogar eine literarische Bewegung entwickelte sich in seinem Schatten. In der Walachei und Moldau hatte die abenteuerlustige Tätigkeit des Bojarenrittertums einen grossen Eifer entfaltet, den die Katastrophe von Torda nicht einzudämmen vermochte.

Das rumänische Rittertum nach dem Tode Michaels des Tapfern

Die walachischen Bojaren, die mit dem erniedrigenden Frieden, den man, durch Tribut und Geschenke, von den Türken erkauft hatte, zufrieden waren, beeilten sich Radu, den Sohn Mihneas des Renegaten und prunkliebenden Schüler der venezianischen Schule, den geschickten Diplomaten und grossen Günstling der Pforte, die in ihm ihr treuestes Werkzeug hatte, anzuerkennen. Andere indessen zogen Simeon Movilă vor, der auch von den Tataren unterstützt wurde. Dieser Moldauer, der den Krieg liebte, aber keinen Sieg zu erringen vermochte, konnte mitten aus der Ungeordnetheit des Lagerlebens Diplome herausgeben, in denen das Altslawische der Gebildeten vermieden — wie es auch unter Michael selbst manchmal geschah — und anstatt dessen der ganz neue rumänische diploma-

tische Stil eingeführt wurde. Die meisten jedoch bekannten sich, trotz des Verbrechens, das in seinem Namen begangen wurde, zum Kaiser, nicht nur weil sie von ihm das Ideal christlicher Freiheit erhofften, sondern auch Gelegenheit zu Heldentaten, deren glänzende Reihe Michael durch seine Tapferkeit eröffnet hatte. Die furchtsame Vorsicht des Herrn verfluchend, den ihnen die Türken auferlegen wollten, an die Radu auch durch seine muselmanischen Brüder und Schwestern gebunden war, sammelten sie sich unter den ewig entfalteten Fahnen des Radu Şerban, eines der Getreuen des ermordeten Woiwoden. Mit ihrer Hilfe — die Buzeşti hatten eine Zeitlang die Führung der Bewegung inne — griff Radu, anerkannt vom Prager Hof und unterstützt von den italienischen, deutschen und wallonischen Truppen des Basta, die Ungläubigen an, wie einst Dan II., Ţepeş und der „Tapfere", der eben zugrunde gegangen war, sie an der Donau und in ihrem Nest, der Dobrudscha, angegriffen hatten. Er bereitete dem Khan der Tataren, der die Sache Simeons unterstützte, am Teleajen bei Văleni-de-Munte eine schwere Niederlage. Dann wandte er sich nach Siebenbürgen, stürzte den improvisierten ungarischen Thron des greisen Szeklerheerführers Moses, der sich im Jahre 1603 gegen die Kaiserlichen erhoben hatte; 1611, nach einer kurzen ungarischen Okkupation der überraschten Walachei, schlug dann Radu in einer zweiten Schlacht bei Kronstadt, die ebenso ruhmreich war wie die erste und würdig neben die schönsten Siege Michaels gestellt zu werden, einen neuen Fürsten des magyarischen Aufruhrs in die Flucht, der die Veteranen Bastas verjagt hatte, diesen Gabriel Báthory, der inmitten der Türken des Banates in einem Kostüm der barbarischen Legende,

mit Adlerflügeln an seinem Helm, erschienen war. Nachdem er nicht genügend Unterstützung fand, um seinen Sieg weiter auszunützen, fand er in Wien, wohin er geflohen war, ein trauriges Ende. Der Kaiser liess ihn in Einsamkeit und Elend zugrunde gehen, um ihm dann, wie zum Hohn, ein ehrenvolles Begräbnis in der Kathedrale des Heiligen Stefan zu bewilligen.

Seine Leute blieben ohne Führer zurück, diese kampflustigen Helden wie der Schatzmeister Pană, der sich auf Moses gestürzt hatte und ihn mit einer Kugel durchbohrte, wie Stroe Buzescu, der im Kampf gegen die verhassten Heiden mehrere Male verwundet wurde, der 1602 den gegebenen Befehl des italienischen Führers, die Schutzgräben nicht zu verlassen, gebrochen hatte, um sich auf einen Verwandten des tatarischen „Kaisers“ zu werfen und ihn zu schlagen, wobei er selbst aber eine Wunde empfing, an der er sterben sollte; seine Frau liess auf den Rand der Marmorplatte, die die Überreste des Helden bedeckt, folgende Worte setzen, die eine ganze Epoche charakterisieren: „und der Wunsch dieser Hunde von Tataren wurde nicht erfüllt“ (şi nu s'a împlinit voia câinilor de Tatari).

Wie einst die beiden Brüder Goleşti, so wurden jetzt diese walachischen Krieger auf Befehl Radu Mihneas, eines Sklaven des Willens seiner Herren, gegen die rebellische Moldau geschickt. Dort fanden sie dieselbe unüberwindliche Gier nach Gefahren, die, weil sie sich nicht gegen einen fremden Gegner richten konnte, sich mit toller Kräfteverschwendung in den traurigen Vorkommnissen des Bürgerkrieges austobte. Von dieser Seite wurden auch Frauen in diese ritterliche Tragödie verwickelt: Elisabeth, die Gattin Jeremias', Marga-

rethe, die Gattin Simeons; Frauen, die nach ihrem Belieben ihre Gatten und Kinder in ihrer verbrecherischen Rivalität bestärkten. Constantin, der älteste Sohn der ersteren, verjagte seinen Vetter, den jungen Michael, den Gatten der Tochter des Walachen Radu Şerban, der neben seiner Frau sterben sollte; sein Körper wurde neben dem Schädel Michaels, der das Genie einer Rasse enthalten hatte, gebettet. Er wurde später selbst ein Bundesgenosse Radus, den er während seines Rückzuges 1610 empfing; aber, nachdem die Ungläubigen auch ihn verjagt hatten, kehrte er mit polnischen Truppen unter den Fahnen seiner Schwäger wieder zurück, schliesslich wurde er von einem Tataren ergriffen und ertränkte sich im Dnjestr. Seine Mutter wusste lange nichts von seinem Schicksal. Als es ihr bekannt wurde, brachte sie ihre jüngeren Söhne auf den Thron: Alexander, der kaum ein Jüngling war, und Bogdan, ein reines Kind. Sie kämpfte an der Spitze der Armee, wurde besiegt, gefangen, entehrt und nach Konstantinopel geschleift, wo ein Aga sie zu seiner Frau machte. Sie beweinte vor den Bojaren laut ihre tiefe Demütigung, und noch heute kann man in dem von Jeremias erbauten schönen Kloster Suceviţa, wo dieser letztere auch begraben ist, ihren schönen rötlichen Zopf sehen, den sie als Opfergabe zurückliess an Stelle ihres armen profanierten Körpers, der in heidnischer Erde verwesen sollte.

Die Pforte bemühte sich diesen Sturm empörter Willensäusserungen, diese Gier nach Eroberung und Ruhm, nach Wunden und Leiden bis zum Tode zu beruhigen, indem sie als Fürsten alberne authentische Fürstenabkömmlinge schickte, die eine orientalische Erziehung in Gefängnissen und Orten der Verbannung

versauern liess, frühere Fürsten: Radu Mihnea selbst, trotz seines Ansehens, und Alexander, den Sohn eines anderen Renegaten, des Moldauers Elias Rareş, dann den Sohn des Radu, einen anderen Alexander, den Sohn dieses Alexander Elias und schliesslich einen anderen Radu. Ein Sohn Simeons, Gabriel, erschien auf dem Thron der Walachei, beeilte sich aber nach Siebenbürgen zu flüchten, wo er eine katholische Frau heiratete; sein Bruder Peter wurde der grosse Metropolit von Kiew, der den orientalischen Ritus in Polen rettete und die moderne Kultur des russischen Volkes schuf. Ein früherer Soldat aus den Kriegen Heinrichs IV. gegen Spanien, Stefan, ein Sohn jenes Tomşa, der nach dem Tode des „Despoten" den Thron bestiegen hatte, liess die Köpfe der Bojaren unter den Hieben seines Zigeunerscharfrichters fallen, der beim Anblick seiner zukünftigen Opfer angesichts des ganzen Rates auszurufen pflegte: „Herr, die Widder sind fett geworden". Aber die Rasse der Ritter ging deshalb nicht zugrunde, was klar in Erscheinung trat, als der Adel Olteniens den walachischen Thron des Sohnes Stefan Tomşas, Leos, eines echten Griechen, der mit der Levantinerin Viktoria verheiratet war, stürzte.

Ein alter Soldat war der Führer der Bojaren, der Jungen und Alten, die dem Glaubensbekenntnis Michaels treu geblieben waren, das lautete: Ruhm durch Abenteuer unter den christlichen Fahnen gegen die Bedrückung der Ungläubigen. Der Aga Matthäus von Brâncoveni, der Erbe der Herren von Craiova, war übrigens einer von Michaels alten Soldaten und verwendete später serbische Söldner, die „Seimens", die durch ihre Herkunft, ihre Organisation und ihren Geist an den auf dem Schafott durch die Magyaren gebrannten

Baba-Novac und an seine Leute, die treuen Bundesgenossen des Eroberers von Siebenbürgen, erinnerten. Nachdem er trotz der Gegenwart eines Abgesandten des Sultans die moldauischen Truppen des jungen Radu, den man ihm entgegengestellt hatte, besiegt, erschien er, gestützt auf die Hilfe eines muselmanischen Ritters aus dem Kaukasus, Abasas, des Paschas der Donau, in Konstantinopel, umgeben von einer Abordnung aller Klassen der walachischen Bevölkerung, die ihn als ihren Herrn forderte, und bald konnte er seinen triumphierenden Einzug in Bukarest halten, inmitten der rasenden Begeisterung der Menge, die sich darnach sehnte, wieder einen Fürsten ihres Blutes und einen Krieger zu haben.

Die Epoche, in der man in Siebenbürgen, wo nach der Niederlage und der Ermordung Gabriel Báthorys, der zielbewusste Absolutismus Gabriel Bethlens und Georg Rákóczy I. die politische Lage der Provinz zum Vorteil der magyarischen Rasse gefestigt hatte, mit Schwertstreichen auftreten konnte, war vorüber. Zu der Zeit, wo die Abasas, wenn es sich um die Ernennung eines walachischen Fürsten handelte, im Kapitel eine Stimme hatten, gab es für den Abenteurergeist der Bojaren nicht einmal mehr eine offene Türe zur türkischen Donau. Matthäus und die adligen Gutsbesitzer, die seinen Thron umgaben, fanden ihr Betätigungsfeld nur in den Kämpfen mit der Moldau, die ewig Einfälle unternahm und immer geschlagen wurde.

Trotz des Anscheines einer chronologisch übereinstimmenden Regierung in den beiden Ländern, trotz der Ähnlichkeit in der Art wie Matthäus den Sohn Alexander Elias' vertrieb und wie der Moldauer Lupu, der balkanischen Ursprungs war, den Vater selbst verjagte,

um bald darauf den Titel Basilius, Fürst der Moldau zu führen, trotz des Ansehens, in dem zur Zeit die beiden rumänischen Throne standen, und trotz des Reichtums, dessen sich die Untertanen beider Fürsten erfreuten, war ein tiefgehender Unterschied zwischen den beiden. Matthäus war ein ritterlicher Fürst für die begeisterten Anhänger des Lehnswesens, Basilius, erzogen in der Schule des hochfahrenden Absolutismus Radu Mihneas, verpflanzte nur die Ideen und Gewohnheiten von Byzanz nach Jassy; sein Ehrgeiz, genährt auch durch siebenbürgische und polnische Projekte, träumte davon, sein „Erbe“ wiederzugewinnen, entweder indem er die Griechen aufwiegelte, oder gestützt auf die venezianische Flotte an der Spitze eines Kreuzzugsheeres. Nachdem er sich nach keiner anderen Seite wenden konnte, liess der Mann, den seine Glaubensgenossen in Konstantinopel als Kaiser behandelten, das benachbarte Fürstentum durch die Türken seinem Sohn Johann, seinem Bruder Gabriel und sich selbst zusprechen, und fiel zweimal dort ein, aber er wurde sowohl bei Nenişori als auch bei Finta geschlagen.

Dieser Kampf bei Finta (1654), einem Orte, der auf dem Weg nach Târgovişte lag, ist charakteristisch für die tiefgehenden Unterschiede, die zwischen der Welt, die sich in Matthäus verkörperte und der durch Basilius vertretenen, bestanden. Der letztere hatte unter seinem Befehl ausser Bojaren, die bereit waren ihren Herrn zu verlassen — wie z. B. der Logofet Georg Ştefan, der ihn bald stürzen sollte —, tausende von Bauern, die das Kriegführen verlernt hatten und gut ausgebildete Banden von Kosaken, die bewandert waren in allen Schwierigkeiten des Gewerbes; er verfügte über eine gute Artillerie. Was den Walachen anbelangt, so be-

kam dieser nicht einmal eine ausgiebige Unterstützung von seiten seines siebenbürgischen Freundes, des zweiten Georg Rákóczy, der ihm später helfen sollte, sich von diesem unbequemen Nachbarn zu befreien. Seine Infanterie balkanischer Söldner, die „Seimens" sollten in wenigen Monaten die Mitglieder des Rates töten und ihren alten Fürsten, dem sie auch den Zutritt in seine eigene Hauptstadt verboten, verunglimpfen. Diese Tausende kampflustiger Bojaren erwiesen sich indessen als unwiderstehlich, als sich ihre Reiterei zugleich mit einem schrecklichen Sturm, den die Wut ihres Angriffes entfesselt zu haben schien, auf den Feind warf. Der greise Woiwode wurde am Knie verwundet und starb daran, aber die Armee seines Nebenbuhlers war vollständig besiegt.

Der Mann, der diese militärischen Unruhen hervorgerufen hatte, um die Nachfolge des Neffen seines Fürsten zu verhindern, trat im April 1654 das Erbe des Matthäus an. Constantin, der natürliche Sohn Radu Şerbans, musste gegen diese selben „Seimens" kämpfen, deren Begierde er gereizt und so die Anarchie hervorgerufen hatte, und die Ungarn Siebenbürgens eilten gerne herbei, um die einzige militärische Kraft des walachischen Fürstentums zu brechen (1655). Der Führer der Rebellen, Hrizea, der sich zum Fürsten ausrufen liess, kämpfte indessen wie ein Held. Der siegreiche Woiwode, der sein Geschick an das seines siebenbürgischen Beschützers, der sich die Feindschaft der Türken zugezogen, geknüpft hatte, verlor bald darauf den so heiss begehrten Thron; aber er fand sich mit diesem Verlust nicht ab; mit Heiducken und Kosaken fiel er in seine eigene Walachei ein, dann in die Moldau, von wo er den jungen, mutwilligen Fürsten Stefan, den

Sohn Basilius', verjagte. Er starb in der Verbannung und musste seinen Platz in Bukarest einem Sohne des Radu Mihnea überlassen, einem neuen Mihnea, der seinem Vater keineswegs ähnlich war. Er beanspruchte den Besitz von Fogarasch und nahm den byzantinischen Adler in sein Wappen, auch versuchte er der Kirche in Konstantinopel, deren wahrer Herr während seiner ganzen Regierungszeit Basilius Lupu gewesen war, Vorschriften zu machen; er liess seine Bojaren niedermachen, nahm den Namen Michaels des Tapfern an und lieferte den Türken bei Călugăreni eine unglückliche Schlacht an dem Ort, wo sein Vorgänger seinen glänzenden Sieg errungen hatte. Auch er starb in einem Zufluchtsort, im Lande des vom Sultan verfolgten Rákóczy. Man findet die Überlieferungen des abenteuerlustigen Rittertums noch in den revolutionären Bewegungen gegen die neuen griechischen Führer, die die Pforte geschickt hatte, in dem Treiben Gregor Ghicas, Rumäne durch seine Mutter (sein Vater war albanischen Ursprungs), der mit den Kaiserlichen während eines türkischen Feldzuges unterhandelte und, nachdem er seine Stellung verloren hatte, als frommer Katholik die italienischen Städte bis zu Unserer Frau von Loretto durchzog, und sogar in jenem Şerban Cantacuzino, dem Sohn des Postelnic Constantin, einem Auswanderer aus Konstantinopel, und der Helene, der Erbin Radu Şerbans, der nach dem türkischen Misserfolg in Wien (1683) mit dem Kaiser in Verbindung trat und mehr als einmal zeigte, dass er auf Grund seines kaiserlichen Blutes das Erbe von Byzanz, das durch einen neuen Kreuzzug Eugens von Savoyen befreit worden war, anstrebte.

Entwicklung der rumänischen Literatur im 17. Jahrhundert

Während dieser vielen Kämpfe, die das Glück und den Ruhm der grossen Familien ausmachten, aber viel dazu beitrugen, das Los der Bauern, die Leibeigene nach westlichen Mustern geworden waren, zu verschlechtern, zeigt die Kunst, die die erste Form war, in der sich die Originalität der rumänischen Seele offenbarte, keine wesentlichen Fortschritte. Nach seinem Regierungsantritt hatte Jeremias Movilă, der Gründer von Sucevița, wo er später an der Seite seines Bruders Simeon ruhen sollte, weder die Muße noch die Mittel zum Andenken an seine Regierung eine Kirche zu erbauen. Wir haben die Gründungen des Metropoliten Anastasius Crimca und Stefan Tomșas II. in Dragomirna und Solca schon erwähnt und ebenso die des Miron Barnowski und des Basilius Lupu, die indessen keine wesentlichen Neuerungen aufweisen. Aber die Metallarbeiten und die Kunst des Webens erhielten sich, die ersteren sichtlich von der italienischen Strömung beeinflusst, die man sogar in den Malereien von Sucevița erkennt.

Dagegen entsteht in dieser Epoche eine reiche Literatur.

Sie war nicht die der Bojarenritter. Die Heldentaten der früheren Fürsten wurden im 15. Jahrhundert von Rapsoden besungen, die in Nachahmung derjenigen Serbiens die grossen zeremoniellen Mahlzeiten, kirchlichen Feste oder Siegesfeiern mit ihren historischen Gesängen begleiteten, während das Volk selbst nur Tanzmusik und die melancholischen Weisen der „doina“ kannte. Nach und nach absorbierte die grosse Gestalt Stefans alle übrigen. Wenn auch hie und da eine Bal-

lade eines Helden aus dem Kreis Michaels des Tapfern Erwähnung tut, wie z. B. Radu Calomfirescus, so geben diese Volksgesänge doch kein Bild von der Persönlichkeit des Fürsten und seiner hauptsächlichsten kriegerischen Mitarbeiter. Über die Buzeştis, die ersten unter den Rittern der Epoche, gibt es nur eine kurze rumänische Chronik, die sich darauf beschränkt, unter Hinzufügung weniger anerkennender Worte, Tatsachen zu berichten. Der Fürst selbst beauftragte einen Bojaren alter Art, den Logofet Theodosius, einen offiziellen Bericht in altslawischer Sprache zu schreiben, der uns in der lateinischen Version eines Reisenden, des Schlesiers Walter, der zufällig in das Fürstentum gekommen war, erhalten geblieben ist.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatte es in der Walachei nur lakonische Bemerkungen gegeben, die am Rande der Verzeichnisse der fürstlichen Gründer und Beschützer verzeichnet waren und die man in den Kirchen während der Liturgie verlas. Um eine poetische Legende zu finden, die die grossen Taten des erfolgreichen Nachahmers Alexanders des Grossen beschreibt, muss man auf das im vulgären Griechisch geschriebene Gedicht zurückgehen, das von einem fremden Offizier Michaels, dem Vestier Stavrinos, in Bistritz in Siebenbürgen während seiner Gefangenschaft „unter den Strahlen der Sterne“ verfasst wurde; um ein poetisches Werk in klassischer Form zu finden, muss man sich an die Nachahmung italienischer Vorbilder halten, die der Kreter Georg Palamedes dem Hof des russischen Fürsten von Ostrog lieferte, der selbst am Kreuzzug interessiert war. Später nahm sich ein Mönch aus dem Epirus, Matthäus, der den Titel Bischof von Myrrhä trug, in Kleinasien die Mühe, nachdem er zum Vorsteher des Begräbnis-

platzes von Dealu ernannt worden war, die Erzählung Stavrinos, der trotz allem von den Gefühlen eines Soldaten beseelt war, in faden Versen fortzusetzen.

In der Moldau verherrlichten ungebildete Sänger die Siege des grossen Stefan, während dieser selbst sich in christlicher Demut jede offizielle Verherrlichung seines militärischen und politischen Werkes versagte. Der Fürst, der etwa vierzig steinerne Kirchen erbaute, veranlasste die Mönche nicht Biographien zu verfassen, wie wir sie in der serbischen Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts finden; man begnügte sich damit, an den Mauern der neuen Gründung Putna, die spärlichen altslawischen Aufzeichnungen des Klosters von Bistriţa, die uns über Alexander den Guten und seine ersten Nachfolger direkte Auskunft geben, fortzusetzen. So gross die Bemühungen und das Ansehen der Moldau auch waren, so gab es dort doch keine Arbeit, die sich vergleichen liesse mit den schon erwähnten Lehren, die Neagoe für seinen Sohn hinterlassen hatte. Aber Peter Rareş hatte ebenso wie dieser letztere eine serbische Prinzessin zur Gemahlin, die an historische und fromme Lektüre gewöhnt war, jene Helene, die die Memoiren ihres Mannes für den Sultan Soliman verfasste. Die altslawischen Annalen wurden also fortgesetzt; daneben findet man indessen ein in pomphaftem Stil geschriebenes Werk, eine Nachahmung der berühmten Chronik des Manasses mit Verwendung der altslawischen Version: die Biographie des Rareş von dem Bischof von Roman, Makarius, die auch noch eine zweite über Alexander Lăpuşneanu, aus der Feder des Mönches Euthymius, des zukünftigen Bischofs von Siebenbürgen, zur Folge hatte. Nach dem Tode dieses frommen Fürsten, der das Mönchsgewand trug, bevor er seine

blinden Augen schloss, gab es nur noch Kompilationen und spärliche Bemerkungen über zeitgenössische Ereignisse, die wir den letzten Vertretern der altslawischen Gelehrtenschule verdanken: einem Esaias, Bischof von Rădăuţi, und Azarius, dem Chronisten Peters des Lahmen. Die Kämpfe der Fürsten der Familie Movilă fanden ebensowenig einen Dichter oder Annalisten wie die Heldentaten der christlichen Krieger eines Aaron oder eines Stefan Răsvan, der Verbündeten Michaels des Tapferen. Gerade so wie in der Walachei die Überlieferung der Geschichtsschreiber erst unter Matthäus Basarab begann, erschien in der Moldau erst unter der Regierung des Basilius in rumänischer Sprache die Zusammenfassung des Bojaren Gregor Ureche, der den Inhalt der alten slawischen Annalen, mit kritischen Bemerkungen versehen, in die vulgäre Sprache übertrug. Etwas später wurde die grosse Chronik des Miron Costin verfasst, der auch die Vergangenheit der Rumänen polnisch besang.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts nahm die neue Literatur, die sich an das ganze Volk richtete, einen grossen Aufschwung. Wir haben schon früher, um die Entstehung des Abenteurergeistes unter den Bojaren zu erklären, die Berichte über die Heldentaten Alexanders des Grossen erwähnt, die Beschreibungen des Lebens der heiligen Soldatenmärtyrer, selbst die Wunder der Heiligen Paraskeve, die zweifellos vor dem Jahre 1600 entstanden sind. Bald begann das befruchtende Werk der unbekannten Übersetzer der Heiligen Schrift und selbst der apokryphen Bücher, die auf der Balkanhalbinsel stärker verbreitet waren (Reise der heiligen Jungfrau zur Hölle, Legende der heiligen Dumineca, die eine Personifizierung des Sonntags ist), der Arbeiten über

Volksmoral, die Byzanz der orientalischen Welt entlehnt hatte, und der Abhandlungen über Naturgeschichte für das Volk, wie z. B. der „Physiologus". Man wollte sogar historische Abhandlungen rumänisch haben und so musste man an die Übersetzung der „Chronographen" herangehen, deren Erzählungen mit der Erschaffung der Welt begannen und über die biblische Geschichte und die heidnischen Monarchien des Altertums bis zu den byzantinischen Kaisern und ihren slawischen Nachfolgern gelangten; in Oltenien wurde diese Aufgabe auf die ausdrückliche Ermahnung Theophils, des Bischofs von Râmnic, von dem Mönch Michael Moxalie erfüllt.

Unter Basilius Lupu gab es, dank der Arbeiten eines Würdenträgers zweiten Ranges, des Logofeten Eustratius, der in der Kenntnis des Altgriechischen sehr bewandert war, eine rumänische Übersetzung des Herodot. Der ehrgeizige Lupu, der seinen fürstlichen Namen Basilius von dem Kaiser, dem die orientalische Welt die Gesetzgebung der Basiliken verdankt, übernommen hatte, betraute diesen selben Eustratius und einen anderen Griechen, den gelehrten Geistlichen Meletius, den Syrigen, der in dieser Gegend Bischof geworden war, mit einer anderen Mission: die kaiserlichen Gesetze, die aber der Fürst, obgleich unbeugsamer Hüter der Gerechtigkeit, nicht mit aller Strenge in seinem Lande anzuwenden gedachte, ins Rumänische zu übersetzen. Sein Gesetzbuch wurde im Jahre 1646 in Jassy veröffentlicht und fast zur selben Zeit erschien dieser Text, dem Elemente hinzugefügt wurden, die anderen byzantinischen Quellen entnommen waren und mit denen zusammen er eine schwerfällige, fast unentwirrbare Kompilation bildete, auch in der Wala-

chei, in Govora, und zwar auf Veranlassung des Rivalenfürsten Matthäus (1652). Dieser letztere liess auch eine andere kleine Gesetzessammlung drucken, die altslawischen Originalen entnommen war und besonders die Kirchengesetze betraf, die kleine Pravila (1640). Gewisse Regeln des Gottesdienstes wurden auf Veranlassung der Führer der walachischen Kirche jener Epoche auch ins Rumänische übersetzt.

Die weltliche Literatur blieb nicht bei den Arbeiten des Moxalie und Eustratius stehen. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde eine kurze Übersicht über die ottomanische Geschichte verfasst, und der berühmte Abenteurer Georg Brankowitsch, der den Ehrgeiz hatte, mit Hilfe der Kaiserlichen von Wien oder jener von Moskau Despot von Serbien zu werden, als zweiter dieses Namens, dieser Bruder des siebenbürgischen Bischofs Sabbas, dieser Genosse und Freund der Fürsten und walachischen Adligen, der manchmal seinen Namen rumänisch zeichnete: Brâncoveanu, redigierte zwei kleine historische Schriften auf panslawistischer Grundlage: eine Chronik von Kiew, eigentlich eine Übersetzung der Arbeit eines Mönches der Petscherska, und ein eigenes Werk über die Vergangenheit der Serben. Man hat sogar eine rumänische Übersetzung des langen Berichtes gefunden, in dem der zukünftige Fürst von Siebenbürgen, Johann Kemény, die Geschichte des Feldzuges Georg Rákóczys II. in Polen und seine eigenen Erlebnisse aus der tatarischen Gefangenschaft erzählte.

Miron Costin beschränkte sich nach 1670 nicht darauf, bloss eine Chronik der Moldau zusammenzustellen, die sich an die Kompilation Ureches anlehnte; als Schriftsteller, der sich mit der ursprünglichen Geschichte des

Stammes beschäftigte, und als rumänischer Patriot fühlte er das Bedürfnis, den aussterbenden Geist seiner verarmten Landsleute, die durch die fremden Kriege auf moldauischem Gebiet stark mitgenommen waren, wieder zu beleben; er erzählte also in schöner, rührender Sprache die Geschichte der römischen Kolonisation in der Hoffnung, dass der Stolz auf diese Abstammung die Nachkommen der Krieger Trajans zu einem tätigen Leben anreizen würde, zu einem Leben, das von höheren Idealen erfüllt sein sollte als von Thronstreitigkeiten und Hilferufen an die verschiedenen christlichen Mächte. Walachische Zeitgenossen, der Logofet Stoica Ludescu, der getreue und bescheidene Diener der Cantacuzinen, der Hauptmann Constantin Filipescu, ein Verwandter und zugleich politischer Gegner dieser Familie, waren nicht fähig, etwas anderes zu schaffen, als mit knechtischer Gesinnung oder mit Hass geschriebene, dürftige Parteichroniken zu verfassen.

Diese geschichtlichen Werke und Chroniken genossen indessen nicht den Vorzug, gedruckt zu werden. Sie erbten sich unter den Mönchen, den Gebildeten und den Bojaren fort. Obwohl das Werk des Rumänen Peter Movilă in Kiew schon Früchte getragen hatte, auch schon für seine Landsleute, die sich Buchstaben aus Russland kommen liessen und in beiden Fürstentümern Druckereien gründeten, so veröffentlichte man doch erst viel später, gegen Ende des Jahrhunderts, ein gedrucktes Bändchen über die Heldentaten Alexanders. Die Buchdrucker, deren Werk nach 1590 wegen der politischen Unruhen unterbrochen werden musste, nahmen ihre Tätigkeit unter Basilius und Matthäus Basarab wieder auf, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch der Bischöfe, die, inmitten der Bauern geboren, das Be-

dürfnis hatten, den Dorfpfarrern und ihren Schäflein die Worte des Evangeliums und die Auslegung der Heiligen Schrift zu vermitteln.

Der moldauische Metropolit Barlaam, der aus einem Dorfe des Putnaer Distriktes stammte und Mönch im Kloster Secu, in der Nähe von Neamţ war, eröffnete die Reihe der Übersetzungen und Veröffentlichungen, die einen beträchtlichen Einfluss auf das geistige Leben des Volkes ausübten und für die Gebildeten die Grundlage zu einem einheitlichen rumänischen Stil bildeten. Seine Auslegung oder „Buch der Belehrung", in Jassy 1643 veröffentlicht, verbreitete sich über alle rumänischen Provinzen; die Bauern Siebenbürgens ziehen sie auch heute noch jeder anderen Predigt vor. Walachische Prälaten, wie z. B. der Metropolit Stefan, folgten seinen Spuren. Bald setzte als Folge der Bemühungen der Führer der calvinischen Verwaltung unter den beiden Rákóczys in Siebenbürgen eine ähnliche Bewegung ein, um die Treue der Rumänen gegen ihren alten Ritus und gegen die „Ketzerei" des griechischen Gesetzes zu erschüttern. Im Jahre 1651 gab die fürstliche Druckerei ein Psalmbuch heraus, das hauptsächlich für die Schulen bestimmt war, und einen Katechismus, auf den Barlaam, nach Rücksprache mit seinem walachischen Kollegen, in einer orthodoxen Streitschrift antworten zu müssen glaubte. Ein „Neues Testament", nach dem Original übersetzt (1643), zeichnet sich durch die Reinheit der Sprache aus, die, wie der Herausgeber, der Metropolit Stefan Simeon, erklärte, in allen Provinzen der Nation die gleiche sein müsste.

Dositheus, der Bischof von Roman und spätere Metropolit der Moldau, entfaltete eine Tätigkeit, die das Gepräge einer starken Persönlichkeit trug. Ein sehr in-

telligenter Prälat, konnte er als Abkömmling einer galizischen Kaufmannsfamilie ausser altslawisch auch lateinisch und griechisch; sein Geist beschäftigte sich nicht ausschliesslich mit Fragen der Theologie, sondern auch mit historischen Problemen und er war der erste, der zeitgenössische Dokumente zur Zeugenschaft heranzog; er veröffentlichte nicht in Jassy selbst, sondern im westlichen Russland in Uniew ausser einer grossen Anzahl religiöser Übersetzungen in Prosa, das erste rumänische poetische Werk, das die Walze einer Druckerei passierte, sein in Versen abgefasstes Psalmbuch (1673). Wenn er auch durch ähnliche, in Polen erschienene Übersetzungen beeinflusst war, so schrieb er doch den echten Stil des Volksliedes. Sein Werk steht bedeutend höher nicht nur als die Hymnen der Calviner des Banates, die in den öffentlichen Schulen jenseits der Berge gesungen wurden, sondern auch als die ersten Versuche gelehrter Poesie in der Art der lateinischen Widmungen, wie sie Miron Costin in seiner Chronik und andere Herausgeber religiöser Bücher versuchten, die in vierzeiligen Strophen Huldigungen für ihre Fürsten verfassten.

Dositheus gab den ersten Anstoss das Rumänische in die Liturgie selbst und in den Gottesdienst einzuführen, der bis dahin ausschliesslich in altslawischer Sprache abgehalten wurde. Seine liturgische Veröffentlichung, die 1679 in Jassy erschien, wurde selbstverständständlich nicht überall gleich gut aufgenommen, in offiziellen Kreisen stiess sie sogar auf starken Widerstand, aber sie entfachte wenigstens eine Bewegung, diese schöne, einfache Kirchenliteratur, die alle anderen Mittel geistiger Kultur ersetzte, dem Volke näher zu bringen.

Diese literarische Tätigkeit auf religiösem Gebiet wurde 1688 würdig gekrönt durch die Bibel, deren Redigierung Şerban Cantacuzino einem Komitee, bestehend aus Bojaren und Prälaten, übertrug, das von allen früheren Übersetzungen einen kritischen Gebrauch machte. Eine derselben, eine ganz neue Übersetzung des griechischen Textes, war das Werk eines Schülers der altslawischen Schule in den Drei Hierarchien von Jassy, des Bojaren Nikolaus Milescu. Dieser ungewöhnliche Mann ging, nachdem er auf Wunsch des französischen Gesandten in Stockholm, der sich für den Streit zwischen Jansenisten und Jesuiten interessierte, ein Werkchen lateinisch geschrieben hatte, nach Moskau, wo er der Ratgeber Peters des Grossen und der erste Kompilator wissenschaftlicher Arbeiten in Russland wurde, dessen religiöse Literatur durch den Moldauer Peter Movilă wieder erweckt worden war. Die „Bibel Şerbans" wurde über das ganze von Rumänen bewohnte Gebiet verbreitet und wurde für spätere Übersetzer und Kompilatoren das Vorbild der gepflegten Sprache.

Hofleben und kaiserliches Ansehen in den rumänischen Fürstentümern: das Zeitalter Constantin Brâncoveanus

Neben dieser religiösen und volkstümlichen Literatur, die die Quelle einer allgemeinen Erneuerungsbewegung werden sollte, neben dem letzten Aufflackern ritterlichen Geistes im politischen Leben der Moldauer und der Walachen, der sich bald nur noch in den jüngeren Bojaren, die fremden Fahnen folgten (in Polen, Russland, Schweden, wo Sandu Colţea einer der treuesten Offiziere Karls XII. war), offenbaren sollte, gab es auch noch einen anderen Faktor im nationalen Leben,

das sich in vollster Entwicklung befand: die absolute Autorität der Fürsten.

Seit Radu Mihnea und Basilius Lupu wurde sie durch zweifachen Einfluss unterstützt. Einmal durch den der Sultane von Konstantinopel, die diese Donaupotentaten, die immer häufiger aus der Hauptstadt des Landes kamen, durch den Glanz ihres Hofes, durch die Zahl der Würdenträger, Beamten und Diener und durch den Prunk der Zeremonien nachzuahmen suchten. Matthäus Basarab wurde mit Hilfe der Waffen der Bojaren eingesetzt; aber Basilius, der sich nach Konstantinopel geflüchtet hatte, um den Verfolgungen seines Herrn, des Moses Movilă, zu entgehen, begann seine Regierung im Schatten der ottomanischen Pforte. Georg Ştefan und Konstantin Basarab, die unmittelbaren Nachfolger dieser Rivalenfürsten, verdankten ihre Macht ausschliesslich dem Willen des Landes, und dasselbe war der Fall auch bei Stefan Petriceicu, der einer alten moldauischen Familie entstammte und nach dem Verzicht Elias Sturdzas von der Armee gewählt worden war; ebenso bei Brâncoveanu, dem Neffen Şerban Cantacuzinos, der sofort nach dem Tode seines Vorgängers von seinen Parteigängern ausgerufen wurde; und schliesslich auch bei dem jungen Demetrius Cantemir, dem zukünftigen berühmten Autor der „Geschichte des ottomanischen Reiches", der von den adligen Anhängern seiner Familie noch vor der Beerdigung seines alten Vaters, des Fürsten Konstantin, gewählt wurde. Aber alle anderen Woiwoden der beiden Länder, ein Enkel Elias Rareş', der nicht einmal die Sprache seiner Untertanen kannte, der Rumeliote Duca, der Sohn eines einfachen griechischen Bauern, der Albaner Ghica, selbst Rosetti, ein Levantiner, einer von denen, die als Schmarotzer der

türkischen Dekadenz lebten, und ebenso der Konstantinopler Demetrius Cantacuzino, der bis zu seinem Regierungsantritt in der ottomanischen Hauptstadt gewohnt hatte, waren frühere Schutzbefohlene der türkischen Würdenträger, die sie durch Geschenke zu gewinnen gewusst hatten. Ein polnischer, absolut ungebildeter Abenteureroffizier, Constantin Cantemir, verdankte den Thron ausschliesslich seinen Beziehungen zu dem Seraskier, dem türkischen Generalissimus. Er wurde 1685 im Felde bei Isaccea ausgerufen. Diese Fürsten ahmten nur das glänzende und leere Leben nach, das sie in den Strassen des kaiserlichen Stambul gesehen hatten.

Gleichzeitig machte sich auch ein westlicher, europäischer Einfluss geltend, der aus dem Frankreich Ludwig XIV. kam. Er erweckte in diesen Fürsten, die eine kurze Regierungszeit und ein so ungewisses Schicksal hatten, den Ehrgeiz nach einem imposanten Hof, der nicht nur alles vereinigen sollte, was es im Lande Wichtiges gab, sondern auch das Ansehen des ganzen Orients mit seinen Patriarchen, seinen Erzbischöfen, Predigern, Lehrern und Gebildeten heben sollte. Ein Jugendbildnis Demetrius Cantemirs aus der Zeit, wo er in Konstantinopel nicht nur mit den türkischen Würdenträgern und den Weisen des Orients verkehrte, sondern auch mit den Ministern der Christenheit, besonders mit dem Frankreichs, einem Fériol, einem Châteauneuf, zeigt in seinem Kostüm und seiner Kopfbedeckung die scheinbar wunderliche Mischung dieser beiden Einflüsse, die jedoch im wirklichen Leben so ineinanderflossen, dass sie eine vollkommene Einheit bildeten. Der Fürst trägt auf seiner französischen Perücke mit langen Locken einen Turban; ein kleiner

Schnurrbart mit aufgebogenen Enden schmückt seine Oberlippe; der Kragen aus abendländischen Spitzen, der kurze Rock, der Degen sind auch französisch, aber der Gürtel, aus einem kostbaren Schal, erinnert an jenes muselmanische Morgenland, von dem er sich 1711 so plötzlich trennte, als er, die kommende türkische Katastrophe ahnend, sich mit Zar Peter dem Grossen verbündete, um am Pruth sein Missgeschick zu teilen.

Der glänzendste Typus dieser neuen Gesellschaft, die friedlich und fügsam, von einer übertriebenen Vorsicht beherrscht war, wenn es sich darum handelte, eine Entscheidung zu treffen, die zweifelte, verhandelte, ihre Entscheidungen bis zum letzten Augenblick immer wieder änderte, und bereit war, sich zu beglückwünschen, wenn sie zögerte oder zu bereuen, wenn sie zu rasch vorging, und doch nach Einfluss, Ansehen und Herrschaft lechzte und träumte, wenn nicht von der byzantinischen Krone, die Basilius und Şerban bezaubert hatte, so doch von einer Aureole, die für alle Christen des Orients sichtbar sein sollte — war Konstantin Brâncoveanu, dessen ein Vierteljahrhundert dauernde Regierung alle prächtigen Seiten seiner Persönlichkeit zeigte und auch die verschiedenen Bestrebungen einer Gesellschaft, die sich in ihm wiedererkennen konnte. Als Sohn eines Vaters, der in einem Aufruhr getötet worden war, eines Grossvaters, der dasselbe tragische Schicksal erlitten hatte, bestimmt mit allen seinen Söhnen unter dem Beil des Henkers zu enden, hatte er einen heiteren Sinn und eine starke Willenskraft; mit freigebiger Hand verteilte er seine eigenen Mittel und die des Landes — die er nicht spart, als es sich darum handelt, die Forderungen der Türken zu befriedigen, wie in dem Augenblick, wo sie ihn fast als Gefangenen nach Adrianopel führten

— für Gründungen, die nach Anzahl und Schönheit genügt hätten, den Fürsten eines grösseren Landes, als sein kleiner walachischer Staat es war, berühmt zu machen. Er stellte die alten Klöster, die zu verfallen drohten, wieder her und erbaute neue, in denen die Bildhauerarbeit der Kapitäle, der Einrahmungen der Türen und Fenster, einen hohen Grad von Schönheit erreichen, dank auch der neuen Motive, die man der venezianischen Kunst entnommen hatte, während die innere Bemalung niemals reicher und sorgfältiger gewesen ist, wenn sie auch in bezug auf Zartheit und Originalität jener in den alten moldauischen Klöstern nachstand. In Hurezi, mitten in den Wäldern des Distriktes von Vâlcea, wo er seinen letzten Schlaf zu tun hoffte, liess er im Laufe mehrerer Jahre ein Kloster bauen, dessen Gründer auch seine Söhne und seine Frau Maria waren, ein Kloster, das keinem anderen in der Feinheit der Ausführung nachsteht. Sein griechischer Nachfolger Nikolaus Maurocordato konnte ihn in seiner Gründung von Văcăreşti, dem letzten grossen Monument walachischer Architektur, wohl nachahmen, aber nicht übertreffen.

Er war umgeben von einer glänzenden Gesellschaft von Bojaren aus alter Familie, die ihn so völlig als ihren besten Vertreter anerkannten, dass es fast keine Intriguen gegen seinen Thron gab, und von Sekretären aus dem Westen, wie es der Florentiner Del Chiaro war, der uns in seinen „Rivoluzioni della Valachia“ die beste Beschreibung des Fürstentums, die jemals aus der Feder eines Fremden hervorgegangen ist, hinterlassen hat; er wurde oft bei grandiosen religiösen Zeremonien von den Prälaten des Orients gesegnet, an deren Spitze Dositheus, der Patriarch von Jerusalem,

stand, dann von seinem gelehrten Neffen Chrysanthos Notaras; er veranstaltete Galafestlichkeiten in seinen Palästen von Potlogi und Mogoşoaia, deren mit schönen Fenstern geschmückte Fassaden einen Zug besonderer Eleganz durch die mit verzierten Säulen geschmückten Loggias tragen, die so oft das schöne Gesicht des Fürsten mit den grossen, hellen Augen und dem runden Bart sahen, wenn er die Schönheiten dieser walachischen Natur betrachtete, mit der seine Seele so eng verknüpft war.

Unterstützt von einem Mönch aus dem Kaukasus, Anthimus dem Iberier, der erst Bischof werden sollte, dann Metropolit und schliesslich als „Verräter", von den Türken in einem balkanischen Fluss ertränkt, endigen sollte, liess er seine Pressen in Snagov und Bukarest und in den bischöflichen Residenzen von Râmnic und Buzău unermüdlich arbeiten. Durch seine Freigebigkeit wurde das rumänische Volk mit schönen religiösen Büchern versehen, die den Vergleich mit den venezianischen aushalten konnten; obwohl er den Bojaren Radu Greceanu an der Geschichte seiner Regierung arbeiten liess, bildete die vulgäre Sprache nicht eine seiner Hauptsorgen. Seit der Zeit Basilius' und Matthäus' hatten die slawischen Professoren der Schule in den Drei Hierarchen, die von Peter Movilă und dem Bruder der walachischen Prinzessin, Orest Năsturel, geschickt worden waren, die Kenntnis des Altslawischen wieder verbreitet, das seine Rechte in den Veröffentlichungen und in allen Dokumenten von Wichtigkeit, besonders in der Moldau, wieder einnahm. Während der Epoche Brâncoveanus begannen jedoch die letzten Jünger dieser alten Meister zu verschwinden und das Griechische, das hauptsächlichste Mittel des Einflusses im Orient, er-

setzte das Altslawische in dem Augenblick, wo das griechische Gymnasium, d. h. die Universität, von Şerban, unter dem Einfluss seines in Padua erzogenen Bruders Konstantin,[1]) gegründet, unter der Leitung des Sebastos von Trapezunt und seiner Mitarbeiter aufblühte, unter denen der Metropolit von Silistrien, Johann Komnenos, besonders hervorragend war. Ausser den griechischen Veröffentlichungen, die den Namen des reichen Woiwoden volkstümlich machten, liess er in seinem eigenen Lande und sogar im Kaukasus Kirchenbücher in arabischer und in georgischer Sprache herausgeben. Das Rumänische blieb die Sprache des Gottesdienstes.

Während die Moldau, seit 1683 Schauplatz der Kriege zwischen Türken und Polen, die erst sechzehn Jahre später im Frieden von Karlowitz ihren Abschluss fanden, vollständig verwüstet war, während die neu importierte griechische Aristokratie: die Cantacuzenen, die Rosettis auf vielen Gütern die alten Familien ersetzte, während die armen Woiwoden nur vorübergehend den jeden Ansehens beraubten Thron innehatten, während Miron Costin und sein Bruder eine Autonomie unter polnischer Oberherrschaft ersehnten, war Brâncoveanu oft der eigentliche Herr beider Fürstentümer. Sein Einfluss erstreckte sich auch auf Siebenbürgen, wo er beinahe Fürst geworden wäre. 1691 durcheilte er es als Sieger und setzte zusammen mit den Türken und Tataren die ephemere Regierung Emerich Tökölys, eines Schützlings des Sultans, ein. In gewissem

[1]) S. meine Commémoration de deux cent cinquante ans de la fondation d'une Faculté des lettres à Bucarest, Bukarest 1928.

Sinne, jedoch in anderer Art, erinnert er an Michael den Tapferen und Stefan den Grossen.

Der literarische Niederschlag dieser glänzenden Regierung findet sich in einem Werk, von dem leider nur Fragmente erhalten geblieben sind; wir verdanken sie dem Onkel des Fürsten selbst, dem grossen Stolnic Constantin Cantacuzino, dessen Schwester die Mutter Brâncoveanus gewesen ist. Dieser andere Enkel Radu Şerbans und Abkömmling der byzantinischen Kaiser, der seine ruhmvolle Abstammung nicht vergass, hatte in Konstantinopel und dann, was sehr selten war, in Venedig und Padua studiert, wo er die lateinische Kultur der Renaissance kennen lernte. Er war in alle Angelegenheiten des Fürstentums verwickelt, der geachtete Ratgeber eines Neffen, den zu stürzen ihm später gelang, und fand wenig Muße, seine kühnen und stolzen Gedanken in literarischer Form auszudrücken. In seiner Geschichte der Rumänen, deren Konzeption umfassender ist als die Arbeit Miron Costins, denn sie behandelte auch die verwandten Völker des Balkans und stellte sich die Aufgabe, die Vergangenheit der ganzen Rasse in breiterer Weise darzustellen, legte Cantacuzino Zeugnis einer kritischen Gelehrsamkeit ab, die der moldauische Grosslogofet niemals besessen hatte; er wusste die Zeugenschaft einheimischer und auswärtiger Quellen, der Schenkungsurkunden und Volksgesänge, deren Wichtigkeit er erkannte, mit Scharfsinn abzuschätzen und zu untersuchen. Mehr als einmal erhob er seine beredte Stimme zum Protest gegen die Fremden, die sich beeilten, ohne die Vergangenheit einer Nation zu kennen, ihren gegenwärtigen Zustand mit ebensoviel Strenge als Ungerechtigkeit zu verdammen.

Nachdem Brâncoveanu seine Tage in so tragischer Weise beendet hatte, wurde der Sohn dieses Historikers, Stefan, von der siegreichen Partei gewählt und von den Türken bestätigt. Zwei Jahre später fiel indessen der neue Fürst einem Urteil zum Opfer, das der grausame Grosswesir Dschin-Ali, ein erklärter Feind der Christen, gegen diesen anderen Freund der deutschen Imperialisten und „Verräter“ der ottomanischen Interessen gefällt hatte, und der Verfasser der „Geschichte der Rumänen“ teilte sein Los. Es war, als wollte das Schicksal mit einem blutigen Strich markieren, dass das Ende des königlichen Absolutismus der eingeborenen Fürsten auch das Ende dieser rumänischen Kultur sein müsse, die sich, sicher in ihrer Einheit, stolz auf ihren Ursprung, in der gedeihlichen Ruhe einer langen Regierung entwickelt hatte.

ZEHNTES KAPITEL

Phanariotischer Verfall an der Donau
Entwicklung der rumänischen Kultur in Siebenbürgen

Niedergang der Fürstentümer unter dem Regime fremder Besatzung

Dieses Karpathen-Donaugebiet, in dem sich die Entwicklung der Rasse vollzogen hatte, wurde zum Gegenstand der Begehrlichkeit für die benachbarten grossen christlichen Staaten, als die Aufhebung der Belagerung Wiens, die Reihe der Erfolge, die das militärische Genie Eugens von Savoyen davontrug, der Einfall in Siebenbürgen im Jahre 1699, der den Kaiserlichen den Besitz der Provinz eintrug, und schliesslich jener in das Banat (welches etwas später, 1718, annektiert wurde), bewiesen hatten, dass die türkische Offensivkraft endgültig gebrochen war.

Im Laufe der Kriege, die das ottomanische Reich mit Polen und Russland um den Besitz der Ukraine führte, wo im Jahre 1681 der moldauische Fürst Duca Hetman wurde, hatte das nördliche Fürstentum alle Leiden und alles Elend erlitten, das den Durchzug fremder Armeen zu begleiten pflegt. Der Sultan Mohammed IV. kam nach Jassy und verrichtete seine Gebete in der Kirche Stefans des Grossen; im Schlosse von Suceava, wo dieser letztere einst dem Könige Johann Albert getrotzt hatte, wurde von Johann Sobieski eine Garnison errichtet. Die Polen hatten 1683 wieder ihre Vorhut in die Moldau geschickt, wo sie an Stelle Ducas, der ein Bundesgenosse des Grosswesirs gewesen war, Stefan Petriceicu einsetzten, der, nachdem er seinen Lehnsherrn in der Schlacht von Hotin verraten, im Reiche des Königs Zuflucht gesucht hatte. Im südlichen Bessarabien gab es Kämpfe zwischen den Tataren

und den polnischen Kosaken, zu denen sich moldauische Ritter hinzugesellt hatten. Zweimal drang Johann III. selbst in das Land, das er gut kannte, ein, um den Versuch zu machen, es seiner Krone wieder einzuverleiben und so die Donau- und Karpathengrenze, die einen Teil des grossen Projektes Stefan Báthorys bildete, zu gewinnen. Er nahm die Stelle des alten Cantemir ein, an dessen Seite er unter polnischen Fahnen gekämpft hatte und rezitierte in dem bescheidenen Schloss der Woiwoden ironisch moldauische Volksgedichte, um den geflüchteten Fürsten zu verhöhnen (1686).

Nachdem er einen grossen Teil seiner Truppen in der Wüste des Budschak, wohin er seinen Feinden gefolgt war, verloren hatte, kehrte er erst 1691 wieder in die Moldau zurück, um sich der befestigten Klöster und der alten Festungen in den Gebirgsgegenden zu bemächtigen. Nach seinem Abzug gab es zehn Jahre lang neben der dem Sultan tributpflichtigen Moldau, die von den Türken und den tatarischen Horden gestützt wurde, deren Hand schwer auf den unglücklichen Einwohnern lastete, eine königliche Moldau in der Bukowina und den benachbarten Gebieten, wo polnische Offiziere das Kommando über die zum Teil rumänischen Soldaten hatten.

Die Walachei wurde zunächst wegen ihrer günstigen Lage, dann aber auch dank der grösseren politischen Klugheit Şerban Cantacuzinos verschont. Durch lange Verhandlungen gelang es diesem Fürsten, der den Ansprüchen Polens unter Sobieski und seinen Nachfolgern mit höflicher Ablehnung begegnet war und zugleich den Beistand der jungen Zaren von Moskau erbeten hatte, um die bessarabischen Tataren zu vertreiben, den Einzug der Soldaten des General Veterani zu ver-

hindern. Sie konnten jedoch nicht länger zurückgehalten werden, als der Besitz der walachischen Ebene für die Operationen der kaiserlichen Armeen, die Siebenbürgen besetzt hielten, unerlässlich wurde. Brâncoveanu, der dem Land jedes Abenteuer ersparen wollte, denn, wenn er den Deutschen auch Dienste erwies und damit die französischen Agenten in Konstantinopel ärgerte, so tat er dies, um sie von seinen Grenzen ferne zu halten, musste die Demütigung und die Schäden ertragen, die die Truppen des General Heissler verursachten, die während eines ganzen Winters dort stationiert waren. Er musste sich an seine nur wenig tauglichen Verbündeten, die Tataren, um Hilfe wenden, um sie zu ihrem ersten Rückzug zu veranlassen; anfangs schien es, als ob die Kaiserlichen auf den fürstlichen Thron von Bukarest ihren Schützling setzen wollten, einen Oberst aus den Reihen ihrer Armee, Constantin Bălăceanu, als Vasallen Leopolds I. Dieser Schwiegersohn Şerban Cantacuzinos wurde einige Monate später getötet, als, wie wir schon erwähnt haben, sein Nebenbuhler mit einer grossen turko-tatarischen Armee in Siebenbürgen eindrang und zum Sieg von Zârneşti bei Kronstadt beitrug, wobei Heissler selbst der Gefangene des Woiwoden wurde. Bis zum endgültigen Friedensschluss, der etwa zwanzig Jahre später erfolgte, und trotz der durch den Sohn der Frau des Tököly, Franz, den Erben der Rákóczys, — der im Einverständnis mit den Türken die Fahne der nationalen Unabhängigkeit entrollt hatte —, in Siebenbürgen hervorgerufenen Unruhen, hatte die Walachei nur unter den unaufhörlichen Forderungen der ottomanischen Herren zu leiden, die Vorräte, Vieh, Hilfstruppen und Geld verlangten. Brâncoveanu war immer zur Stelle, wenn es sich darum

handelte, dem Wesir, dem Khan der Tataren oder der kaiserlichen Person des Sultans selbst Ehrenbezeugungen zu erweisen.

Später hatte er einen grossen Teil der Lasten zu tragen, die den rumänischen Ländern in dem Augenblick zufielen, als Karl XII. nach seiner Niederlage bei Pultawa 1709 auf dem Gebiet der türkischen Festung Bender, in dem moldauischen Dorf Varniţa, Zuflucht suchte. Er war von einer ganzen, kleinen Armee umgeben, an deren Spitze die Offiziere und Würdenträger standen, die den König bei seinem grossen orientalischen Abenteuer begleitet hatten; die Polen, die seiner Sache treu geblieben waren, verlangten Quartiere in dem Fürstentum und der Herrscher, den der siegreiche Karl der Nation auferlegt hatte, Stanislaus Leszczynski, suchte seinen Beschützer in dem bescheidenen Wohnsitz seiner Verbannung auf. Die Kosaken des Hetman Mazeppa, der in der Moldau starb und in der Kirche des heiligen Georg in Galatz begraben wurde, schlugen ihre Zelte auf dieser bessarabischen Erde auf, Sendlinge aller Nationen, Abenteurer, Intriganten und Spione strömten nach Varniţa. Der fürstliche Staatsschatz und die unglücklichen Bauern der Moldau mussten für den Unterhalt dieser anspruchsvollen Welt sorge, deren Tapferkeit sie bewunderten, während sie unter der Last der Steuern und Requisitionen seufzten.

Infolge dieses Aufenthaltes des Königs von Schweden in der Moldau sollte bald, im Jahre 1711, ein Krieg zwischen Russen und Türken ausbrechen, in dem Brâncoveanu um so mehr wachsame Neutralität zu wahren trachtete, als der Zar Thomas Cantacuzino, der mit den Allüren eines Prätendenten die türkische Festung Brăila belagerte, ihm seine Gunst geschenkt hatte. Was den

jungen und unerfahrenen Demetrius Cantemir anbelangt, so nahm dieser in entschiedener Weise für die Christen Partei, ohne ihnen indessen die versprochenen Vorräte liefern zu können, da Trockenheit und Heuschrecken zweimal nacheinander die moldauischen Ernten vernichtet hatten. Peter der Grosse konnte die Donau erst erreichen, als der Grosswesir den Fluss bei Isaccea schon überschritten hatte; was jetzt in diesen Gebieten, die schon den Untergang der polnischen Armee Sobieskis gesehen hatten, folgte, war ein langer und unheilvoller Rückzug, vor und nach dem Friedensschluss beim Pruth, der die Reste der moskowitischen Armee rettete. Die Leiden des Zaren und seiner Soldaten waren beendet, als sie den befreundeten Boden Polens betraten, während sie für die Moldau erst begannen, als diese durch ein „fetwa“ oder religiöses Dekret des Mufti den Türken und Tataren mit der Erlaubnis ausgeliefert wurde, alles zu zerstören und niederzumachen. Noch etwa zehn Jahre nachher waren ganze Regionen vollständig verwüstet.

Der neue Krieg, der, nach dem Einfall der Türken in das venezianische Morea, zwischen dem deutschen Kaiser und den Ungläubigen ausbrach, brachte die Rückkehr der deutschen Truppen in die beiden Fürstentümer mit sich. Nach der Absetzung Stefan Cantacuzinos regierte in Bukarest ein Fremder, Nikolaus Maurokordato, ein Grieche, der darauf pochte, mütterlicherseits von Alexander dem Guten abzustammen. Die Bojaren, die ihn nicht wollten, wie ihn vordem die Moldauer, bei denen er zuerst als Fürst aufgetreten war, nicht gewollt hatten, waren geneigt, die christliche Herrschaft der Kaiserlichen als eine Erlösung zu betrachten; es bildete sich eine ganze Partei, die die

Soldaten Karls VI. herbeirief. Einige hundert Reiter genügten, um den von allen verlassenen Fürsten aus der Hauptstadt zu entfernen; aber, als man dasselbe Spiel in der Moldau wiederholen wollte, wo Michael Racoviţă herrschte, ein Rumäne, der, mit den Cantacuzenen verwandt, im Lande selbst verwurzelt war, wurden die Eindringlinge von den zur Hilfe herbeigerufenen Tataren geschlagen. Die Ruinen eines Monumentes bezeichnen noch heute den Ort auf der Höhe von Cetăţuia, oberhalb von Jassy, wo ihr Führer als „Häuptling der Bande“ enthauptet wurde. Die Deutschen hatten sich in den Besitz der in den Karpathen gelegenen Klöster gesetzt; einer Expedition, bestehend aus Moldauern und Tataren, gelang es, sie zu vertreiben; dieselbe drang auch nach Siebenbürgen ein, bis nach Bistritz, und zeigte sich grausam gegen Ungarn und Sachsen, aber auf ausdrücklichen Befehl des Woiwoden voll brüderlichen Mitleids für die Rumänen dieses Landes, dessen Herren einst Stefan der Grosse und Peter Rareş gewesen waren.

Das eroberte Oltenien war dem Sohn Şerbans, Georg Cantacuzino, anvertraut worden, der gehofft hatte, Fürst zu werden, jedoch nur ein einfacher Ban wurde; als der Friede von Passarowitz die kaiserliche Oberherrschaft über die fünf Distrikte anerkannte, wurde der Fürst der Walachei einfach ein Verwalter des zwischen dem Alt und Milcov sich ausbreitenden Gebietes. In der neuen „österreichischen Walachei“ entwickelte sich alsbald ein Regime, in dem sich Mangel an politischer Klugheit mit der schamlosesten Begierde paarte. Man rührte an alle Privilegien und Rechte: an die des Bischofs, dem man einen Vorgesetzten gab, den serbischen Bischof von Belgrad, und

einen katholischen Nebenbuhler, einen von den Franziskanern religiös erzogenen Bulgaren; an die der Klöster, deren Autonomie ebenso angegriffen wurde wie ihre traditionellen Beziehungen zu den heiligen Orten des Ostens; an die der Bojaren, die sich den leisesten Befehlen der deutschen Offiziere fügen mussten, die in Wirklichkeit im Namen des unfähigen Ban die Verwaltungsangelegenheiten in Craiova führten. Was das Volk anbelangte, so verwendete man es schonungslos zu allen öffentlichen Arbeiten, wie Strassen-, Brücken- und Kasernenbauten; und, während man zugleich diese Anforderungen an ihre Kräfte stellte, wurden durch das Verbot mit den Türken und selbst mit ihren Brüdern aus der „türkischen Walachei" Handel zu treiben, durch die Entwertung und das Verbot der türkischen Münze die Quellen ihrer Einkünfte zerstört. Als ein neuer Krieg, der für die Österreicher unglücklich endete, diesem Regime schamloser Erpressung und ungeschickter Einfälle ein Ende setzte, bedauerte niemand den Abzug dieser christlichen Herren, dieser „Befreier" und „Zivilisatoren", die keine anderen Spuren ihres Durchzuges hinterliessen, als Formen einer administrativen Organisation und eines Fiskalwesens im Stile des 18. Jahrhunderts, die sich die Fürsten der durch den Vertrag von Belgrad wieder zu einem Körper vereinigten Walachei anzunehmen beeilten.

Während dieser Feindseligkeiten, die drei Jahre dauerten, widerstand der walachische Adel nicht nur den Anerbietungen, Versprechungen und Drohungen der Österreicher, die nicht einmal mehr die Reste der alten Partei fanden, die ihrer Herrschaft günstig gesinnt waren, sondern er sammelte sich sogar unter den Fahnen

des jungen Constantin, des Sohnes Nikolaus Maurocordatos' dem es so gelang, eine kleine Armee zu bilden, die die siegreichen Anstrengungen der Türken unterstützte. Es gelang den Österreichern zwar, einige wichtige Punkte der Gebirgsregion zu besetzen, doch konnten sie ihre Heldentaten von ehedem nicht wiederholen.

In der Moldau erschienen wieder die Russen als Verbündete der Kaiserlichen des Westens. Ein Feldzug, der zur Unterwerfung der Tataren in der Krim unternommen wurde, missglückte. General Münnich versuchte das Verlorene durch die noch unangetasteten Reichtümer dieses Fürstentums wiederzugewinnen, das er bereit glaubte, das Abenteuer von 1711, das so schmerzliche Folgen gehabt hatte, zu wiederholen. Nach dem Sieg bei Stăuceni besetzte er Jassy, das die Russen mit Hilfe der Bojaren einige Monate hindurch verwalteten, indem sie den Bewohnern eine schwere Kontribution auferlegten und ihnen Bedingungen der Vereinigung mit dem Zarenreich versprachen, die jedoch hinter den früheren weit zurückstanden, die nicht nur die vollständige Autonomie des Landes, das durch die türkischen Rajas ergänzt werden sollte, enthielten, sondern auch die Erhaltung einer einheimischen Dynastie.

Der Friede von Belgrad schenkte dem Lande eine verhältnismässige Ruhe, die nahezu dreissig Jahre dauerte, denn erst im Jahre 1768 rief ein neuer Krieg zwischen Russen und Türken die russischen Soldaten in die moldauischen Täler und in die Ebenen der Walachei zurück. Zwischendurch gab es indessen eine Bewegung, verursacht durch die unaufhörlichen Misshelligkeiten zwischen den Untertanen des Khans und den im Verfall begriffenen, ständig im Hader lebenden Tataren, die in der Moldau gründliche Verwüstungen anrichteten.

Fünf Jahre lang weilten die Russen Rumientzows und Potemkins in den beiden Fürstentümern; man hoffte sogar diese Gegenden in einem „Dakischen Königreich" zu vereinigen, das dem in Ungnade gefallenen Schützling der mächtigen Kaiserin anvertraut werden sollte. Man kann sich wohl vorstellen, was diese Hoffnung, einen vereinigten und unabhängigen Staat zu bilden, auch unter diesen Bedingungen, die zweifellos nicht die besten waren, die Rumänen gekostet haben muss. Als der Vertrag von Kötschük-Kaimardschi 1774 der Zarin das Recht zugestand, für die Erhaltung der traditionellen Rechte, deren sich die Rumänen der Donau erfreuen sollten, zu intervenieren und als der erste Konsul in herrischer Haltung in Jassy und Bukarest erschien, musste man vor allem für Massnahmen der Wiederherstellung Sorge tragen, die absolut notwendig waren, um die wirtschaftliche Existenz der Fürstentümer zu sichern. Durch Befreiung von Tribut und durch Kolonisationsprivilegien war es so ziemlich gelungen, sie in ihren früheren Zustand zurückzuführen, als die Koalition zwischen Katharina und Josef II., die die sofortige Teilung des ottomanischen Reiches bezweckte, Feinseligkeiten herbeiführte, an denen auch die Österreicher teilnahmen.

Diese letzteren hatten sich schon darauf eingerichtet, ohne an dem Krieg von 1769—1774 teilzunehmen, wenigstens einen grossen Teil der Moldau in Besitz zu nehmen. Durch einen geheimen Vertrag mit der Pforte, die sich sogar überreden liess, ihnen Subsidien zu zahlen, sicherten sie sich das Versprechen auf Entschädigungen diesseits der Karpathen. Als der russische Feldzug von 1774 durch jenen für die Interessen Russlands günstigen

Vertrag unvermutet endigte, beeilte sich Maria Theresia, die von ihrem Gesandten in Konstantinopel, Thugut, und ihrem Kanzler Kaunitz sehr gut beraten wurde, sich den sofortigen Besitz des von ihr begehrten Gebietes zu sichern. Dieses System war nicht neu, denn zwanzig Jahre früher hatte man der Moldau durch einfaches „Vorwärtstragen der Adler“ den ganzen gebirgigen Distrikt im Szekler Gebiet, den Josef II. nach persönlicher Inspektion für gleichwertig mit zwei Grafschaften erklärte, genommen. Damals sprach man von früheren Grenzen, die durch die unersättliche Gier der schlechten rumänischen Nachbarn, die von den armen Phanarioten beherrscht wurden, verletzt worden waren. Diesmal betonte man die Notwendigkeit einer militärischen Strasse zwischen Ungarn und Galizien, das man eben mit der gleichen Nichtachtung des Rechtes Polen weggenommen hatte, und ausserdem brauchte man einen über hundert Meilen Breite sich erstreckenden „Kordon“, um die Erbstaaten der Kaiserin und Königin gegen die endemische Pest in der Türkei zu schützen. Die besagten Adler, die von keinem Widerstand der im Rückzug begriffenen Russen aufgehalten wurden, hatten Roman erreicht, als in Konstantinopel Verhandlungen eröffnet wurden. Die Entrüstung der Türken wurde durch ziemlich mittelmässige, aber geschickt verteilte Geschenke rasch erstickt. Durch die Konvention von Palamutca gewann Österreich Suceava, die alte moldauische Hauptstadt, die schönen Klöster der Umgebung mit Putna, wo Stefan der Grosse ruht, und Rădăuţi, die erste Begräbnisstätte der Fürsten und die Residenz eines Bischofs, die ausgedehnten, von freien Bauern bewohnten Gebiete des moldauischen Câmpulung und des russischen Câmpulung, die Furt des

Pruth bei Cernăuţi, das neue Czernowitz, und den ganzen Gebietsstreifen, der sich im Norden vom Pruth bis zum Ceremuş (Czeremos) ausbreitet, während im Osten die Grenze bis zum Wald von Hotin reichte. Um die Vergangenheit auszulöschen, gab man unverzüglich diesem Gebiet einen neuen Namen — nach den Buchenwäldern des Landes —, die Bukowina, und durch Ansiedlung von galizischen Ruthenen, Magyaren aus Siebenbürgen und Deutschen auch einen neuen ethnischen Charakter.

Im Jahre 1788 hielten die Russen die Invasion in die östliche Moldau auf, wo der frühere Konsul Laschkarew, ein Georgier, den Bojaren des einheimischen Divans zur Verwaltung der Provinz beigegeben werden sollte. Die Österreicher, die durch ihre Intriguen alles ins Wanken gebracht hatten, zeigten sich spät genug, nachdem Russland schon den Krieg erklärt hatte; in ihrem Eifer, die beiden Provinzen für sich zu sichern, griffen sie Hotin an und bemächtigten sich, nach dem schon im Jahre 1716 erprobten System, der Person des Fürsten, des Phanarioten Alexander Ypsilanti, der sie übrigens schon lange mit der grössten Ungeduld erwartet hatte. Man überliess ihnen indessen nicht die ganze Moldau, denn die Russen überschritten im Juni 1788 die Grenze und so mussten die ersten Besitznehmer sich damit begnügen, die Distrikte von Dorohoiu bis Roman und Neamţ zu behalten, die einst in dem Projekt einer grösseren Bukowina enthalten waren; der Sitz einer zweiten fremden Verwaltung wurde in Roman aufgeschlagen, wo der Fürst von Koburg, der Generalissimus der Kaiserlichen, an der Spitze stand, während Patjomkin, der frühere Geliebte Katharinas, in Jassy glänzende Feste gab. Es bedurfte im Herbst der tatkräf-

tigen Beihilfe der Russen, denen das Hauptverdienst am Sieg von Râmnicul-Sărat zufällt, um es der österreichischen Armee, die bis dahin die kühnen Banden gefürchtet hatte, welche der mutige Fürst der Walachei, Nikolaus Maurogenis (Mavrogheni), ein Grieche von den Inseln, organisiert hatte, zu ermöglichen, Bukarest zu besetzen, wo sie zögernd und bedrückt einzog. Auf diese Weise durch einen Triumph, den sie mit anderer Hilfe errungen hatten und an dem die habsburgische Flagge nicht den Hauptanteil hatte, gelangten die Eroberer nach Craiova, während im Temeschwarer Banat Josef II. in eigener Person vor den siegreichen Armeen des Grosswesirs Jussuf die Flucht ergriff.

Erst die Unruhen, die durch die französische Revolution in ganz Europa hervorgerufen wurden, zwangen die Österreicher, eine Beute fahren zu lassen, deren Besitz sie für gesichert gehalten hatten. Durch preussische und holländische Vermittlung wurde 1791 der Friedensschluss von Sistowo herbeigeführt, der im besetzten Gebiete den status quo von vor dem Krieg wiederherstellte. Im selben Augenblick wurde in Galatz ein Waffenstillstand mit den Russen unterzeichnet und am 9. Januar des folgenden Jahres gab der Friede von Jassy der vollständig erschöpften Moldau ihre Selbständigkeit wieder.

Während der Revolution bekam das Fürstentum bald polnische revolutionäre Gäste, die die Russen zu unterstützen bereit schienen, Agitatoren, die die wunderlichsten Projekte verbreiteten, und, zu der Zeit, wo Napoleon als Herr von Europa, die früheren Grenzen nach seinem Geschmack und seinen Interessen umzuändern begann, waren die Moldau und Walachei nicht

imstande, sich vor dem Schicksal, das das Nachbarland ereilte, zu bewahren.

Als der Sultan, im Jahre 1806, die Konvention von 1802 verletzend, die den rumänischen Fürsten eine siebenjährige Regierung zugesichert hatte, Constantin Ypsilanti, den Sohn Alexanders, und Alexander Murusi, als der Sympathien zu Russland verdächtig, absetzte, zögerte diese letztere Macht, die sich in Tilsit mit dem Diktator verständigt hatte, nicht, die Moldau als Pfand zu besetzen, und zwar mit der festen Absicht, sie mit Finnland zusammen als Entschädigung für die zügellose Ausdehnung des französischen Kaiserreiches zu behalten. Dieses führte 1807 zu einem Kriege mit den Türken, den diese aber sehr lässig führten; und, indem man die frühere Idee eines unter dem Grossherzog Konstantin oder unter dem österreichischen Erzherzog Johann, wenn nötig auch mit Siebenbürgen vereinigten Dazien wieder aufnahm, dekretierte man die von Napoleon im französischen Senat feierlich anerkannte Annexion der beiden Fürstentümer durch Russland.

Drei Jahre lang durfte Zar Alexander glauben, dass an diesem Zustande nichts geändert werden würde. Nach den Freundschaftsszenen der Erfurter Zusammenkunft und dem neuen Projekt der Teilung der Türkei bedurfte es des Konfliktes zwischen den beiden Kaisern und des russischen Feldzuges von 1812, um dem rumänischen Gebiet einen weiteren grösseren Verlust als den der Gegend zwischen Pruth und Dnjestr, der man den Namen Bessarabien gab, zu ersparen. Der Grosswesir hatte einen Angriff gewagt, der von General Marcov rasch zum Stehen gebracht wurde; seine ganze Armee wurde gefangen genommen und, obwohl der Sultan Mahmud II. hartnäckig darauf bestand, die Plätze an der unteren

Donau zu behalten, musste er, da der Sendling Napoleons, Andréossy, zu erscheinen zögerte, am 28. Mai 1812 den Frieden von Bukarest schliessen.

Wir sehen, dass die Rumänen während der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter fremden Einfällen zu erdulden hatten ein Regime, das fast der Annexion gleichkam, aussergewöhnliche Steuern, unerträgliche Lasten, alle Übel, die Bedrückung und Unsicherheit verursachen können. Schliesslich wurde ihr Gebiet um die nördliche Moldau, die österreichisch, und um die östliche Moldau, die russisch wurde, verkleinert; von dem alten Fürstentum Stefans des Grossen, das sich von Halicz bis zur Donau und von den Karpathen bis zum Dnjestr erstreckte, blieb nur ein Bruchstück übrig. Was die Walachei anbelangt, so war es ein reiner Zufall, dass Österreich nicht die Kleine Walachei behielt, die die am heissesten begehrten und am häufigsten von ungarischen Königen des Mittelalters beherrschten Distrikte enthielt.

Die Lage der Fürsten

In diesem Jahrhundert, das zwei oder drei grosse Regierungen wie diejenige Stefans hätte erleben können, gab es statt dessen etwa zwanzig verschiedene Verwaltungen, die drei Jahre dauerten, wenn die Umstände den einfachen Pächtern des Sultans günstig waren, sonst zwei Jahre, aber am häufigsten auch nur ein Jahr. Die Unbeständigkeit herrschte überall; die Fürsten waren jeder Laune der einflussreichen Personen, die an dem korrumpierten Hof von Konstantinopel zu entscheiden hatten, ausgesetzt; man dachte nur daran, die Zahl der Steuerpflichtigen zu erhöhen, indem man die Pforten allen Fremden weit öffnete, die, wie schon

bemerkt, was die Handwerker und Kaufleute anbelangt, Schützlinge der Privatschutzkammer der Woiwoden waren, und, um sich die Geneigtheit der Pforte, von der alles abhing, zu erhalten, verhinderte man die Auswanderung der verzweifelten Bauern mit Gewalt, vervollkommnete das fiskalische System, gestaltete die für die Einhebung der Steuern festgesetzten Grenzen dehnbarer. Wenn auch „aufgeklärte" Fürsten an die Lehren westlicher „Philosophie" dachten, wenn sie nach Komplimenten, die man ihnen in Reisebüchern und französischen Zeitungen machte, auch lüstern waren, wenn ihnen „Reformen" nur Mittel der Regierung zu sein schienen, um in den Annalen der Geschichte verzeichnet zu werden, so sah man doch deutlich, dass ihre Hauptbeschäftigung dieselbe blieb: sich gegen Rivalen, die oft ihre Verwandten, Vettern oder Brüder waren, zu behaupten.

Die konstantinopolitanischen Gönner waren die einzig wirkliche Stütze dieser Machthaber, die die Bojaren weder gewählt, noch ausgerufen hatten und deren Abgang niemand bedauern sollte. Die meisten von ihnen waren Griechen, obwohl sie damit begonnen hatten, in amtlichen Chroniken ihre Abstammung von früheren Fürsten zu beweisen, so wie Nikolaus Maurocordato es gemacht hatte. Man nannte sie Phanarioten, weil sie aus Phanar kamen, dem Viertel der griechischen Aristokraten in Konstantinopel, wo sie ihre ärmlichen „Paläste" hatten, in denen sie ihre Enttäuschungen und ihr Elend verbargen. Es gab auch solche rumänischer Abkunft, wie die Racoviţăs, alten moldauischen Ursprungs, die Callimachis, die den Namen Calmăşul in den des hellenischen Poeten umgeändert hatten (Calmăşul, d. h. Kalmuck, ein Name, den

ihr Vorfahre, ein einfacher Offizier im Dienste Polens, getragen hatte), die Ghicas, die seit Beginn des 17. Jahrhunderts in der Moldau ansässig waren; aber sie trugen alle griechisches oder eher byzantinisches Gepräge. Ausserdem erhielten sie den Thron von Bukarest oder von Jassy nicht in ihrer Eigenschaft als Rumänen oder rumänisierte Fremde, sondern als türkische Beamte, die von dem gleichen politischen Geist durchdrungen waren, der Türken und Griechen in Begierden und Ehrgeiz, trotz der Verschiedenheit des Blutes und der Religion, einte. Die fortwährenden Angriffe der östlichen und westlichen Nachbarn hatten die von Natur aus misstrauische Seele der Würdenträger des ottomanischen Reiches mit Besorgnis erfüllt; langjährige Erfahrung hatte sie gelehrt, dass die einheimischen Woiwoden, die in ihren Handlungen die Gefühle der ganzen herrschenden Klasse widerspiegelten, ein christliches Regime, wie immer es auch sei, der türkischen Bedrückung vorzogen; nach dem Verrat Petriceicu's, Gregor Ghica's I., Brâncoveanu's und Stefan Cantacuzino's konnten sie dagegen von seiten dieser Phanarioten, die einfach Werkzeuge der Pforte waren, ohne jede wirkliche Beziehung zur Vergangenheit der rumänischen Länder und den Traditionen, die sich daran knüpften, eine loyale Haltung erwarten. Überdies waren nur diese für den heiklen diplomatischen Dienst erzogenen Bureaukraten, die entweder durch das Beispiel ihrer Väter oder durch eine lange Erfahrung dahin gelangt waren, in der Lage, das ganze Räderwerk zu kennen, alles zu beachten, was während der Veränderungen, die sich jenseits der Grenze vollzogen, die türkischen Interessen berührte.

Der früheren Autonomie der einheimischen Fürsten

folgte so ein richtiges Interregnum, während dem die Führung der Geschäfte dem von der Pforte unter den gleichen Bedingungen wie irgend ein anderer Beamter des Reiches ernannten Stellvertreter anvertraut war: man entsetzte sie, nahm sie gefangen, man schickte um ihren Kopf, wie dies bei Gregor Alexander Ghica der Fall war, der 1777 in Jassy ermordet wurde, und bei Handscherli, der zwanzig Jahre später in Bukarest ermordet wurde, man enthauptete sie auf öffentlichen Plätzen (das Schicksal des jungen Gregor Callimachi, 1768); oder man begnadigte sie, setzte sie dann wieder ein und schickte sie aus einem Fürstentum in das andere (Constantin Maurokordato regierte elfmal in den beiden rumänischen Hauptstädten), und dabei machte man nicht mehr Umstände mit ihnen, als wenn sie einfache Paschas gewesen wären, die in der Tat höher standen als sie; während nämlich diese drei tugs oder Roßschweife hatten, so hatten die phanariotischen Fürsten nur zwei. Sie beobachteten streng ihre Zeremonien, die kaiserlichen Charakter trugen; niemals sah man einen Fürsten zu Fuss gehen, einen Bojaren besuchen oder auf der Strasse ohne ein Gefolge erscheinen, das mit dem des Sultans rivalisierte; dessenungeachtet verschlechterte sich ihre Lage immer mehr, so dass die intelligentesten und tatkräfigsten unter den Griechen den Besitz des rumänischen Thrones verschmähten, jedoch nach ihrem Belieben darüber verfügten. Sie begnügten sich mit dem einfachen Titel eines Agenten ihrer Kreaturen, des Kapukechaias, und machten, wie z. B. Stavarakis, den der Wesir mitten aus seinen Intriguen aufhängen liess, in Bukarest und in Jassy den Regen und das schöne Wetter, bereicherten sich mehr als diese ehrgeizigen und machtlosen Fürsten,

die sie in ihrem Namen und mit ihrem Gelde regieren liessen, und zwar ohne ihre Sorgen und Gefahren zu teilen. Die Söhne Gregor Ghica's II. und diejenigen Michael Racoviţă's vegetierten unter diesen erniedrigenden Umständen.

Später musste man dem russischen und auch dem österreichischen Konsul den Hof machen, der sich 1782 in der Person des Ragusaner Kaufmanns Raicevich, dem Verfasser einer ausgezeichneten Beschreibung der Fürstentümer, dort niederliess; was den französischen Konsul anbelangt, so war dieser einfach ein Agent ohne bestimmte kommerzielle Mission, und der von Preussen war nur ein mit einem diplomatischen Bestallungsbrief versehener Sprachlehrer, ein Mann ohne jede Bedeutung. Diese Vertreter der christlichen Mächte ergriffen jede Gelegenheit, um ihre Forderungen zu betonen und ihren Einfluss auszuüben. Solche Phanarioten-Woiwoden wie Alexander Johann Maurokordato, dessen Flucht nach Russland einen der Vorwände für den Krieg von 1786 bildete, spiegelten mehr noch als die Suzeränität der Pforte die zunehmende russische Protektion wider, die die Griechen dazu benützten, den Osten zu revolutionieren und das Ende des türkischen Reiches vorzubereiten.

Die Lage der Bojaren und des Volkes

Diese Kreaturen aus Konstantinopel liebten die einheimischen Bojaren nicht; jene wieder, obwohl sie diese auch nicht liebten, versuchten selten gegen Männer zu intriguieren, die die Gunst des Sultans besassen und niemals empörten sie sich, sondern überliessen Aufstände dem niederen Volk, das die Gunst eines solchen griechischen Agenten, der im Dienste des Hofes

stand, beunruhigt hätte. Diese Vasallenfürsten hatten von ihren Herren auch die Staatsauffassung übernommen, nach der nur die Armen zählten, die Masse der Steuerpflichtigen, die treue, immer fügsame „Raja“ des heidnischen Kaisers, während gegen den Adel die grösste Strenge angewendet werden musste, gegen die grossen Grundbesitzer, die Herren der gehorsamen Leibeigenen, die sich übrigens von der Steuerzahlung befreit hatten und sich wenig darum kümmerten, den fürstlichen Staatsschatz zu nähren. Schon Nikolaus Maurokordato hatte gegen die moldauischen Bojaren eine Stellung eingenommen, die ohne Beispiel dastand: auf den leisesten Verdacht hin liess er sie einsperren; indem er vorgab, im Metropoliten eine Art Mufti zu sehen, der gegen die der Regierung unangenehmen Personen politische Urteile fällen musste, veranlasste er ihn gegen diese Verräter Todesurteile auszusprechen; ein wenig später liess er in der Walachei hohe Würdenträger hinrichten, die er beschuldigte, Beziehungen zu den Deutschen unterhalten zu haben. Wenn die phanariotischen Nachfolger des Nikolaus in ihrem Benehmen auch vorsichtiger waren und es vermieden, offene Konflikte mit der einheimischen Aristokratie herbeizuführen, wenn sie sich sogar aus Eigennutz mit den grossen Familien des Landes verschwägerten, so sahen sie in diesen rumänischen Adligen doch nur Nebenbuhler, die die erste günstige Gelegenheit ergreifen würden, sich das Recht zu regieren, das die Fremden usurpiert hatten, zurückzunehmen.

Inmitten der internationalen Konflikte nahmen diese Bojaren eine Haltung ein, die deutlich ihre Absicht zeigte, ein neues Regime der Autonomie unter christlichem Schutz, bei dem sie die führende Rolle spielen

sollten, einzuführen. Şerban Cantacuzino hatte, um die Zukunft seiner Dynastie zu sichern, mit den Kaisern in seinem eigenen Namen verhandelt und dem Adel, den er nicht befragt hatte, nur seine traditionellen Rechte zugesichert; Demetrius Cantemir hatte in bezug auf die Russen, trotz des energischen Widerstandes einiger Adliger gegen dieses Projekt, dasselbe getan, aber, als Münnich 1739 in Jassy erschien, fanden die „Befreier" den Fürsten nicht mehr vor, denn Gregor Ghica II., der dem Sultan treu geblieben war, hatte seinen Platz verlassen; sondern sie fanden nur die Aristokratie und die höhere Geistlichkeit, die das Land vertraten. Diese nahmen die schweren Lasten auf sich, die der russische General dem Land auferlegte, verlangten aber dafür, dass der Woiwode, wenn er nicht in die Hauptstadt zurückkehren wolle, des Thrones verlustig erklärt werde und dass die ganze Sippschaft der Griechen, die Kaufleute ausgenommen, für immer aus dem Lande verjagt werde. Die zukünftige Verwaltung des Fürstentums, die Führung der moldauischen Armee, die geschaffen werden sollte, wurde der herrschenden rumänischen Klasse vorbehalten.

Als die Truppen Katharinas II. zum ersten Male die Hauptstadt der Moldau betraten, um dann Bukarest durch Überrumpelung zu besetzen, brachten sie nicht die Fahne einer politischen Eroberung mit sich, sondern die einer christlichen, orthodoxen, slawischen und griechischen Auferstehung durch Russland und für Russland. Von Anfang an wandte man sich an die Bojaren, und die Cantacuzenen der Walachei, Pârvu und Michael, hatten ihr Möglichstes getan, um die russische Intervention vorzubereiten. Man sprach nur noch von dem „christlichen Glauben" und von dem „Joch der Mohamme-

daner" und diese Idee beseelte wirklich die Soldaten der Invasion ebenso wie ihre Führer. Auch diesmal wurden die Russen von der fürstlichen Obrigkeit nicht empfangen; Gregor Ghica III., derselbe, der später ein Opfer der türkischen Rache werden sollte, liess sich von dem Vorposten der Christen gefangen nehmen und nach Petersburg führen, von wo er als Schutzbefohlener der Kaiserin zurückkehrte. Was die einheimische Aristokratie und die religiösen Führer des Landes anbelangte, so kannte man ihre Gefühle aus einer ganzen Reihe von Denkschriften, die ihre Abgesandten erst Katharina II., dann 1771 auf dem Kongress von Focşani den versammelten Diplomaten und Rumientzow, dem Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armeen, überreichten. Sie wollten zunächst die Vereinigung ihrer Länder mit den Provinzen Russlands, aber unter der sowohl von den Moldauern als auch von den Walachen ausgesprochenen Bedingung, dass die Führung der Geschäfte einem adligen Komitee, das aus zwölf Bojaren bestand, anvertraut werde, dass alle Offiziere und Beamten nur für kurze Zeit gewählt werden sollten, dass sie dieser Klasse entstammten und durch sie gewählt werden müssten, die souveränen Rechte aber allein von dem russischen General, der in der Hauptstadt des Landes lebte, ausgeübt werden sollten.[1])

Man sprach schon von der Absicht der Söhne der rumänischen Aristokratie, zur Vollendung ihrer Erziehung ins Ausland zu gehen; im Lande selbst wollte man neben den griechischen Schulen, die, oft reformiert, der einzige wichtige Mittelpunkt hellenischer Kultur in den beiden Fürstentümern blieben, „Akademien der Wissen-

---

[1]) Siehe meine „Histoire des relations russo-roumaines", S. 163 und weiter.

schaften, der Kunst und Sprachen" errichten. Man fühlt den Einfluss der fremden Erzieher, die entweder aus Deutschland kamen, wie Dositheus Obradowitsch, der Schöpfer der modernen serbischen Literatur, oder hauptsächlich aus Frankreich, um die Sprache zu unterrichten, die damals in ganz Europa dominierte und am leichtesten den Zugang zur modernen politischen Philosophie öffnete. Die Phanariotenfürsten, die bei ihren internationalen Beziehungen sich des Französischen bedienen mussten, hielten sich französische Sekretäre wie Linchoult und Millot, oder italienische wie Nagni, die, indem sie ihre offiziellen Pflichten erfüllten dazu beitrugen, den westlichen Geist in die Gesellschaft einzuführen. Schon wurden französische Bücher mit Eifer von den Gebildeten dieser Welt gelesen, die, trotz ihres ganz orientalischen, ganz konstantinopolitanischen und mehr noch türkischen Aussehens, eine ausgesprochene Neigung für westliche Ideen besass. Ihre Lektüre wies wenig Abwechslung auf; es waren Abenteurerromane, Abhandlungen über die Mysterien der Freimaurerei, Bücher der mathematischen Wissenschaften, Hirtengedichte von Florian und Tragödien von Racine und Voltaire — man beeilte sich, diesen letzteren ins Griechische zu übertragen, — es waren besonders in französischer Sprache geschriebene Zeitungen, die aus Holland sowohl wie aus Paris kamen. Der Bischof von Râmnic, Cäsarius, einer der Hauptvertreter der religiösen Kultur jener Epoche, liess sich zu seinem eigenen Gebrauch die Encyclopädie kommen, diese Sammlung aller für eine orthodoxe Seele verderblichen Ketzereien; ein wenig später gab der moldauische Bischof von Hotin, Amphilochius, der Italien kannte und italienisch und vielleicht auch französisch sprach, die erste Arith-

metik und die erste Geographie heraus, die jemals rumänisch veröffentlicht wurde, und vielleicht war er auch der Übersetzer der Reisen des Abbé de La Porte, die zuerst russisch gedruckt worden waren. Die erzbischöfliche Druckerei in Jassy gab eine rumänische Version des französischen Romans Critile et Andronius heraus. Die erste Geschichte der Moldau und der Walachei von Carra, dem zukünftigen Konventsmitglied, der in dem Augenblick aber nur der frühere, sehr unzufriedene Erzieher der Kinder Gregor Ghicas III. war, mehr ungerechte Kritiken als genaue und wahre Informationen enthaltend, erschien 1782 in Neufchâtel, fast zugleich mit dem Werkchen von Raicevich, den Osservazioni. In Jassy und Bukarest gab es schon eine ganze Menge eifriger Leser der westlichen Produkte, die die Post aus Österreich brachte und die von den Agenten dieser Macht verteilt wurden. Die moldauische Akademie war in modernem Sinne reformiert worden und man gab dort Unterricht sowohl im Lateinischen, als auch im Französischen. Es erschienen beissende Satiren, die die Laster der herrschenden Klasse geisselten und „Tugenden" verlangten wie die, die Robespierre ausübte, und den „tyrannischen" Machthabern predigte. Die Griechen der Fürstentümer sollten nicht nur Zeugen der französischen Revolution abgeben wie Constantin Stanati, der gehofft hatte französischer Konsul in Bukarest zu werden, sondern auch Herolde der revolutionären Bewegung des wiederauflebenden Griechenland, denn Rhigas, der Autor der hellenischen „Marsellaise", trat zum ersten Male im Vorzimmer eines Bojaren auf, bei dem er das Glück gehabt hatte, Sekretär zu werden.

Bald hörte man in den Kaffeehäusern der rumänischen Hauptstadt die verwegenen Töne der Carmagnole.

Damals fielen die Russen und Österreicher wieder in die Fürstentümer ein, fanden aber jetzt eine ganze Partei von Bojaren vor, die gewöhnt waren von ihrem lateinischen Ursprung zu sprechen, von der zur Entwicklung der Völker notwendigen Freiheit, von dem „grossen und mächtigen christlichen Staat", den man im Interesse Europas an der Donau gründen müsse. Es handelte sich jetzt um die „rumänische Nation", die die Achtung ihrer natürlichen Rechte verlangte, und nicht nur Klassenvorrechte wie die historische Vergangenheit sie ihnen hinterlassen hatte. Man wollte die Wiederherstellung des früheren Zustandes der Donaulinie, die jetzt von türkischen Festungen besetzt war, die Zahlung eines einzigen Tributes von 300 „Beuteln" à 500 Piaster durch die Vermittlung der christlichen Gesandten in Konstantinopel, Handelsfreiheit für die Erzeugnisse eines Landes, das darnach strebte, seine bisherige Haupteinnahmsquelle, die Viehzucht gegen den Ackerbau auf einem neuen, ausserordentlich fruchtbaren Boden einzutauschen. Früher, im Jahre 1770, hatte man den gemeinsamen Schutz Russlands, Österreichs und Preussens gewünscht, jetzt begnügte man sich mit dem der beiden kaiserlichen Mächte, die an dem neuen Krieg teilnahmen. Auch wünschte man, dass der Fürst, der nach einem erst kürzlich bei der Wahl Alexanders, des Sohnes Scarlat Ghica's, eingeführten Brauch gewählt werden sollte, über eine nationale Armee verfüge, deren Mission es wäre, die rumänische Neutralität zu verteidigen [1]).

Während des Krieges von 1806—1812 schuf Constan-

[1]) Convorbiri Literare, 1901, S. 1126 ff.

tin Ypsilanti, dem es gewiss nicht an Initiative mangelte, nachdem die Russen ihn auf den Thron von Bukarest gesetzt hatten und ihm sogar für einige Monate die Verwaltung der beiden Fürstentümer anvertrauten, eine nationale Armee, in der jedoch auch Serben, Arnauten und Siebenbürger waren; er träumte davon, König von Dazien und sogar des gegen die Türken aufgewiegelten Serbien zu werden. Seine Mutter gehörte der Familie Văcărescu an und war eine nahe Verwandte des Dichters Johann; in seinen Absichten sehen wir den Einfluss der von den eingeborenen Bojaren im Jahre 1791 ersonnenen Projekte.

Verfall der nationalen Kultur in den Fürstentümern im 18. Jahrhundert

Trotz dieser glänzenden Beweise eines neuen nationalen Gewissens konnten weder die Fürsten, noch die Bojaren, die in vollständigem Verfall begriffene, rumänische Kultur in den beiden Fürstentümern weiter entwickeln. Der Fürst, immer in Geldnöten und immer von Intriguen bedroht, hatte nicht die Mittel und nicht die nötige Muße, Klöster oder Paläste in einem neuen Stil zu errichten, in dem Elemente, die man den westlichen Kunstströmungen entlieh, vertreten gewesen wären; es gibt nur zwei fürstliche Gründungen von einiger Wichtigkeit: Pantelimon, in der Nähe von Bukarest, und Frumoasa, am Fusse des Hügels von Cetățuia in Jassy; alle beide verdanken wir der freigebigen Frömmigkeit Gregor Ghica's II. Nikolaus Maurokordato vertraute die Aufgabe, die Chronik seiner moldauischen Regierung zu schreiben, erst Nikolaus Costin, dem Sohne Mirons und dann dem Sekretär Auxentius an; er liess eine entsprechende walachische

Chronik vom Vornic Radu Popescu schreiben, der schon Verfasser seiner persönlichen Memoiren war, aber besonders befahl er, die ganze historische Tradition dieser Länder, deren Sprache er gelehrt hatte, um — wie er selbst sagte — ihre Vergangenheit besser zu verstehen, in einer Sammlung zu vereinigen, und doch konnte dieser Fürst, der Abhandlungen über Moral in griechischer Sprache schrieb, kein dauernder Ansporn sein für ein Geschlecht, das sich bald in der wachsenden Dürre eines nichtigen politischen Lebens, dessen Leidenschaftlichkeit verflogen war, verlieren sollte. Nikolaus Costin, der auch einen Bericht über die älteste Geschichte seiner Rasse auf breiter Grundlage zu geben versuchte, war ein schwerfälliger Pedant und unfähig mit Hilfe der Kenntnisse, die ihm die polnischen Jesuiten in Jassy beigebracht hatten, ein selbständiges Werk zu schaffen. Was die Mitglieder der Bojarenklasse anbelangt, die sein Werk fortsetzten, so erkennt man in ihren dürftigen historischen Darlegungen nichts von dem Geiste des politischen Fortschrittes, den wir eben festgestellt haben.

Die Chronik starb langsam aus, und es trat keine andere Art nationaler Literatur an ihre Stelle. Es gab wohl eine Fülle von Übersetzungen, die in den bischöflichen und erzbischöflichen Druckereien gedruckt wurden; sie fanden Anklang, betrafen aber meist nur die Theologie und waren besonders zur Lektüre der Mönche und selbst der damals noch sehr wenig gebildeten Mitglieder der Weltgeistlichkeit bestimmt. Eine ganze Schule von Übersetzern bildete sich in dem grossen Kloster von Neamţ unter dem Einfluss eines Fremden, eines Russen, Paisius, der vom Berge Athos zurückgekehrt war. Aber man findet nur selten, in einigen

schwerfälligen, verworrenen und naiven Vorworten, den Ausdruck der Ideen, die die rumänische Gesellschaft erneuern sollten. Ein Edelmann, der nicht nur die orientalischen Sprachen kannte, sondern auch Französisch und Italienisch, von wo er Neologismen entlehnte und sie mit türkischen Neologismen mischte, Johann (Ienăchiţă) Văcărescu, der Verfasser einer Geschichte der ottomanischen Kaiser, die dem Oriente nachgeahmt war, verfiel auf den Gedanken, eine Grammatik der rumänischen Sprache zu verfassen, und schrieb in Versen, weniger um poetische Werke zu schaffen, als um die Anwendung der Regeln der Prosodie zu zeigen. Aber um der rumänischen Seele das Leben zurückzugeben, hätte es anderer, von einem neuen Geiste erfüllter Werke bedurft.

An eine bürgerliche Literatur war nicht einmal zu denken, da die Mittelklasse zum grossen Teil aus Fremden bestand, besonders aus neuen Ankömmlingen aus dem Osten, Griechen, Serben und Bulgaren. Diese Handwerker und reichgewordenen Kaufleute liessen nur ihre Namen an den Fassaden einiger Kirchen, die sie erbaut hatten, anbringen. Indessen schrieben einige kleine Bojaren, die aus diesem Milieu hervorgegangen waren, in prosaischen Versen das etwas burleske Heldengedicht des „Grossen Eroberers“ Maurogenis, oder sie beklagten, wie der anonyme Verfasser, der als „Der eifrige Rumäne“ (Zilot Românul) zeichnete, das Unglück der Zeiten.

Was die Bauern anbelangte, so hatte man diesen eben erst ihre Freiheit zurückgegeben, die manche Besitzer ihnen noch verweigert hatten, indem sie sie mit den Herden ihrer Zigeunersklaven verwechselten. 1746 versprach man in der Walachei den geflüchteten Leib-

eigenen, die zu ihren Heimstätten zurückkehren wollten, die Freiheit; hinfort sollten sie nur noch den Zehnten schulden und sechs Arbeitstage im Jahr. Bald darauf wurde in einer feierlichen Urkunde, die derselbe Fürst Konstantin Maurokordato von den Bojaren erpresste, anerkannt, dass diese geknechteten Bauern „das Opfer eines schlechten Brauches" gewesen waren; wenn sie sechs Piaster zahlten, konnten sie sich befreien. Eine dritte Maßnahme, die der junge Maurokordato in der Moldau traf, setzte fest, dass der Boden in Wahrheit den Bauern gehöre, die ihn geerbt hatten, anerkannte aber zugleich, dass das Verbot, die Scholle zu verlassen, einen Teil des herkömmlichen Rechtes bildete. Hinfort war es verboten, sie anders zu bezeichnen als mit dem Ausdruck Dorfbewohner; gewisse Bestimmungen setzten den Arbeitsanteil der zur Zehntleistung verpflichteten Dorfbewohner auf vierundzwanzig Tage und selbst auf zwölf Tage im Jahr fest, wobei die Obst- und Gemüsegärten, die sie sich angelegt hatten, vom Zehnten befreit waren. Wir müssen hinzusetzen, dass dies eine fiskalische Maßnahme war, durch die dem Bojaren s e i n Bauer entrissen werden sollte, um ihn wieder unmittelbar an den Staat zu binden.

Die Volkspoesie besang wohl den Heldenmut des Heiducken, der sich der Aufsicht des Bojaren und des Fiskus entzog und im Walde gegen seine Bedrücker das „demokratische" Werk vollbrachte; diese Klasse hätte jedoch ein dauerhaftes Werk der Zivilisation nur schaffen können, wenn aus ihrem Schoße eine Art „ländlicher Bourgeoisie", eine Klasse von geistigen Führern hervorgegangen wäre. Diese neue Entwicklung sollte sich aber erst ein Jahrhundert später verwirklichen, und zwar zunächst in Siebenbürgen.

ZEHNTES KAPITEL

Die Rumänen Siebenbürgens und das Haus Österreich

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts sahen die Rumänen dieser Provinz, auf denen nicht nur die politische und soziale, sondern auch die religiöse und konfessionelle Tyrannei der magyarischen Fürsten und ihres calvinischen Adels immer schwerer lastete, die Österreicher, die sich als Gründer einer neuen Ordnung der Dinge ausgaben, herannahen. Der letzte Fürst, der wirklich regierte, Michael Apaffy, den die Türken aus einer dunklen Ecke des Szeklerlandes hervorgeholt hatten, um ihm die untertänige Provinz anzuvertrauen, hatte mit dem Herzog von Lothringen, dem Kommandanten der deutschen Truppen, eine Konvention geschlossen, nach der er seiner Macht tatsächlich entsagte. Noch bevor der Vertrag von Karlowitz das Besitzrecht des Hauses Österreich in Siebenbürgen anerkannte, bemühte man sich dieser christlichen Vorherrschaft, die die ungarischen Traditionen des Mittelalters und die ottomanische Ausbeutung ablöste, eine neue Basis zu schaffen.

Die Magyaren akzeptierten natürlich nur ungern diese zugleich deutsche und katholische Herrschaft, die die Oberhoheit ihrer Nation und ihrer Klasse bedrohte. Selbst die Sachsen waren übel gelaunt, denn sie fürchteten für ihre Freiheiten, die die selbständigen Fürsten bis dahin immer respektiert hatten; ausserdem verachteten sie die brutale Soldateska der Eindringlinge und fürchteten, dass die fiskalischen Lasten höhere sein würden als in der Vergangenheit. Das dritte Element, das die privilegierte Bevölkerung des Landes bildete, die Szekler, waren dem Niedergang verfallen, ihre Glieder waren fast Leibeigene einer kleinen Anzahl adliger

Familien geworden, die sich inmitten der früher freien Dörfer niedergelassen hatten. Um zugleich die Autorität des Kaisers zu stützen und auch das komplizierte System des österreichischen Bureaukratismus und die katholische Kirche einzuführen, die die Jesuiten in ihrem Gepäck mitbrachten, bedurfte es der Unterstützung der bis dahin vernachlässigten und verachteten Mehrheit der siebenbürgischen Bevölkerung: der Rumänen.

Zunächst proklamierte man die „Union der walachischen Kirche", die die einzige rechtliche Verkörperung des nationalen Lebens darstellte, mit dem päpstlichen Stuhl; man versprach den Priestern, die die westlichen Dogmen anerkennen und die vier abweichenden Punkte opfern wollten, die materielle Gleichstellung mit der katholischen Geistlichkeit; dann wandte man sich an den Bischof selbst. Dieser hing, wie alle seine Vorgänger bis dahin, vom Metropoliten in Târgovişte und vom Fürsten der Walachei ab, was auch Apaffy bei Gelegenheit der Schwierigkeiten, die die Absetzung Sabbas' hervorgerufen hatte, anerkennen musste; von jenseits der Berge erhielt er nicht nur seine Weihe, sondern auch Verhaltungsmaßregeln gegen den immer mehr überhandnehmenden Calvinismus, Einkünfte, — denn die rumänische Metropolie Siebenbürgens besass aus Gnaden der Woiwoden Liegenschaften in dem benachbarten Fürstentum —, Kirchenschmuck, den man übrigens in letzter Zeit auch von Moskau verlangte, und schöne Bücher, die aus den walachischen Druckereien hervorgingen. Der Mann, der damals den Hirtenstab trug, war ein bescheidener und lenksamer Mensch, Theophilus: im Monat März des Jahres 1697 versammelte er einige calvinistisch angehauchte Protopopen, die die

Distrikte ihrer Diözese in der Art echter Chorbischöfe verwalteten und gewann sie ohne Schwierigkeit für den Entschluss, den Katholizismus unter der Bedingung anzunehmen, dass sie alle Gebräuche beibehielten, die sich an die Überlieferungen der Vergangenheit knüpften: die alten Heiligenbilder, die altertümliche Liturgie, den alten rumänischen Stil der Heiligen Schrift, die Feste, die die Vorfahren gefeiert hatten. Ebenso, und ganz besonders verlangte man Gleichberechtigung mit den anderen Nationen, „dass die Unierten nicht mehr als geduldet betrachtet würden“ und dass sie „befördert und zugelassen würden zu allen Stellungen; dass ihre Söhne ohne Unterschied in die lateinischen Schulen der Katholiken und in die Unterrichtsanstalten aufgenommen würden“ [1]).

Diese Entscheidung wurde auf einer neuen Synode bestätigt, die der Nachfolger Theophilus', Athanasius, der sich der Sitte gemäss vom walachischen Metropoliten weihen liess, einberufen hatte. Einzig vom Gedanken erfüllt, sich gegen die Angriffe der Jesuiten zu behaupten, war er zu allen Konzessionen bereit, selbst die für seine Einkünfte sehr vorteilhaften Bande zu zerreissen, die ihn an den Sitz von Târgovişte knüpften. Ein Widerstand machte sich in den Gegenden bemerkbar, wo der Calvinismus Wurzeln gefasst hatte und im südlichen Siebenbürgen, dessen Mittelpunkt Kronstadt, mit seinem rumänischen Vorort der Schei (der „Oberen Vorstadt“), war, wo der Einfluss des reichen und mächtigen Brâncoveanu am stärksten war. Militärische Macht und religiöse Verfolgung brachen mit vereinter Kraft den Widerstand der Störrischen; einer ihrer Führer,

---

[1]) Siehe meine „Histoire des Roumains de Transylvanie et de Hongrie“, II., 1. Kapitel.

Johann Ţircă, der später in die Moldau flüchtete, wurde der calvinische Superintendent für die Rumänen des Kronprätendenten Franz Rákóczy. Aber dem armen, jungen Metropoliten, der die historische Bedeutung des Augenblickes keineswegs begriff, wurde eine Reise nach Wien auferlegt: seine natürliche Rauheit sollte unter dem Einfluss der Jesuiten bald gemildert werden, die eine Sinnesänderung bei ihm herbeiführten: er erkannte den katholischen Bischof als Vorgesetzten an, gestattete die Kontrolle und die Überwachung durch einen „Theologen" der Gesellschaft Jesu, der mit dem einfachen Titel eines Akolythen in Wirklichkeit der Herr und Führer sein sollte; er gab zu, dass seine erste Weihe, von Schismatikern vollzogen, ungültig war und versprach von nun an auf jede weitere Verbindung mit dem Walachenfürsten und seinem Metropoliten zu verzichten. Zur Belohnung machte ihn der Hof zum kaiserlichen Rat, schenkte ihm eine schöne goldene Kette mit dem Bildnis des Kaisers und installierte ihn mit aussergewöhnlicher Feierlichkeit in der Residenz Weissenburg, von wo sein Nachfolger bald verjagt werden sollte, um nicht den Neid des Vertreters der römisch-katholischen Kirche zu erwecken (1701).

Dem Wunsche der Protopopen gemäss, musste derselbe Hof in dem Augenblick, wo er Athanasius bestätigte, versprechen, jeden Rumänen, der dem Glaubensbekenntnis des Kaisers angehörte, als gleichberechtigtes Mitglied der siebenbürgischen politischen Gemeinschaft, als „Sohn des Vaterlandes" anzuerkennen. Aber, während die von den Rumänen gemachten Zugeständnisse mit viel Lärm verkündet wurden, um auf diese Weise die Stellung der Kaiserlichen in Siebenbürgen zu festigen, wurde diese Anerkennung streng-

stens geheim gehalten, um dann später, von den Rumänen selbst „entdeckt", unter dem zweiten Nachfolger des Athanasius auf die Fahne des Kampfes für das Recht geschrieben zu werden.

Die Beamten taten ihrerseits alles, was sie konnten, um die ganze Vergangenheit der Nation zu zerstören. Man brach gewaltsam mit Brâncoveanu, dessen Metropolit und besonders der Vormund, der Patriarch von Jerusalem, den Bannfluch gegen den Abtrünnigen und Verräter geschleudert hatte; man schärfte ihm grob ein, sich nicht mehr in die Angelegenheiten eines Landes zu mischen, das einen anderen Herrscher hatte. „Warum beschäftigt sich dieser Fürst", frug man den aus Konstantinopel zurückkehrenden englischen Botschafter, „der ein sehr korrekter Mann ist, mit den Entscheidungen, die der Kaiser in seinem eigenen Land in religiösen Fragen trifft, während das Reich sich niemals darum kümmerte, wie der Fürst der Walachei in ähnlichen Angelegenheiten, in seinem eigenen Fürstentum vorgeht?"

Nach dem Tode des Athanasius wurde das Vikariat der walachischen Kirche fremden Jesuiten anvertraut; man dachte sogar daran, den Nachfolger des verstorbenen Bischofs unter diesen ungarischen und deutschen Ratgebern zu wählen. Schliesslich wählte man einen Rumänen, Johann Giurgiu de Patac, der sich während seiner Studien in Rom ausgezeichnet hatte; aber er war nicht mehr „Metropolit", nicht einmal für sein eigenes Volk, weder Bischof von Weissenburg, wo auf den Ruinen der Kirche Michaels des Tapfern die kaiserliche Festung Karlsburg errichtet werden sollte: durch eine neue Bulle schuf der Papst, der so tat, als ob ihm die

Vergangenheit nicht bekannt sei, 1721 ein vereinigtes Bistum von Fogarasch.

Als man einen Nachfolger für diesen neuen Sitz wählen sollte, einigten sich die Wähler, nachdem sie die Stelle lange unbesetzt gelassen hatten, auf die Person eines einfachen Studierenden, der aber schon lange über das Alter eines Studenten hinaus war, Johann Innocenz Micu, durch die Gnade des Kaisers „Baron Klein". Man glaubte in ihm ein gelehriges Werkzeug zur Beherrschung der durch den Akt der Vereinigung gezähmten Walachen gefunden zu haben, denen aber die feierlich versprochene Belohnung vorenthalten wurde; dieses war jedoch nicht der Fall. Das neue Oberhaupt der rumänischen Kirche durfte nicht nur das sein, was ihm sein leidenschaftliches und zähes Temperament eingab, sondern er musste auch der Vertreter dieser Bauern Siebenbürgens sein, die, gleich ihren Genossen aus den Fürstentümern, inmitten der härtesten Prüfungen und der tiefsten Erniedrigung niemals ihr menschliches und nationales Recht vergaßen. Der rumänische Adel konnte der Rasse, der er entstammte, keine Anhänglichkeit bewahren, die wenigen Beamten, die gleichen Blutes waren, konnten der gemeinsamen Sache zwar einige Dienste leisten, doch war ihre Handlungsfreiheit stark eingeschränkt; die Weltgeistlichkeit besass weder die genügende Einsicht, noch verfügte sie über die notwendige Moral, um eine Bewegung von solcher Wichtigkeit zu leiten; die rumänischen Klöster endlich, früher Mittelpunkte der traditionellen Kultur, waren gewaltsam ihrer früheren Bestimmung entzogen und geräumt worden, und so sammelte sich der ganze Widerstand bei der ländlichen Bevölkerung, die sehr zahlreich und tapfer war. Diese musste um so eher für ihre Frei-

heit in die Schranken treten, als die konstitutionellen „Nationen“, statt ihre Lage zu verbessern, ihr Möglichstes taten, oft im Einverständnis mit der Gruppe von magyarischen Adligen die die „Regierung“ Siebenbürgens bildeten, um sie zu verschlechtern. Die sächsischen Städte sahen schon in der Einführung einer deutschen Regierung eine einzigartige Gelegenheit, die Massen von Bauern, über die sie nur die in ihren alten Privilegien genau festgesetzten Rechte besassen, in Leibeigene zu verwandeln, wie es in den Provinzen des österreichischen Erbes geschehen war. In den freien Serben, die sich an der südlichen Grenze des Königreichs Ungarn niedergelassen hatten, mit ihren religiösen und nationalen Führern — dem Erzbischofpatriarchen an ihrer Spitze —, mit den Offiziern ihrer rein nationalen Armee hatten die Rumänen Glaubensgenossen, deren Lage ungleich besser war; es genügte also zum alten Glauben zurückzukehren, die serbischen orthodoxen Bischöfe anzuerkennen und vielleicht in die Reihen der kaiserlichen Armee einzutreten, wie es später gegen 1760 die „Grenzer“, die „grăniceri“ von Bistritz, Năsăud und Caransebeş taten, um derselben Privilegien teilhaftig zu werden, die die Religion und die Eigenart der dem Staat erwiesenen Dienste mit der Nationalität selbst verwechselten. Schon zu der Zeit, als Micu seine Wirksamkeit begann, durchquerten serbische Bischöfe zu Pferd die westlichen Gegenden Siebenbürgens und erteilten mitten unter den Soldaten ihren Segen; in Kronstadt zog man einen solchen slawischen Prälaten, der freiwillige Unterstützung und Beihilfe suchte, dem amtlichen Oberhaupt der „rumänischen Religion“ vor.

Die erste Erklärung Johann Innozenz’, die er 1735

abgab, zeigt deutlich, wie er einem Volk zu dienen gedachte, als dessen alleiniger Herr er sich im Sinne der alten Tradition betrachtete. „Wir sind“, sagte er, „die erblichen Herren in diesem Lande der Könige seit der Zeit Trajans, lange bevor die sächsische Nation nach Siebenbürgen gekommen war und wir besitzen bis zum heutigen Tage Güter darin und ganze Dörfer, die uns allein gehören. Wir sind zermalmt worden durch Lasten aller Art und durch tausendjährige Leiden, die uns diejenigen zufügten, die mächtiger waren als wir.“ Man musste also das feierliche Versprechen Leopolds I. erfüllen, aber auch dem numerischen Verhältnis und dem Wert einer Rasse von guten Arbeitern und tapferen Soldaten Rechnung tragen und ihre historischen Rechte anerkennen, indem man den Rumänen die Eigenschaft einer konstitutionellen Nation zugab.

Während der nächsten zehn Jahre hörte Micu niemals auf, diese Forderungen zu wiederholen. In Wien wollte man es vermeiden, gerade im Augenblick eines schwierigen Krieges gegen Friedrich II., die Magyaren zu verletzen, deren atavistischer Stolz, deren mächtige Organisation und kühne Forderungen eine ständige Gefahr für die kaiserliche Herrschaft in Siebenbürgen bildeten. Die Eingaben des „walachischen“ Bischofs wurden deshalb an die Regierung der Provinz zurückgeschickt; auf dem Landtag wurden sie mit Entrüstung und Hohn aufgenommen. „Man behandelt uns schlimmer als die Juden“, rief der empörte Prälat aus, „ist das alles, was man für eine Nation von 500.000 Seelen tun kann, die immer nur Beweise ihrer absoluten Treue gegeben hat?!“ Er liess Bauern zu seiner Synode der Priester kommen und machte sich, gestärkt durch ihre laute Zustimmung, wieder auf den Weg nach Wien.

Nachdem er mit Einsperrung bedroht wurde, floh er heimlich nach Rom; seine Abreise war das Zeichen zur bäuerlichen Auflehnung gegen das „neue Gesetz“ und seine Vertreter, Laien und Geistliche.

Sein Nachfolger, Peter Paul Aaron, ein Asket, den Micu mit dem Kirchenbann belegt hatte, als er die Plichten eines Vikars ausübte, wurde nur von einer kleinen Anzahl der Gläubigen anerkannt. Die anderen jauchzten serbischen Agitatoren zu, und wandten sich, nachdem sie bei den Phanarioten der beiden Fürstentümer keine Unterstützung gefunden hatten, nicht ohne Erfolg an Russland. Bald gab es einen richtigen Aufruhr, dessen Führer ein einfacher Mönch, Sophronius, der eigentliche rumänische „König“ des westlichen Siebenbürgen war. Der Hof musste nachgeben; er fand ein Mittel, die Schwierigkeiten zu beseitigen, indem er den Anhängern dieses Apostels der Gewaltätigkeit einen serbischen Bischof gab, der schon den Sitz von Ofen innehatte (1762). Zwei andere Prälaten sollten ihm bis zum zwanzigjährigen Interregnum folgen, das der Wahl des Rumänen Vasile Moga, 1810, voranging.

Aber das Volk wollte diese Serben ebensowenig, wie es sich auch durch die höheren Fähigkeiten der Führer seiner Rasse, der Bischöfe von Fogarasch, die nach einem einfachen Dorf, nach Blaj (Blasendorf), gebracht worden waren, nicht gewinnen liess. Die Klasse der Bauern, die zugleich auch mit dem sozialen Problem beschäftigt war, befand sich in einem Zustand gefährlicher Gärung, besonders in den Gebirgsgegenden, die die Zeugen aller Kundgebungen der Energie dieser Rasse gewesen waren, von den alten Kämpfen des Dezebalus bis zum Aufstand des Mönches Sophronius. Die Leibeigenen der kaiserlichen Domäne, der Goldberg-

werke, erhoben sich gegen die widerrechtliche Ausübung der Lehnsrechte, unter der Führung von Nikolaus Ursu Horea, der vorgab, eine geheime Mission Josephs II. zu haben, und seiner Gefährten Cloşca und Crişan. Sie plünderten die Schlösser, ermordeten die Adligen, ganz wie die Aufständischen in Frankreich im Jahre 1360, und verlangten endlich, dass das Land nur in den Händen seiner wahren Söhne und Verteidiger bleibe. Die kaiserlichen Truppen traten erst spät dazwischen, um der Anarchie ein Ende zu setzen. Von ihren Landsleuten verraten, wurden die Führer der Bewegung in ihren Zufluchtsorten gefangen genommen; einer von ihnen beging im Gefängnis Selbstmord und die beiden anderen, darunter Horea, mussten die schreckliche Qual des Rades erdulden, an derselben Stelle, wo dreihundert Jahre früher ein Fürst ihrer Rasse im Triumph eingezogen war, nachdem er die magyarischen Verteidiger Siebenbürgens besiegt hatte (1784—1785).

Indessen hatten die Rumänen dieser Provinz andere, zweifellos bessere Wege eingeschlagen, um zu einem nationalen Leben zu gelangen. Es handelte sich nicht mehr darum, sich in der österreichischen Verwaltung eine Stütze zu sichern, den Eigensinn jahrhundertealter Feinde zu besiegen oder die Vertreter einer Vergangenheit zu terrorisieren, die sich den Forderungen der neuen Zeit nicht beugen wollten. Ja, es handelte sich nicht einmal mehr darum, als Ziel des Kampfes, dessen Beschwerden und Leiden ebenso lang, wie seine Ergebnisse fruchtbar sein sollten, die Anerkennung der Rumänen als konstitutionelle Nation der Provinz zu erreichen, die sie mit den Magyaren, Sachsen und Szeklern teilten. Man machte sich endlich klar, dass man einem Volk, das entschlossen war, die alten, schweren

Fesseln abzuschütteln, vor allem eine unbesiegbare Waffe geben müsse: das stolze Bewusstsein seiner Rechte und seiner Überlieferung.

Schon der Märtyrerbischof hatte vom römischen Ursprung gesprochen, vom Vorfahren Trajan, vom Adel der Rasse und von ihrem ununterbrochenen Verweilen auf dem Boden ihres Erbes. Die Eingebung war ihm aus den klassischen Studien gekommen, die er an den Hochschulen der Jesuiten getrieben hatte; aber die moldauischen und walachischen Chroniken, die diesen scholastischen und literarischen Begriffen realistische Bedeutung gaben, hatten ihren Weg bis in die Zellen der jungen Mönche gefunden, die in den von Micu und besonders von seinem Nachfolger Aaron gegründeten Schulen erzogen wurden. Als die Zöglinge dieser Seminare und Hochschulen die Quellen ihres Wissens in Wien und Rom selbst suchen konnten, wurden sie in einer Überzeugung bestärkt, die über alles Elend hinweg den Sinn ihres Lebens bedeutete. In demselben Rom, wo der grosse Prälat in Verzweiflung gestorben war, nahmen seine Jünger aus der Anstalt in Blasendorf das Werk, das seinen schwachen Händen entglitten war, wieder auf. Es war dies eine jener geheimnisvollen Fügungen, die die Gerechtigkeit immer findet, um ihrer Sache zum Siege zu verhelfen.

Fast zu gleicher Zeit liessen sich ein Verwandter Micu's, der junge Stoe, als Mönch Samuel, Georg Şincai de Şinca, der Sohn eines jener Bojaren von Fogarasch, die sich in ihrer Armut und Verlassenheit nur den eitlen Ruhm ihres alten Titels bewahrt hatten, und ein dritter Sprössling dieser selben ländlichen Klasse, Peter Maior, in den geistlichen Anstalten der österreichischen Staaten und der päpstlichen Stadt ausbilden; sie sollten

dort nicht nur klösterliche Disziplin finden; der unabhängige Geist dieser kampflustigen Bauernsöhne wollte sich die Mittel aneignen, die dazu gehörten, einen Kampf fortzusetzen, in dem sie sich, jung und vereinzelt wie sie waren, als die berufenen Führer fühlten. In den Jahren 1783—1784 kehrten sie zurück; sie hatten die Mönchskutte abgelegt und lebten von Nebenbeschäftigungen: als Geistliche oder Propheten, Schulleiter in den neuen, von Josef II. gegründeten Anstalten germanischer Kultur, als Korrektoren in der mit cyrillischen Buchstaben arbeitenden Druckerei der Universität in Ofen; alle drei blieben bis ans Ende ihrer Tage irrende Ritter ihres nationalen Ideals.

Diese Koryphäen der siebenbürgischen Schule widmeten der Verteidigung ihrer Rasse Grammatiken, die in lateinischen Lettern geschrieben waren, etymologische Wörterbücher, Chroniken, welche, wie die des Micu und besonders die von Şincai lateinisch und rumänisch abgefasste grosse Quellensammlung, Verteidigungsreden für die edle Abstammung, den kriegerischen Ruhm und das unantastbare Recht aller Rumänen ohne jeden Unterschied waren. Einige dieser Arbeiten wie diejenige Maiors über den „Ursprung der Rumänen in Dazien“ konnten im Druck verbreitet werden, andere zirkulierten im Manuskript. Wenn man aber das Ausmass und die Grösse ihres Einflusses ermessen will, muss man sich den ganzen Schulunterricht vergegenwärtigen, der in den Schulen von Blasendorf von den gleichen Ideen beherrscht wurde. Diese in vollster Entwicklung befindlichen Schulen schufen den Geist der neuen Generation in dem Augenblick, wo die grosse Revolution allen Völkern neue Perspektiven eröffnete.

Während dieser grossen europäischen Erschütterung, die auch die Magyaren berührte, welche von der Idee verführt wurden, ihren alten Nationalstaat in republikanischer Form wieder aufzurichten, gab es unter den Rumänen eine ähnliche Bewegung. In den wissenschaftlich gebildeten Kreisen fehlte es nicht an „Philosophen", die vom neuen Geist ergriffen waren: ihre Gruppe umfasste nicht nur Professoren und Laienschriftsteller wie den berühmten Augenarzt Molnar oder jenen Budai-Deleanu, der später, auf den Spuren Voltaires wandelnd, der Verfasser eines heroisch-komischen Gedichtes wurde, das den eingebildeten Heldentaten der Zigeuner unter Vlad Ţepeş blutigen Angedenkens gewidmet war, sondern auch alle Glieder der unierten Geistlichkeit, die an der literarischen und Schulreformbewegung teilnahmen, und deren Führer so rasch das Ordenskleid ausgezogen hatten. Die jungen Leute, die mit Unterstützung des Staates und unter dem Beistand der Krone während der Kriege der Republik und des Kaiserreiches an westländischen Universitäten studierten, waren nicht weniger erfüllt von diesem Geist; unter anderen jener Georg Lazăr, der Sohn eines Leibeigenen aus dem Altland, der, nachdem er in Wien Philosophie und Mathematik studiert hatte, sein theologisches Studium, obwohl er für die bischöfliche Laufbahn bestimmt war, aufgab und in Bukarest der grosse Erneuerer wurde, der dem rumänischen Bewusstsein einen neuzeitlichen Aufschwung verlieh.

Man sprach davon, eine Zeitung zu gründen, und es gab wenigstens in Ofen eine Bibliothek von Kalendern und Broschüren, die auf jeder Seite eine Erinnerung an die römische Vergangenheit und Hinweise auf die zukünftige Freiheit enthielten. Dann in dem Augen-

blick, als der langwierige Konflikt zwischen der Revolution und den monarchistischen Mächten des alten Regimes begann, verfasste der von philosophischen Ideen erfüllte österreichische Beamte Josef Meheş (Mehessy) für die beiden Bischöfe der Nation, den orthodoxen Serben, der seine Unterschrift nicht zu verweigern wagte, und für das prunkliebende Oberhaupt der unierten Kirche, Johann Bob, eine Beschwerdeschrift im Namen der rumänischen Nation — nicht der „Nation" im alten Sinne des Wortes, denn man hatte sich, trotz der Bemühungen eines Jahrhunderts, beharrlich geweigert, diese anzuerkennen, sondern der Nation durch Gottes Gnaden, durch die Realität der Dinge, durch ihr eigenes natürliches Recht, wie es in diesem Augenblick von den Revolutionären in Paris für alle Völker verkündet wurde. In diesem „Supplex libellus", der bei ihren privilegierten Landsleuten heftigen Unwillen hervorrief, verlangten die rumänischen Bürger Siebenbürgens, die zu lange die „geduldeten Walachen" gewesen waren, dass die auf ihre römische Abstammung gegründete Freiheit vom Kaiser als gesetzmässigem Faktor der Gegenwart anerkannt werde, dass diese Million Steuerzahler dieselben Rechte geniessen solle wie die Magyaren, Sachsen und Szekler, diese „Bürger", die eine andere Sprache sprachen im gemeinsamen Vaterland, dass rumänische Komitate ähnlich den neuen Départements in Frankreich gebildet werden sollen, deren Namen nichts mit der Vergangenheit gemein haben sollten, und, endlich, dass eine Nationalversammlung Delegierte wählen solle, die hinfort die Rumänen in Wien zu vertreten hätten. Trotz des wütenden Widerspruches des siebenbürgischen Landtages, der nur so weit „revolutionär" war, als er von der

Krone neue Privilegien erzwang, bestand man dennoch energisch auf der Idee der „rumänischen Nationalversammlung“, Militär und Adlige ebenso wie die niedere Geistlichkeit und das Volk, und es wurden neue Gesuche an Leopold II. gerichtet, der, obwohl er keine Neuerungen einführen wollte, doch nichts abschlagen konnte.

Bald jedoch wurde die Aufmerksamkeit der österreichischen politischen Welt von den Kriegen im Westen, die unter den harten Schlägen der Revolutionsgenerale und Napoleons das Ende der Monarchie der Habsburger, die schon aus Deutschland vertrieben worden waren und im Besitze ihrer Erbgüter sich bedroht fühlten, herbeizuführen schienen, vollständig in Anspruch genommen. Die intellektuelle Aktivität der Rumänen Siebenbürgens wurde in den neuen Schulen festgelegt, die sich an allen Ecken der Provinz auftaten, und die Bücher forderten, deren Herstellung das Werk einer ganzen Generation bildete. Damit die grosse Ideenbewegung, die durch die Schriften der bescheidenen und mutigen Führer der „siebenbürgischen Schule“ hervorgerufen wurde, fruchtbare Folgen zeitigte, bedurfte es eines nationalen Milieus, das über höhere Mittel verfügte als das Bistum von Blasendorf oder der rivalisierende orthodoxe Sitz, der schliesslich in Hermannstadt, der neuen Hauptstadt für die Bureaukratie, errichtet wurde.

ELFTES KAPITEL

Rumänische Renaissance im 19. Jahrhundert vor der Vereinigung der Fürstentümer

Revolutionen und Reformen in den Fürstentümern: die griechische Hetärie und die nationale Bewegung

Der Boden für eine grosse nationale Aktion in den Fürstentümern war jetzt vorbereitet. Es gab „Philosophen" nicht nur unter den Fürsten, die die reformierenden Herrscher des Westens nachahmten, und unter den Bojaren, die das Überschäumen ihres lebhaften Geistes dazu führte, Kritiken zu verfassen, die an die Grundlagen ihrer eigenen Privilegien rührten, nicht nur unter den Schriftstellern, wie Konstantin Conachi, der Schöpfer der neuen rumänischen Poesie in der Moldau, der sich nicht damit begnügte, die Liebeslyrik des Westens wiederzugeben und Popes Betrachtungen über „den Menschen" zu übersetzen, oder wie Johann Văcărescus Söhne, Alexander und Nikolaus, und sein Enkel Iancu, der in Pisa studiert hatte, sondern auch unter den Mitgliedern der höheren Geistlichkeit. Während man im alten Kloster Neamţ die Traditionen des „Staretz" Paisius streng fortführte, reformierte der Metropolit Jakob Stamati die Schulen in Jassy, Amphilochius von Hotin verfasste Schulbücher nach neuen Ideen, Benjamin Costachi, der Sohn eines grossen Bojaren, bereitete sich vor, Metropolit einer vom nationalen Geist stark beeinflussten religiösen Erneuerung zu werden, und in Ilarion, dem sarkastischen Bischof von Argeş, einem Voltaire im Priesterkleid, fanden die revolutionären Ereignisse von 1821 einen unermüdlichen Förderer.

Die Tätigkeit der fürstlichen Sekretäre, unter denen

ein Franzose, Hauterive, etwas vor 1789 eine der besten Beschreibungen der Moldau, die wir überhaupt besitzen, verfasste, hatte stark nachgelassen, und die Flüchtlinge der Revolution, arme Auswanderer, die einen Zufluchtsort suchten, standen wohl nicht auf der Höhe ihrer Vorfahren, der früheren französischen Lehrer, die von tiefer Überzeugung erfüllt waren und von beispielgebendem Eifer vorwärts getrieben wurden. Aber die Vertreter der Aristokratie waren die Schüler der letzteren und vor allem ausschliessliche Leser reformerischer französischer Propagandawerke. Bald erschienen auch griechische Bücher in Wien und Leipzig, die dieser selben Propaganda gewidmet waren, die griechische Zeitung aus Österreich, die von den Schülern Rhigas herausgegeben wurde (die verbreitetste führt den Titel „der gelehrte Merkur" [Logios Hermes]) und trugen ebenso wie die mündlichen Anregungen der Mitglieder der geheimen Gesellschaften, die sich nach dem tyrannischen Werk des Wiener Kongresses, besonders in Russland, gebildet hatten, dazu bei, die Gefühle der allgemeinen Unzufriedenheit, das Streben nach Umsturz und das Sehnen nach einer besseren Zukunft zu wecken.

Die Griechen, die die fügsame und ergebene Seele ihrer Ernährer, der „Walachen", gut zu kennen glaubten, hofften diese Eigenschaften für ihre eigenen nationalen Ziele ausnützen zu können. Sie gaben der Akademie von Jassy und besonders der von Bukarest einen absolut hellenischen Charakter; sie schmeichelten der Aristokratie, die in der Konversation die Eleganz der altgriechischen Sprache und sogar das weniger schöne vulgäre Griechisch vorzogen, und sie versprachen, aus dieser walachischen Hauptstadt das „neue Athen" des

Griechentums, das bis zu den Karpathen reichen sollte, zu machen. Man kann nicht sagen, dass ihnen dies vollständig misslang. Niemals war der griechische Einfluss stärker und deutlicher erkennbar wie nach 1812; damals traten Johann Georg Karadscha (Caragea), Fürst der Walachei und Scarlat oder Karl Callimachi, Fürst der Moldau — beide Schutzherren von Unterrichtsanstalten, aus denen sie gerne Universitäten der Wissenschaften und der Philosophie hätten machen wollen, und beide Kompilatoren von Gesetzbüchern, die nicht einmal in der eher vernachlässigten als verachteten Sprache der Eingeborenen erschienen, — als die politischen Führer einer Nation auf, die ihren eigenen Weg suchte, doch war dies nicht die rumänische Nation.

Obwohl Bojaren wie Gregor Brâncoveanu, der Verfasser eines griechisch geschriebenen philosophischen Sammelwerkes, einer der erleuchtetesten Köpfe des ganzen Orients, und ebenso Prälaten wie der neue Metropolit der Walachei Dionysius Lupu, der übrigens eine griechische Erziehung genossen hatte und eifriger Anhänger einer von Russland protegierten griechisch-rumänischen Zusammenarbeit zur Wiederaufrichtung des byzantinischen Reiches war, schon die Absicht erkennen liessen, dieser importierten Kultur die schüchterne Erneuerung einer traditionellen rumänischen Kultur hinzuzufügen, so hätte ihr nationaler Instinkt, ihre grosse Freigebigkeit nicht genügt, den ungestümen Hellenismus, dem die Mitglieder der privilegierten Klassen nicht entgegenarbeiten wollten, durch den „Rumänismus“ zu ersetzen.

Es bedurfte der neuen Seele eines Mannes aus dem Volke, der sich an die neuen Seelen der Leute wandte, die demselben sozialen Stand angehörten und an die

jungen Bojaren selbst, wenn sie nur bereit waren, sich mit dem Gewissen ihrer Nation zu identifizieren. Dieser Mann war Georg Lazăr, der seine Provinz wegen erlittener Ungerechtigkeit und Erniedrigung verlassen musste.

Trotz seiner Studien in Wien war er ganz Bauer geblieben in seinem tiefen Glauben, in den Grundsätzen, die sein Leben leiteten, in seiner Ehrfurcht vor der Wissenschaft, die allein das menschliche Leben befruchten kann, in der Naivität und Kraft einer Sprache, deren schwülstiger Stil heute nicht immer den prophetischen Schwung erkennen lässt. Schon vor ihm hatte George Asachi, der Sohn eines fremden, aus Galizien eingewanderten Priesters und einer Rumänin, nachdem er mehrere Jahre an den Wiener Schulen und in den dichterischen und künstlerischen Mittelpunkten Italiens zugebracht hatte, einen Lehrstuhl für exakte Wissenschaften in rumänischer Sprache in Jassy gegründet; er gewann die warme Zustimmung des Metropoliten Benjamin und des erleuchteten Bojaren Michael Sturdza, der damals noch der edelsten Taten zugunsten seines Volkes fähig war, später aber ein selbstsüchtiger Fürst wurde. Die Ingenieurschule Asachis, die für die Grenzberichtigungen der Bojarengüter notwendig war, deren Ära durch die Promulgation der neuen Gesetze gekommen war, hatte eifrige Anhänger, aber sie rief in der moldauischen Hauptstadt nicht die allgemeine Begeisterung hervor, mit der in Bukarest von den ersten Unterrichtsstunden an die Schultätigkeit Georg Lazărs begrüsst wurde, die indessen durch einen Vertrag mit den Ephoren der Schulen nur auf die Anfangsgründe der Mathematik beschränkt wurde. Die griechische Akademie verlor eine grosse Anzahl ihrer Schüler, die es

vorzogen, in den armseligen, verlassenen Zellen des Klosters von Sankt Sabbas den volkstümlichen, ernsten und feierlichen, durch Leiden geläuterten und doch von der unbesiegbaren Macht berechtigter Hoffnungen erfüllten Predigten zu lauschen.

Der neue Geist war erwacht und sollte eine ganze Schule beherrschen und befruchten. Was hinfort in politischer und sozialer Hinsicht geschah — und dies bezieht sich ebenso auf Siebenbürgen, das bald die Folgen zu spüren bekam, wie auf die Fürstentümer — war nur entweder eine willkommene Hilfe oder ein Widerstand, dessen Hartnäckigkeit kein dauerndes Hindernis bilden konnte. Dieser Geist war die Hauptsache, der grosse Faktor des Umschwungs, die Quelle des Trostes für die unausbleiblichen Leiden und der Hoffnung Aller während eines ganzen Jahrhunderts.

Wenn auch die griechische Schule, trotzdem sie vom Hofe und von den meisten Bojaren, die mehr oder weniger mit Griechen befreundet waren, unterstützt wurde, in dem Konkurrenzkampf mit der bescheidenen, fast ohne Unterstützung dastehenden rumänischen Schule tatsächlich überwunden wurde und auch die hellenische Literatur, die bis dahin in den Fürstentümern geblüht hatte, vorläufig in ihrer Entwicklung gehemmt wurde, so brachte doch im Frühjahr 1821 die Invasion der „Hetäristen" (Mitglieder der Hetärie, der „Gesellschaft der Freunde', die in Odessa gegründet wurde) in Jassy, später in Bukarest ein Wiederaufleben der Bewegung. Da erschien Alexander Ypsilanti, der im Lande als der Sohn eines regierenden Fürsten bekannt war, nicht nur als Führer einer Befreierarmee, die sich in den Fürstentümern, der ersten Wiege der byzantinischen Erneuerung, bildete, sondern auch als

Bevollmächtigter Zar Alexanders, in dessen Diensten er soeben einen Arm verloren hatte. Seine diesbezüglichen Versicherungen bewogen den Metropoliten Benjamin, die Fahne des wiedererweckten griechischen Kaiserreiches, die den aus seiner Asche aufsteigenden Phönix trug, unter grossem Pomp in den „Drei Hierarchen" zu segnen. Aber der Zar hatte Verpflichtungen als Mitglied der Heiligen Allianz und die Insurgenten waren auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen. In Konstantinopel wurden ihre Mitschuldigen niedergemacht; in Morea liess man Truppen gegen die ersten Rebellenansammlungen marschieren; in der Moldau und in der Walachei vernichtete man die Banden Ypsilantis bei Sculeni, am Ufer des Pruth, und bei Drăgăşani, in der Nähe des Alt; die letzten Verteidiger der revolutionären Sache, der Arnaute rumänischen Ursprungs, Iordachi (der Georgakis der Griechen), aus Vlacholivadi, und seine Genossen wurden in den Mauern des Klosters Secu getötet.

Iordachi hatte einige Jahre vorher in Wien mit einem jungen Walachen aus Oltenien, aus dem Distrikt von Gorj, einem Bauernsohn, der aber im Hause eines Bojaren in Craiova erzogen worden war und dessen Privatinteressen er gegen die Schikanen der österreichischen Rechtsgelehrten, die er verwünschte, verteidigte, Freundschaft geschlossen. Dieser Theodor (Tudor für die Seinigen), der aus Vlădimiri stammte, daher sein Name Vladimirescu, war auch ein Offizier der eingeborenen Panduren gewesen, die die Russen in ihrem letzten Krieg gegen die Türken verwendet hatten. Nachdem er auch an Streifzügen nach Serbien teilgenommen hatte, kannte er die bäuerliche Armee Kara Georgs, die, unermüdlich kämpfend, zugleich die „Volksversamm-

lung“ eines Volkes darstellte, das, nachdem es mit seinem heidnischen „Kaiser“ gebrochen hatte, keinen anderen Herrn anerkennen wollte als einen, den es sich aus den Reihen seiner Krieger wählen würde. Tudor liess sich durch einen geheimen Schwur in die zukünftige Armee der Hetärie aufnehmen. Aber als die Stunde der Tat gekommen war, erkannte er mit seinem Bauerninstinkt, dass er sich einer Sache verschrieben hatte, die nicht seine eigene war. Im letzten Augenblick, bevor die Fahnen entrollt wurden, verliess er, gewarnt von dem russischen Konsul, dem Griechen Pinis, einem der Führer der Verschwörung, Bukarest, und nahm die blaue Standarte mit dem walachischen Adler, unter der sich mit erstaunlicher Schnelligkeit seine Pandurenarmee sammeln sollte, mit. Er besetzte die befestigten Klöster, wie einst Matei Basarab, dessen Tradition er in seiner bäuerlichen Art wieder aufnahm, gegen den griechischen Fürsten Leo getan hatte. Der alte Fürst Alexander Suţu (Soutza) war eben in Bukarest gestorben und so fand Tudor nur die machtlosen Vertreter des Interregnums vor. Bald sah man ihn in Bukarest ankommen, wo er seinen Einzug zu Pferde hielt, die Kappe mit weisser Spitze auf dem Kopfe, die bis dahin nur die Fürsten getragen hatten; seine Anhänger begrüssten ihn als „Domnul Tudor“, als den „Fürst Tudor“; unter den wenigen in der Hauptstadt zurückgebliebenen Bojaren, die er streng überwachen liess, gab es einige, die bereit gewesen wären, diese unerwartete und bedrohlich aussehende Diktatur sofort anzuerkennen. Er sprach mit ihnen so wie auch mit Griechen, ohne sie jedoch sicher für seine Sache gewinnen zu können, die er, nach dem Beispiel der Serben, die „Sache des Volkes“ nannte. Nach einer dieser Unter-

redungen mit dem Adel, von dem der rumänische Teil schwankte, während der andere Ypsilantis Ankunft erwartete, rief er, wie man erzählt, ärgerlich aus: „Ich beklage nicht mich, denn ich habe niemals davon geträumt, dieses Land zu regieren, sondern ich beklage das Land selbst und die Bojaren, die nicht voraussehen, was ihrer harrt“.

Der griechische Prinz war schon in Târgovişte. Er hatte eine Unterredung mit dem Manne, der in seinen Augen ein frecher Insurgent war, doch trug diese Unterredung nur dazu bei, den Streit zu verschärfen. Auf die Frage, welches Recht er habe nach seinem eigenen Willen zu handeln, antwortete Tudor: „Das Recht, welches mir in meinem Lande mein Schwert gibt“.

Aber schon überschritten die Türken die Donau, ohne auf seine Treueangebote auch nur zu antworten. Nachdem er sich an den Fuss der Hügel gegen das schützende Oltenien zurückgezogen hatte, entfachte der Führer der rumänischen Bewegung durch seine unerbittlichen Maßnahmen der Disziplin von neuem die Unzufriedenheit seiner Plündererhauptleute, unter denen die Bulgaren Makedonski und Prodan frühere Verbündete Kara Georgs waren. Sie hatten die Kühnheit, ihm Vorstellungen zu machen und ihn sogar, so wie Basta es einst mit Michael dem Tapfern gemacht hatte, zu verhaften. Die Panduren, aufgebracht über ihren allzu harten Führer, wählten die beiden balkanischen „gospodars“, die ihnen das ganze Land auslieferten, dieses Land, das Tudor so ängstlich verschont hatte, weil er es tief liebte. Seine Banden, von nun an ohne Fahne, gingen für den byzantinischen Phönix bei Drăgăşani zugrunde, während Tudor selbst, nach einer Gefangenschaft von wenigen Tagen, in der Nacht bei einem Spaziergang von zwei

Offizieren Ypsilantis' ermordet wurde. Diese Nachricht rief unter der Menge Bestürzung hervor. Ein Dorfpriester gab ihr in folgenden rührenden Worten Ausdruck: „Und wir hörten mit kummervollem Herzen, dass Tudor von zwei seiner Hauptleute verraten und dann nächtlicherweile getötet worden war, und wir weinten. Und wir begaben uns mit Vater Ilarion ins Kloster, um einen Gottesdienst für seine Seele abzuhalten. Und alle weinten mit uns und Vater Ilarion schlug sich die Brust und zeigte dem Volke das Kreuz. Und alle erfüllte eine tiefe Traurigkeit".

Die Türken stellten die früheren Zustände wieder her, aber ohne die Griechen, die sich als so gefährlich erwiesen hatten, nach Jassy und nach Bukarest zurückzurufen. Alte, ziemlich ungebildete Bojaren ersetzten sie: Johann Sturdza in der Moldau und Gregor Ghica in der Walachei.

Diese Fürsten, obwohl von bescheidener Intelligenz und mittelmässiger Energie, besassen doch ein gewisses Gefühl ihrer eigenen Würde und der ihres Landes; dieses trat deutlich zutage als Sturdza beim Einzug der russischen Truppen in Jassy 1828 die ihm angebotene Ehrengarde mit den Worten zurückwies: „Gott ist da, um mich zu schützen"; aber sie wurden durch die ständige Unsicherheit ihrer Lage in ihrem Wunsche, Gutes zu tun, behindert. Russland, das seit 1821 mit der Pforte gebrochen hatte, weil diese den ökumenischen Patriarchen absetzen und aufhängen liess und zu gleicher Zeit entgegen den Verträgen die Fürstentümer besetzt hielt, wollte sie nicht anerkennen, und der Sultan musste einwilligen, eine neue Konvention, die von Akkerman (Oktober 1827), zu schliessen, nach welcher die rumänischen Fürsten sieben Jahre lang regieren

durften. Etwas später indessen, im Jahre 1828, als man annehmen konnte, dass die Ruhe endlich dauernd gesichert sei, führten die Verwicklungen der griechischen Frage, die ganz Europa in Leidenschaft versetzt hatte, und die Seeschlacht bei Navarino die Besetzung der Fürstentümer durch die Armeen des neuen Zaren, des „Brigadegenerals", Nikolaus I., herbei. Die Leiden des Krieges rissen die tiefen Wunden, die der griechische Aufruhr dem Lande geschlagen hatte, wieder auf; als der rasche Vormarsch der russischen Truppen auf Konstantinopel durch preussische Vermittlung den Abschluss des Vertrages von Adrianopel herbeiführte, der die lebenslängliche Regierung der „Hospodars" aussprach und den Fürstentümern das Gebiet der alten türkischen Festungen zurückerstattete, hatten diese bis die Einführung der neuen gesetzmässigen Ordnung erfolgte, noch eine fünfjährige Okkupation zu erdulden.

Konstitutionelle Bewegungen: das Organische Regulament

Unter diesen Umständen zu regieren, bedeutete nicht viel. Diese armen Fürsten, die, ewig Intriguen ausgesetzt, auf Thronen vegetierten, die damals noch von keiner militärischen Macht verteidigt wurden, machten sich weder durch Gründungen noch durch Bauten berühmte Namen. Sie waren nur eine vorübergehende Form, die eine auf der modernen, neuen Kultur fußende nationale Entwicklung verdeckte, die das einzig interessante Phänomen für uns bildet.

Selbst der leidenschaftliche Eifer, die nervöse Rührigkeit der Bojaren kann einen aufmerksamen Beobachter nicht täuschen. Diese adligen Führer eines hauptsächlich aus Dörfern bestehenden Landes unter-

lagen nur dem Einfluss der westlichen Ideen, die, indem sie diese Klasse sozusagen galvanisierten, aus ihnen die Vertreter solcher Wünsche und Hoffnungen machten, die indessen in ihren lebendigsten und wirksamsten Elementen nicht das Produkt ihrer Interessen waren. Nach der Invasion Ypsilantis begaben sie sich in ihre Zufluchtsorte nach Siebenbürgen und in die Bukowina, wo sie jedoch mit ihren in voller Umbildung begriffenen Brüdern nur zufällig in Berührung traten, sogar nach Bessarabien, um dort Denkwürdigkeiten abzufassen wie diejenigen, über die sie Berichte in französischen und deutschen Zeitungen gelesen hatten. Die grossen Bojaren wünschten eine organisierte Oligarchie, den früheren Rat, mit zwölf oder zehn Mitgliedern, das „Decemvirat“. Die Moldauer verlangten von der Pforte sogar, dass sie das Land in seinen gegenwärtigen Schwierigkeiten nicht durch die Ernennung eines Fürsten beunruhige, dessen Erhaltung grosse Kosten verursachen würde. Sturdza und Ghica erhielten ihre Throne durch die Beihilfe der kleinen Bojaren, die sich ihrerseits für ein Regime der Oligarchie auf breiterer Grundlage ausgesprochen hatten, das sich aus allen Würdenträgern und Inhabern von Ehrentiteln zusammensetzen sollte. In diesem Sinne verfasste der Vornic Iordachi Drăghici 1822 eine moldauische Konstitution, deren Annahme durch seinen Beschützer und Freund, den Fürsten Sturdza, beschlossen, aber durch die Einsprache des russischen Konsuls verhindert wurde. Er wünschte eine „allgemeine Versammlung“, die sich aus Delegierten des Richterstandes und der Adligen aller Rangklassen zusammensetzen und deren Beschlüsse nur dem von dem ganzen Adel gewählten Fürsten vorgelegt werden sollten; die Verwaltung war dem letzteren vor-

behalten, aber die Versammlung sollte auch die Kontrolle des Finanzwesens haben. Selbst nachdem dieses Projekt in den Archiven des Konsulates begraben worden war, hielt die Aufregung an: man wollte um jeden Preis eine Konstitution haben, eine wirkliche Konstitution, wie diejenige, für die im Westen die carbonari konspirierten, Barrikaden errichtet wurden und rechtmässige Throne stürzten.

Als die Russen 1829 daran dachten, den Fürstentümern, deren offizielle Beschützer und natürliche Schiedsrichter sie seit einem halben Jahrhundert waren, eine neue, moderne Form zu geben, ersuchten sie die führenden Bojaren, dieses Grundgesetz auszuarbeiten, das, um die Ohren der Diplomaten der Heiligen Allianz nicht zu beleidigen, einfach „Organisches Regulament" genannt wurde. Der Dichter Conachi, der edle Grieche Vellaras aus Bukarest und andere arbeiteten lange mit wahrhaft patriotischem Eifer in dem gleichen aufgeklärten Geist daran, der auch dem russischen Generalgouverneur oder „Präsidenten des ausführenden Divans", dem Voltairianer und leidenschaftlichen Anhänger der Gleichheit und Freiheit, dem General Graf Paul Kisselew, eigen war; die Sekretäre der Kommission waren Asachi, der moldauische Schriftsteller, und ein junger, unermüdlich tätiger walachischer Bojare von hervorragender Intelligenz, Barbu Ştirbei (Stirbey). Man erreichte endlich die Trennung der Gewalten, den Rat der Minister, eine Bureaukratie in französischem Sinne, ein organisiertes Finanzwesen, ein ganz neues Fiskalwesen, Gemeinderäte und diese so lang ersehnte nationale Armee, die „Miliz". Von nun an gab es keine anderen Bojaren als die Beamten. Der Fürst wurde, wie es in dem Projekt von 1822 vorgesehen war,

gewählt, aber von einer „Generalversammlung", die aus 150 Mitgliedern bestand, die alle den Reihen der grossen Bojaren angehörten. Die gewöhnliche „National-versammlung" bestand aus Bojaren, die von Bojaren gewählt wurden. Sie hatte das Recht, in Petersburg und auch in Stambul gegen den Fürsten Beschwerde zu führen, und der Fürst wieder, der „wegen Vergehen abgesetzt" werden konnte, wenn der Beschützer und der Lehnsherr dieser Meinung waren, hatte das Recht, die Versammlung vor diesem fremden, höchsten Tribunal anzuklagen und sie sogar aufzulösen.

Die Oligarchie war befriedigt: eine schöne, moderne, harmonische Form bedeckte den alten Bau des Mittelalters, den man anzutasten sich wohl gehütet hatte. Der Bürgerstand, der durch die rasche Verschmelzung der christlichen Elemente in der Walachei schon national gesinnt war, war einflusslos; in der Moldau hatte ihn die grosse Invasion der galizischen Juden im 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts im Keime erstickt. Was den Bauern anbelangt, so hatte dieser nicht einmal das Recht, seine Gemeinde zu verwalten, er durfte für die Versammlung, die man wie zum Hohn, „national" nannte, nicht stimmen. Wenn er nach dem Gesetz auch nicht mehr der alte Leibeigene war, so war er es in der Tat doch; und die Arbeitstage für den Herrn, die scheinbar im Ausmaß so bescheiden waren, bestanden in Wirklichkeit aus ebensovielen Wochen. In Wirklichkeit bezweckten diese Maßnahmen, den Fürsten mit den Bojaren ständig in Gegensatz zu bringen, deren Führer den Thron für sich erträumten, selbst wenn sie das ritterliche Wesen eines Câmpineanu zur Schau trugen, und die Situation war besonders für den Konsul von Russland günstig, der oft einfach ein deutscher

oder polnischer Abenteurer, lüstern, ehrgeizig und zänkisch und so schlecht wie nur möglich erzogen war. Die Bojaren konnten sich untereinander niemals vertragen und der „Hospodar", ein früherer Bojare, musste trotz seines lebenslänglichen Vorrechtes wieder in die Reihen der Bojaren zurückkehren. Von den vier Fürsten dieser Epoche des Organischen Regulaments beendigte sein Leben nicht einer auf dem Thron: Alexander Ghica wurde abgesetzt; sein Nachfolger in der Walachei, Georg Bibescu, durch eine Revolution gestürzt; der dritte walachische Fürst, Barbu Ştirbei, verlor während des Krimkrieges seinen Thron, ebenso wie sein moldauischer Nachbar Gregor Ghica IV., dessen Vorgänger, Michael Sturdza, abzudanken gezwungen worden war. Es wurden freilich neue Strassen erbaut, städtische Arbeiten durchgeführt, Schulen errichtet, wie z. B. die von Sturdza in Jassy gegründete „Akademie", die mit der Bukarester Schule von Skt. Sava rivalisierte. Aber die früher herrschende Klasse hatte ihre Unfähigkeit bewiesen, irgend etwas anderes zu machen als Intriguen zu spinnen, eine raffinierte Kunst, welche von Byzanz nach dem Phanar verpflanzt worden war und vom Phanar nach den donauischen Hauptstädten.

Die rumänische Literatur in den Fürstentümern

Das Leben der Nation spielte sich tatsächlich anderswo ab. Lazăr, vollständig gebrochen, mit dem Tode ringend, hatte nach den Wirren von 1821 Bukarest verlassen, die Zukunft des Landes segnend, dessen gedemütigten Geist er durch seinen starken Glauben aus tiefster Niedergeschlagenheit eben wieder aufgerichtet

hatte. Aber, während er zu den Seinen ging, um in der Nähe der Kirche seiner Bauernvorfahren zu sterben, hinterliess er Schüler, von denen einige nach dem Westen geschickt wurden, nach Pisa und nach Paris, um dort zu studieren, bevor sie im Unterricht, der rasche Fortschritte machen sollte, Verwendung fanden [1]). Der Lieblingsschüler Lazărs war Johann Eliad (Heliade). Aus der bescheidenen Bürgerklasse hervorgegangen, konnte er sein Vaterland nicht vor 1848, d. h. erst in reifem Alter verlassen; er verbrachte also seine ganze Jugend inmitten der einzigen Wirklichkeit seiner Rasse. Eliad liess sich später, als er meinte das Volk glauben machen zu können, dass er vom Fürsten Radu, dem vermeintlichen Gründer der Walachei, abstamme, auch Rădulescu nennen. Bis zum Schluss haftet seinem Unterricht, seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten und ebenso seiner berühmten, 1829 erschienenen Grammatik, seiner im selben Jahre erschienenen Zeitung, dem „Curierul Românesc", seinen Übersetzungen französischer Literatur, in Prosa und Versen, und seinen eigenen Werken der Geist seines Heimatbodens an, dieser Geist, der sich aus Volkshumor, rührender Poesie, starker, unversöhnlicher Logik und auch aus Leidenschaft und Rachsucht zusammensetzt. Junge Offiziere aus den Reihen des kleinen Adels der Provinz wie Vasile Cârlova, oder aus den Reihen der Genossen der Aristokratie wie Gregor Alexandrescu waren seine literarischen Mitarbeiter; sie müssen als die ersten modernen Dichter der Nation betrachtet werden. Während Cârlova nicht Zeit hatte, sein Talent als elegischer Dichter, das in seinen „Ruinen von Târgovişte" zutage trat, zu entwickeln, so fand Alexandrescu, der sich in seinen

[1]) S. meine Istoria Învăţământului, Bukarest 1928.

Liebesliedern als ziemlich mittelmäßiger Lyriker zeigte, in den wesentlichen Eigenschaften der rumänischen Seele, die eine ganze satirische Literatur voll treffenden Witzes und Bosheit hervorgebracht hat, die besondere Würze seiner Fabeln, die würdig sind, an die Seite jener La Fontaines gestellt zu werden, ja diese in bezug auf ihre wirkliche politische Bedeutung, den Einfluss, den sie sogar auf die Entwicklung der Gesellschaft ausübten, übertreffen; die ganze dünkelhafte Armseligkeit, der ganze verächtliche Hochmut einer Epoche, in der die Parvenus die Reihen des alten, aussterbenden Adels auffüllte, lebt in seinen Gleichnissen, deren Form so gefeilt ist, dass sie trotz der Unsicherheit des damaligen Stiles klassisch zu nennen ist.

Siebenbürgen beeilte sich Mitarbeiter zu senden, die, bäuerlicher Herkunft wie Lazăr, gleich ihm keine ihren Neigungen entsprechende Beschäftigung in diesem engen Milieu gefunden hatten, wo jeder Fortschritt der Rumänen von dem kleinlichen und argwöhnischen österreichischen Regime, auch bevor 1867 die rohe Tyrannei des magyarischen Regimes einsetzte, mit grossem Misstrauen betrachtet wurde. Die neue Schule des „Organischen Regulaments“ wurde also, ein wenig gegen den Exklusivismus Eliads, in der Walachei von diesen Siebenbürgern gegründet, unter denen August Trebonius Laurian ein bedeutender Philologe und Historiker und sein Vorgänger Johann Maiorescu einer der Hauptträger der moralischen Erziehung des Landes war. Maiorescu war ein grosser Gegner ungenügend assimilierter, fremder Einflüsse, leerer Formen, — „Larven ohne Gehirn“, wie er in einer polemischen Schrift sagt, — und verdammte streng die adlige Klasse, die unfähig war, sich zu erneuern, und ihre armseligen Stellvertreter, die zu

Macht und Einfluss nicht durch Arbeit und bürgerliche Sparsamkeit, sondern durch Gunst und Intriguen einer ziel- und hemmungslosen Bureaukratie gelangten. Der gute bäuerliche Geist seiner Provinz wagte es auf die Gefahr hin, eine Laufbahn hingebungsvollster Arbeit und fortwährender Opfer zu zerstören, sich gegen den frechen Übermut der Herren des Tages zu erheben.

Aber schon begann man die jungen Leute aus guten Familien ins Ausland zu schicken, die in Bukarest ihre Studien unter der Leitung solcher Lehrer, wie z. B. des französischen Professors Vaillant, der einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung des öffentlichen Unterrichtes in Rumänien hatte, beendet hatten. Die Brüder und Vettern Golescu wurden in die Schweiz geschickt; sie stammten von Konstantin ab, dem ersten Bojaren, der einen Bericht über seine Reisen in der Fremde hinterliess, in dem traurige Betrachtungen über den Zustand seines Vaterlandes und besonders den der Bauern enthalten sind, und von Radu, dem Grammatiker und Geographen. Einige gingen nach Paris, wo sie den revolutionären Geist einsogen, der seine Revanche unter dem Regime der Bourbonen des älteren Zweiges und selbst unter dem bürgerlichen Königtum Louis-Philipps vorbereitete. Dieser Geist fand in ihren jungen Seelen um so eher Widerhall, als er in der Walachei und in der Moldau einen natürlichen Gegensatz bildete zu den Tendenzen des zaristischen Russland, das durch die Annexion der Fürstentümer den Bosporus beherrschen und die Frage des Orients endgültig lösen wollte. So kam gegen 1848 ein neuer, aus dem Westen stammender Faktor zu den übrigen, die man insoweit sich angeeignet hatte, als sie unter den gegebenen Umständen anwendbar waren und geeignet schienen, die Entwicklung der ru-

mänischen Kultur zu beschleunigen, deren Quelle in ihr selbst und in der Gesellschaft lag, die sie widerspiegelte.

Zu dieser Zeit war die Initiative an die Moldau übergegangen. Dort war es Asachi, der die Bewegung geleitet hatte. Er war der Gründer eines rumänischen Theaters, das vor dem Jahre 1821 den Aufführungen voranging, die in Bukarest von der „Philharmonischen Gesellschaft" der jungen Bojaren veranstaltet worden waren; er war ein Journalist wie Eliad, der unter dem von Russland ausgehenden Antrieb, im gleichen Jahre mit seinem Rivalen seine „Rumänische Biene" herausgab; er war der Organisator nationaler Schulen, die ihren Höhepunkt in der „Akademie" Michael Sturdzas erreichen sollten; er hatte ein feines Gefühl für die Form und einen geläuterten Kunstsinn, der Eliad abging. Und doch zeigt sich in seinen Schriften, die besonders von der italienischen, klassischen und romantischen Literatur, die er ausgezeichnet kannte, beeinflusst waren, die rumänische Seele nicht; seine Verse, die schön, aber kalt sind, machen die Herzen nur erzittern, wenn er den grossen römischen Ursprung berührt oder die patriotischen Hoffnungen der Nation. Was Konstantin Negruzzi betrift, der jünger war als er, ein diskreter Erzähler, in der Art Prosper Mérimées, ein von dem romantischen Werk Puschkins beeinflusster Dichter, ein Meister der eben im Entstehen begriffenen rumänischen Prosa, so war dieser nur eines der besten Produkte des fremden Einflusses, der die neue Literatur in eine Sammlung mehr oder weniger glücklicher Nachahmungen zu verwandeln drohte.

Um das Jahr 1840, als Negruzzi schon ausgereift war, erschien eine neue Generation. Ihr hauptsächlichster

Vertreter als Dichter ist Basil Alecsandri. Ein Mann von aussergewöhnlich lebhaftem Geist, von bis dahin im Lande nicht dagewesener schöpferischer Ursprünglichkeit, gewinnend durch seinen eleganten Stil, verstand es dieser Sohn eines reichen Bojaren der neueren Zeit, der Volkspoesie, den Balladen und Klageliedern echte Töne zu entnehmen, oder der rumänischen Vergangenheit, die auch Negruzzi in seinen historischen Novellen behandelt hatte; er konnte seine flüssigen und glänzenden, aber leichten und kalten Verse mit Bauernnamen und dörflichen Gebräuchen schmücken, aber er stieg niemals in diese Tiefen hinab, wo sich die wesentlichen Eigenschaften eines Volkes enthüllen. Ein anderer Meister poetischer Sprache, Demetrius Bolintineanu, dessen Vater aus dem Pindus stammte, wurde zu seiner Zeit noch mehr verehrt von einer leichtfertigen Gesellschaft, die allzuoft Zerstreuung suchte in dem, was einer Nation erst das Recht zum Leben gibt; aber seine Verse wurden schliesslich nur ein wohlklingender Wortschwall, ein Gezwitscher ohne Sinn.

Der Zeitgenosse und Freund Alecsandris, Michael Kogălniceanu, kam fast zur selben Zeit aus dem Westen zurück, wo er in Lunéville und dann in Deutschland studiert hatte; während er seine Frische der Begeisterung beibehielt, seine muntere Wissbegier, seine Fähigkeit, bei jeder höheren Idee und bei jedem edlen Gefühl zu erzittern — alles lateinische Eigenschaften, — so verdankte er es der Natur seiner besonderen Beschäftigung und dem Einfluss des damals in der Geschichte herrschenden Ranke, dass er nicht in die oberflächliche, schillernde und unfruchtbare Nachahmungsmanie verfiel. Er studierte die alten Chroniken und veröffentlichte sie, nachdem er sie für seine „Ge-

schichte der Rumänen", die in Berlin französisch erschien, verwertet hatte, in seiner grossen Quellensammlung; er machte sich vertraut mit den alten Urkunden und gab sie in seiner Archiva Românească heraus; er erwarb sich mühevoll die Kenntnis des rumänischen Lebens aller Klassen und aller Provinzen, die sich auch in der Richtung seiner Zeitschrift Dacia Literară offenbarte; er blieb als Offizier, als Rechtsanwalt, dann als Landwirt und Gewerbetreibender in ständiger Berührung mit den sozialen Wirklichkeiten seiner Zeit; unter den damaligen Politikern hatte er den weitesten Blick und entdeckte am sichersten den Weg, der zur einzig möglichen Zukunft seiner Nation führen sollte.

Die beiden Strömungen im neuen Leben dieser Jugend: diejenige, die knechtisch den Westen kopierte, und diejenige, die in den Traditionen des Landes und in den Eigenschaften der Rasse eine Richtung suchte, trafen sich während der Ereignisse des Jahres 1848.

Revolutionäre Versuche und rumänische Propaganda im Ausland

Die Februarrevolution beschleunigte die Rückkehr der rumänischen Studenten, der Brüder Demetrius und Ioan Brătianu, des Konstantin A. Rosetti und anderer in die Walachei; alsbald gab es geheime Bewegungen, ein Attentat auf den Fürsten Bibescu, einen vornehmen, aber kraftlosen Romantiker. Zur selben Zeit vereinigte sich Eliad, der ein mystisches Ideal der menschlichen Freiheit, wie es sich in der Bibel findet, verfolgte und zugleich seinen persönlichen Ehrgeiz befriedigen wollte, mit einem der Golescus der neuen Generation, mit einigen jungen Offizieren und einem Dorfpriester, um

in Islaz an der Donau, in Oltenien, die Revolution auszurufen. Er wandte sich, dem Beispiel Tudors folgend, nach Bukarest, um bald zu erfahren, dass der Fürst in dem Augenblick, wo man der Menge die revolutionäre Proklamation vorgelesen, abgedankt habe. Eine provisorische Regierung, die sich aus den Führern der beiden, in Ursprung und Charakter so ganz verschiedenen Bewegungen zusammensetzte, hatte von Juni bis September die Macht in Händen, geriet aber mit den Milizkommandanten bald in Konflikt und musste sogar in einer Stunde der Panik das Terrain den Bojaren überlassen. Die ottomanische Intervention, die von der Schutzmacht, welche ihre Truppen schon in die Moldau gebracht hatte, gefordert wurde, führte zur Einsetzung einer fürstlichen Stellvertretung; nach einem Scharmützel zwischen den Truppen des Sultans und den militärisch organisierten Feuerwehrmännern von Bukarest, die zu ihrer Begrüssung sich eingefunden hatten, wurden die Statthalter verjagt und die Führer der Bewegung aus dem Lande verwiesen. Der russische Einfluss, den man hatte ausschalten wollen, kehrte noch drohender zurück und die russisch-türkische Konvention von Balta-Liman, die eine Periode der Besetzung durch die militärischen Kräfte der beiden Kaiserreiche festsetzte, beschränkte die Regierungsdauer der neuen Fürsten, Gregor Ghicas in der Moldau und Ştirbeis in der Walachei, auf sieben Jahre.

Zur selben Zeit hatten sich die Rumänen Siebenbürgens im Sinne der seit fünfzig Jahren unterbrochenen Tradition des S u p p l e x L i b e l l u s als Nation konstituiert. Während die Magyaren, auf die passive Natur der ihrem Kaiser treu ergebenen Sachsen bauend, grosse Anstrengungen machten, um den Land-

tag zu bestimmen, die Vereinigung der siebenbürgischen Provinz mit dem Königreich Ungarn zu beschliessen — der Ruf lautete „Union oder Tod" —, vereinigte sich die rumänische Jugend der Schulen und ihre neuen Professoren Simeon Bărnuţ und Timotheus Cipariu, der zukünftige Philologe, sowie auch die Beamten der Staatskanzleien, ohne vorher die Meinung der unierten Geistlichkeit eingeholt zu haben, die unter dem Bischof Leményi ihre Mission im Stiche gelassen hatte, um in Blasendorf einen feierlichen Protest zu organisieren. Eines Sonntags nach Ostern fand in der Ebene der Kokeln, in der Nähe der bischöflichen Stadt dieser „Unierten", eine vorbereitende Versammlung der Bauern statt; dann am 3. Mai eine andere Versammlung, die einen ganz aussergewöhnlichen Charakter trug: Tausende von Landleuten und Hirten eilten herbei, um den Reden ihrer Führer, der Priester und Professoren, zu lauschen. Die Kirche von Blasendorf musste vor dem grossartigen Charakter der Bewegung kapitulieren und der Bischof ging dem Manne entgegen, der nach dem Tode Mogas zum Bischof der Orthodoxen erwählt worden war, Andreas Şaguna, dem Sohn eines Kaufmannes aus Makedonien, der sich in der österreichischen Monarchie niedergelassen hatte. Unter den Organisatoren war auch der Redakteur der ersten rumänischen Zeitschrift, die für die Rumänen Siebenbürgens erschien, der „Blätter für Geist, Gemüt und Literatur" (seit 1838); es war dies Georg Bariţiu, auch ein Bauernsohn ebenso wie Bărnuţiu, Cipariu und die anderen Urheber der grossen nationalen Kundgebung. In diesen Bauern, die der neuen rumänischen Nation, als „einem autonomen und integrierenden Teil Siebenbürgens, auf der Grundlage gleicher Freiheit für alle" zu-

jauchzten, begrüssten alle Faktoren des religiösen, literarischen und Schullebens, die mächtigste Garantie einer nationalen Zukunft. Zu gleicher Zeit entstanden ähnliche Bewegungen, mit gleichen Zielen im serbischen Banat, wo die Rumänen jetzt nationale Absonderung und besondere, sowohl religiöse, als auch politische Organisation verlangten.

Die Magyaren antworteten mit dem Beschluss vom 29. Mai, durch den Siebenbürgen an Ungarn angeschlossen wurde. Anfangs voll Ehrfurcht gegen die Person des Kaisers Ferdinand, lösten sie sich später von den Habsburgern unter dem jungen Franz Josef los, der nach der Abdankung seines Onkels dessen Nachfolger wurde, und riefen die Republik aus. Die Rumänen, in denen man nur „Individuen mit gleichen Rechten“ sehen wollte, die einen Teil der magyarischen politischen Nation bildeten, antworteten mit Vorstellungen beim Hofe, mit heftigen Kundgebungen der „Grenzer“, mit Zusammenkünften in Blasendorf und endlich, als die Kaiserlichen militärische Maßregeln gegen die ungarischen Rebellen ergriffen hatten, organisierten sie einen Aufstand; übrigens hatte der General selbst, der im Namen des Kaisers in Siebenbürgen befahl, ihnen geraten, dieses zu tun.

Obwohl Şaguna, ein Mann von mächtigem organisatorischem Talent und hohem Ansehen, sowohl bei Hofe, als auch bei seinen Getreuen, sich offen für die kaiserliche Sache erklärte und darauf einging, mit einem sächsischen Delegierten die Karpathen zu überschreiten, um die Russen des General Lüders um ihr Dazwischentreten in Siebenbürgen zu bitten, so liess er es dabei bewenden und wollte die heroischen Bemühungen der rumänischen Banden, die sich unter der Füh-

rung eines jungen Rechtsanwalts, Avram Iancu, einem Sohn der Berge, dort gebildet hatten, wo einst Sophronius und Horea gekämpft hatten, nicht durch seine bischöfliche Autorität stützen.

Was die „Intellektuellen“ anbelangt, die zurückgekehrten Professoren aus der Walachei, die Schriftsteller, die Priester, alle diese Bauernsöhne, die während ihrer langen Studienjahre so schwer von der Arbeit rauher Hände erhalten worden waren, so wollten diese nichts riskieren. Der „König der Berge“ liess sich dadurch nicht entmutigen: mit seinen „Tribunen“, seinen Offizieren, mit der Menge, in der sich auch Frauen befanden, kämpfte er, nur über einfache Kanonen aus Kirschholz verfügend, bis zu Ende, d. h. bis die Fahne der Habsburger über ganz Siebenbürgen flatterte.

Diese schweren Opfer wurden indessen nicht entsprechend belohnt. Avram Iancu, der nie eine persönliche Gnade für sich in Anspruch nehmen wollte, verlor darüber den Verstand; er starb, nachdem er vor Verzweiflung verrückt geworden war. Şaguna selbst, der geglaubt hatte, die rumänische Einheit in Österreich mit einem Woiwoden, einem nationalen Kongress und dem Kaiser als Grossherzog schaffen zu können, wurde von den militärischen und zivilen Behörden der Provinz nicht immer respektiert. Es bedurfte vieler Bemühungen, um die Wiedererrichtung der früheren Metropolie zu erreichen; als Nachfolger des Erzbischofs von Weissenburg wurde der „unierte“ Alexander Sterca Şuluţiu anerkannt (zwischen 1853 und 1855). Şaguna, dessen Geduld erschöpft war, sollte nicht einmal angehört werden, als er um die Schaffung wenigstens einer einzigen rumänischen orthodoxen Kirche in den Staaten des Kaisers bat, die Siebenbürgen selbst, das Banat, die äusseren

Komitate und die Bukowina in einer hierarchischen Form umfassen sollte. Wien war eher geneigt, den übertriebenen Ehrgeiz Eugen Hacmans, jenes Bischofs der Bukowina zu befriedigen, aus dem man später einen zweiten rumänischen Metropoliten machte, und ihm auch einen Suffraganbischof in Zara gab.

Im Dezember 1863 wurde der Sitz von Hermannstadt zum Erzbistum erhoben. Der „erzbischöfliche Sitz der griechisch-orientalischen Rumänen Siebenbürgens und Ungarns“ wurde (1868) dank seines Oberhauptes, eine rein völkische Einrichtung; das „Organische Statut“ bestimmte, dass das Prinzip der Volkswahl für alle Grade der religiösen Hierarchie und der Schulorganisation, die mit ihr identisch war, gelten solle. Eine vollkommene Autonomie für alle diese Grade gestattete die absolute Dezentralisation, die auch zum demokratischen Charakter dieser Kirche, einer wahren nationalen Hochburg, beitrug. Ein Kongress, der sich aus 90 von der Nation gewählten Mitgliedern zusammensetzte, musste jährlich einmal zusammentreten, um alle auf die kirchliche und Schulverwaltung bezüglichen Beschlüsse zu fassen. Der ungarische Staat, der durch den dualistischen Vertrag von 1867 geschaffen worden war, behielt sich aber von Anfang an die Kontrolle über die Debatten vor und gewisse Mittel, sich in die Tätigkeit der Synoden einzumischen. Was die unierte Kirche anbelangt, so wurde das Volk seit 1873 zu den Verhandlungen, die den Unterricht und das Finanzwesen betrafen, zugelassen; in allen anderen Angelegenheiten war man an die katholischen Regeln gebunden. Şaguna, von einer neuen Generation, die mehr von weltlichen Gefühlen beherrscht wurde, mit Misstrauen und sogar mit Feindseligkeit betrachtet, konnte in Frieden sterben: sein Werk war vollendet, und es war ein grosses Werk.

Vereinigung der Fürstentümer

Diese Fortschritte konnten sich in Siebenbürgen vollziehen, weil die Masse der ländlichen Bevölkerung ihre Grundlage bildete. In der Walachei hatte man dieses Volk nicht gekannt, als es sich darum handelte, die grosse, umwälzende Revolution vorzubereiten, die so kläglich endete. Eine Kommission des Eigentums hatte sich in Bukarest unter dem Vorsitz des moldauischen Agronomen Johann Ionescu gebildet, dessen Kompetenz im allgemeinen anerkannt wurde. Zum ersten Male nach den grossen Volksversammlungen, in denen die neuen Fürsten begrüsst und Maßnahmen zur Wiedereinführung der guten, alten Bräuche getroffen wurden, sassen die Bauern in gleicher Zahl neben ihren früheren Waffenkameraden, den Bojaren. Sehr schöne Reden, von echt römischer Einfachheit, wurden von den Vertretern dieser Landleute gehalten, die nichts anderes verlangten als das Recht, den Boden zu kaufen, den man ihnen genommen hatte; was das Bezahlen anbelangte, so wussten sie wohl — und sprachen es auch in prächtiger Weise aus —, dass alles Gold des Landes durch Generationen hindurch einzig von ihrer Hände Arbeit kam. Weil aber die Verhandlungen zwischen den Klassen, die sich zum revolutionären Werk verbunden hatten, Zwietracht zu säen drohten, schloss man die Türen des Saales, ohne eine Entscheidung getroffen zu haben.

In der Moldau hatte es keine Revolution gegeben. Kogălniceanu, der Führer der Jugend, wollte nur die strenge Durchführung des Regulaments. Im März des Jahres 1848 wurden über diesen Gegenstand Reden gehalten; den Debatten setzte Michael Sturdza, als sein Sohn an der Spitze der Polizei erschien, ein Ende. Die

angeblichen Förderer der Unruhen wurden in die Bergklöster verbannt und verliessen bald darauf das Land.

Am 3. Mai sah man einige in Blasendorf, während die anderen sich in die Bukowina geflüchtet hatten, in das gastfreie Haus des alten Bojaren Eudoxius Hurmuzaki. Die Verbannten, die durch Siebenbürgen durchzogen, zollten den Bauern, die die autonome rumänische Nation verkündeten, Beifall, während ihre Kameraden in der Bukowina die Bemühungen der Söhne des alten Hurmuzaki unterstützten (einer von ihnen, gleichen Namens, war der bedeutendste Geschichtsschreiber der Rumänen in Österreich), die die Führer der nationalen Bewegung in dieser Provinz geworden waren, wo sie auch unter Mithilfe ihrer Gäste das Blatt „Bucovina“ mit panrumänischem Programm herausgaben. Bald darauf fanden sich neben den verbannten Walachen: Eliad, dem edlen Nikolaus Bălcescu, dem Geschichtsschreiber Michaels des Tapfern, den Brătianus und Rosetti auch Moldauer ein, die mit der gleichen Energie in den Versammlungen, Zeitschriften und Tageszeitungen ebenso wie in den Kabinetten der Diplomaten sich zu dem Glaubensbekenntnis der rumänischen revolutionären Jugend bekannten, dessen ersten Punkt die Vereinigung der Fürstentümer bildete.

Aber die anfänglichen Unterschiede zwischen den Walachen aus Bukarest und den Moldauern aus Jassy bestanden weiter. Die ersteren träumten nur von politischen Revolutionen, ausgenommen Bălcescu, der in einer französisch geschriebenen Broschüre die Agrarfrage in den rumänischen Ländern aufrollte; die anderen waren leidenschaftliche Nationalisten: sie wollten die soziale Frage durch die notwendig gewordene Union lösen, durch die Unabhängigkeit, die ihre natürliche

Folge sein würde, nicht um eine Plattform für die mehr oder weniger oberflächlichen Nebenbuhlerschaften oder für Parteistreitigkeiten zu schaffen, sondern um ein tatkräftiges und bewusstes nationales Leben hervorzurufen, das fähig sein würde, neue Formen der Kultur zu entwickeln, indem es die fremden Einflüsse absorbierte. Der Geist Kogălniceanus beherrschte sie alle, und dieser Geist, einer tausendjährigen Tradition entsprechend, war der einzige, von dem eine reale Politik ausgehen konnte.

Der Krimkrieg brach aus. Vom ersten Augenblick an fühlten die verbannten Rumänen, dass der Konflikt für ihre Nation eventuell von grosser Bedeutung sein würde, dieser lang erwartete Konflikt zwischen Frankreich und England einerseits, denen sich seit bald dreissig Jahren, d. h. seit den von Johann Câmpineanu unternommenen Reisen in den Westen, um die rumänische Union durch die Seemächte fördern zu lassen, alle Patrioten zuwandten, die von einer besseren Zukunft träumten, und der Schutzmacht andererseits, die auf keines ihr durch Vertrag garantierten Rechte verzichten wollte. Einige wollten in den Reihen der Alliierten kämpfen und begaben sich sogar in das türkische Lager, wo sie indessen, besonders durch österreichische Intriguen, gehindert wurden, am Kampfe teilzunehmen.

Diese Verbündeten hätten die Russen, die infolge des Konfliktes mit der Pforte im Juni des Jahres 1853 wieder in die Moldau zurückgekehrt waren, gerne aus den Fürstentümern vertrieben. Aber Österreich, in der Hoffnung, diese seit fast zwei Jahrhunderten heftig begehrten Provinzen endlich zu erwerben, beeilte sich, sie bis zum Abschluss des Friedens zu besetzen; ein mit dem Sultan förmlich geschlossener Vertrag berechtigte

sie dazu. So gab es keine nähere Berührung zwischen den Engländern und Franzosen, die vor Sebastopol kämpften und den Rumänen, die ihre Befreiung und ihre Union von diesen erwarteten.

Im Jahre 1855 verhandelte man mit dem besiegten Russland über den Frieden; England und Frankreich brachte bei der Wiener Konferenz die Frage der Union zur Sprache. Wenn später die englische Diplomatie, bestimmt durch ihre eigenen Traditionen, die die ottomanische Integrität erhalten wollten, und mit Rücksicht auf ihre mehr oder weniger gut verstandenen Handelsinteressen so weit ging, sich dem Widerspruch der Türken und Österreicher anzuschliessen, so weigerte sich Napoleon III. seine eigenen Diplomaten anzuhören, die es müde waren, sich in einem allem Anschein nach vergeblichem Kampfe aufzureiben: er wollte an der Donau ein starkes Volkstum gründen, das notwendig war als politische Form der orientalischen Latinität und als Schutzmauer gegen den russischen Ausdehnungsdrang gegen Konstantinopel. Darum wurde das südliche Bessarabien, das heisst die Distrikte von Cahul, Bolgrad und Ismail, und sogar die Donaumündungen, die später der Türkei zufielen, wieder mit dem moldauischen Fürstentum vereinigt.

Der endliche Entschluss des Kongresses, die Rumänen, um ihre Wünsche kennen zu lernen, selbst zu befragen, ist auch dem Einfluss des einem Plebiszit geneigten Kaisers zuzuschreiben. Die im Jahre 1849 ernannten Fürsten waren nicht mehr da; „Kaimakame" oder fürstliche Statthalter mussten Versammlungen einberufen, denen man, um der Pforte zu schmeicheln, den türkischen Namen Divans, D i v a n s a d h o c, gegeben hatte. Statthalter der Walachei wurde der

der Union fast günstig gesinnte frühere Fürst Alexander Ghica, während in der Moldau der alte, unfähige Bojare Theodor Balş als Nachfolger einen Griechen hatte, den Intriganten Nikolaus Vogorides, den Sohn des Bey von Samos, der 1821 selbst moldauischer Kaimakam gewesen war, und Gatte der einzigen Tochter des Dichters Conachi.

Vogorides, der Fürst zu werden hoffte und jede Gelegenheit benützte, um den grossen Namen seines eingeborenen Schwiegervaters zu nennen, beging die schamlosesten Fälschungen, um den Wahlsieg der Unionspartei zu verhindern. Nicht der zehnte Teil der unabhängigsten Wähler wurde zur Abstimmung zugelassen. Die auf diese, den schlimmsten Traditionen der Levante würdige Weise hervorgegangene Versammlung hätte zweifellos die Aufrechterhaltung der politischen Trennung verlangt. Man wandte sich daher an Napoleon III. Die Frau des Vogorides selbst hatte den Gegnern ihres Mannes die offenkundigen Beweise für die Ränke geliefert, die der Kaimakam mit den türkischen Ministern und Österreich spann, dessen Konsul, der überall von dem französischen Konsul Place bestürmt wurde, Himmel und Erde in Bewegung setzte, um seine Ziele zu erreichen. Der Vertreter des Kaisers in Konstantinopel erhielt also den Befehl, die Fahne zu streichen, wenn der Grosswesir darauf bestehen sollte, die Gesetzmässigkeit der moldauischen Wahlen anzuerkennen. Dieses letzte Mittel hatte Erfolg; die Wahllisten selbst wurden annulliert. Dafür fand sich Napoleon, der mit der Königin Viktoria persönlich in Osborne eine Übereinkunft traf, bereit in diesem Rumänien, das er wünschte, nicht anderes zu sehen als „eine Vereinigung der beiden Fürstentümer in militärischer,

finanzieller und gerichtlicher Beziehung". Er hoffte in der Moldau einen seiner besten Statthalter, den General Pélissier einsetzen zu können.

Die neuen Versammlungen waren von demselben rein unionistischen Geist erfüllt, aber der Unterschied zwischen den Ansichten der Walachen und denen der Moldauer blieb weiter bestehen. Während in Bukarest die öffentlichen Reden hauptsählich liberale Sorgen widerspiegelten, beschäftigten sich die moldauischen Vertreter, nachdem sie am 19. Oktober 1857 über die Punkte des gemeinsamen Programmes: Vereinigung der Fürstentümer, Autonomie, fremder Fürst, durch die grossen Mächte garantierte Neutralität (wie es in Belgien der Fall war), parlamentarische Regierung abgestimmt hatten, mit der Frage der Bauern, die von einigen energischen und verständigen Mitgliedern ihrer Klasse, welche für Ordnung und Freiheit eintraten, vertreten wurden.

Auf der Basis dieser feierlich ausgesprochenen Wünsche verfasste die Konferenz von Paris im August 1858 jene „Konvention", die, an Stelle des „Organischen Regulamentes" tretend, die neue Konstitution sein sollte, die den „Vereinigten Fürstentümern" von den Garantiemächten verliehen wurde. Diese bestimmte, dass es zwei Fürsten geben solle, zwei Hauptstädte, zwei Ministerien, zwei Versammlungen; aber, um diese stark eingeengte „Union", auf die man sich geeinigt hatte, sicherzustellen, bildete man eine gemischte gesetzgebende Versammlung, die in Focşani, an der Grenze beider Gebiete, ihren Sitz hatte, einen gemeinsamen Kassationshof, und es bestand die Möglichkeit, die beiden Armeen zum gemeinsamen nationalen Verteidigungswerk zu vereinigen.

Wir müssen aber noch einmal feststellen: das Leben eines Volkes wird nicht durch Bedingungen bestimmt, die ihm äussere Umstände schaffen können, sondern vielmehr durch das, was es selbst dank seiner Fähigkeiten, seiner Arbeit und seines Mutes in diese Formen, die eine breitere Auslegung immer noch zulassen, hineintragen kann. Diese Tatsache trat bei dieser Gelegenheit wieder klar hervor. Im Jahre 1858 wurden Versammlungen gewählt, die jedem der Vereinigten Fürstentümer sein eigenes Oberhaupt geben sollten. Schon zeigten sich partikularistische Kandidaturen: zunächst die früheren Fürsten: Michael Sturdza und sein Sohn Gregor auf einer Seite, Bibescu, Ştirbei und möglicherweise auch Alexander Ghica auf der anderen; dann die Führer der Revolution, der Emigranten und der neuen Jugendbewegung. Selbst Alecsandri war unter den Anwärtern, während Kogălniceanu sich fernhielt.

Aber die Notwendigkeit des Geschehens und die Logik der nationalen Entwicklung entschieden anders. Unter den rumänischen Unionisten gab es eine ganz besonders sympathische Persönlichkeit, sympathisch trotz ihrer Fehler, und vielleicht gerade wegen der freimütigen Art, dieselben einzugestehen. Ein guter Kamerad beim Vergnügen und beim Kampfe, hatte dieser Bojarensohn, der einer Familie entstammte, welcher zwei Rebellen angehört hatten, — von denen der eine, weil er nach dem Thron trachtete, hingerichtet worden war —, in Frankreich studiert, um dann als Offizier in die Armee des Vogorides einzutreten. Dieser hielt ihn für unauflöslich verbunden mit seiner Sache und liess ihn rasch bis zum Obersten avancieren. Als er mit der Verwaltung des Departements Covurluiu, dessen Sitz in

Galatz ist, betraut wurde, wollte der Oberst Alexander Cuza mit den gefälschten Wahlen nichts zu tun haben und reichte seine wohlmotivierte Abdankung ein, die viel Aufsehen machte. Als Führer der moldauischen Armee hatte er ein Mittel in der Hand, dem kein anderes gleichkommen konnte. Trotzdem müssen alle, die nicht fähig waren, die höhere Macht zu erkennen, die oft die Taten der Menschen weit über ihre eigenen Absichten hinaus lenkt, sehr erstaunt gewesen sein, als er am Tage nach seiner Kandidierung, am 17. Januar 1859, einstimmig zum Fürsten gewählt wurde. Sie wären noch erstaunter gewesen, wenn man ihnen gesagt hätte, dass dieser neue, in Bukarest unbekannte moldauische Fürst all die mächtigen Kandidaten, die sich den Sieg streitig machen wollten, besiegen werde. Und doch wurde er am 24. Januar (alten Stils) mit derselben Einstimmigkeit auch in der anderen Wahlversammlung ausgerufen.

Cuza nahm ohne Zögern an. Ein Konflikt zwischen Frankreich, das das alleinige Haupt der Fürstentümer stützte, und Österreich, das es gern verjagt hätte, stand unmittelbar bevor; andererseits musste dasselbe Österreich ein Bündnis der Donauländer mit dem irredentistischen Italien und den von der Regierung von Turin unterstützten verbannten Magyaren fürchten; es fand sich also mit dem „fait accompli" ab und Sardinien folgte bald diesem Beispiel. Die Türkei wagte nicht zu intervenieren; später, als der Fürst von Rumänien sich nach Konstantinopel begab, um einem Suzerän zu huldigen, den er bis dahin noch nicht mit seinem Besuch beehrt hatte, willigte man ein, die Union anzuerkennen, aber nur in der Person desjenigen, der sie verwirklicht hatte. Im Januar 1862 gab es nur noch e i n Rumänien: die Ministerien, die Hauptstädte, die Versammlungen hatten sich vereinigt.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Rumäniens Wiedergeburt im 19. Jahrhundert nach der Vereinigung der Fürstentümer.

Soziale Reformen unter dem Fürsten Cuza.

Cuzas Regierung war von kurzer Dauer; im Februar 1866 fiel er einer militärischen Verschwörung zum Opfer, die von den Liberalen und gewissen Konservativen angezettelt worden war, die gleich unzufrieden waren mit dem „Tyrannen", der es wagte, die konstitutionellen oder, besser gesagt, „konventionellen" Formen zu missachten, um seine Mission von Grund aus erfüllen zu können. Um seine Lage völlig zu begreifen, muss man sich vergegenwärtigen, dass es sowohl den Intentionen seiner Wähler als auch dem Gewissen des Erwählten entsprach, seine Stelle nur vorübergehend zu bekleiden: man hatte die Macht in die Hände eines edlen Eingeborenen gelegt, dessen Energie und Freimut man bewunderte, einzig damit er das von den Divanen von 1858 verfasste Programm zur Ausführung bringe.

Es gab Tausende von besitzlosen Bauern, die gezwungen waren, den Bojaren bei Bearbeitung des Bodens persönlichen Dienst zu leisten, den sie verabscheuten, besonders wegen seines willkürlichen Charakters. Ein Fünftel des Gebietes, das einst fromme Gründer ihren Klöstern geschenkt hatten, war, um Usurpationen zu verhindern, nachher unter die Botmässigkeit der Heiligen Plätze gestellt worden, ihnen gewidmet worden, den grossen religiösen Häusern am Athos, in Jerusalem, Alexandrien usw.; die griechischen Mönche hätten als Preis für ihren Beistand nur einen kleinen Teil der Einkünfte für sich fordern dürfen,

statt dessen missbrauchten sie ihre Stellung gröblich. Ebenso wie die Bauernfrage zog sich auch diese Frage der „geschenkten Klöster“ seit Beginn der Ära des „Organischen Regulamentes“ hin und Cuza musste sie lösen, ebenso wie er sich verpflichtet hatte, den Widerstand der Pforte gegen den Akt der Union zu brechen.

Gegen Russland, das die Griechen unterstützte, und gegen England, das die Türken nicht im Stiche lassen wollte, enteignete Cuza die Güter der Klöster, „säkularisierte“ sie und forderte die Mönche auf, ihre Entschädigungsforderung zu stellen; als sie zögerten, bot ihnen die Kammer im Dezember 1863 eine beträchtliche Summe an. Die heiligen Väter hofften dadurch zu gewinnen, dass sie die Angelegenheit in die Länge zogen, und sich an alle möglichen Autoritäten wandten. Im Jahre 1867 erklärte eine andere Kammer die Frage für „abgeschlossen“.

Alsbald begann die Debatte über die Bauernfrage in einer Versammlung, die sich aus unversöhnlichen Bojaren zusammensetzte, unversöhnlich nicht nur wegen ihrer materiellen Interessen, sondern auch weil sie in dem Fürsten einen Despoten sahen, der ihre Empfindlichkeit nicht schonte, einen Feind der hohlen Formeln des Liberalismus, wie sie die neue Epoche des zweiten Kaiserreiches formuliert und angewendet hatte. Man konnte sich nicht einmal so weit verständigen, das Besitzrecht der Bauern auf den dritten Teil der Grundstücke ihrer Vorfahren anzuerkennen, den das „Organische Regulament“ ihnen belassen hatte, während der Rest von nun an das absolute Eigentum eines Herrn sein sollte, der eher ein Usurpator war. Kogălniceanu, den Cuza mit der Durchführung dieser Maßnahmen betraut hatte, riet, ermutigt durch das Beispiel der Schaffung

des neuen französischen Kaiserreiches, das im Plebiszit wurzelte, zu einem Staatsstreich. Das Bodengesetz wurde promulgiert, wie es der Fürst vorgeschlagen hatte; so entstand neben dem Stückchen Land, das dem Bauern zugebilligt wurde, der Grossgrundbesitz, und zwar auf einer soliden Grundlage, während es unablässiger Sorgfalt bedurft hätte, das Feld des früheren Leibeigenen ertragreich zu machen. Es war nicht Cuzas Schuld, wenn es dieser Sorgfalt unter dem neuen Regime ermangelte.

Die fürstlichen Dekrete von 1864 hatten auch einen Senat geschaffen, in welchem die Hälfte der Mitglieder ernannt wurde, und ausserdem hatte das Staatsoberhaupt auch das Recht, den Präsidenten der Kammer zu ernennen und die Geltungsdauer des Budgets zu verlängern.

Dieses Regime des „Statuts", dessen Titel aus dem Königreich Italien stammte, wurde durch eine erdrückende Volksabstimmung und durch die nachherige Genehmigung der Mächte bestätigt; es empörte die Opposition, in der sich, wie schon erwähnt, die Grossgrundbesitzer befanden, die unfähig waren, das Gute, das man ihnen getan hatte, zu schätzen, und ebenso die zum Kriege gegen den „Usurpator" gerüsteten Liberalen. Erst reizten sie, während der Fürst sich im Ausland befand, die Bauern zu einem Aufstand, dann veranlassten sie ein militärisches Komplott, das Erfolg hatte. Schon einige Monate früher hatte Cuza, der durch die Adoption seiner Bastarde neue Unzufriedenheit hervorgerufen hatte, formell seine Bereitwilligkeit erklärt, nach Vollendung seines Werkes der ihm anvertrauten Macht, die seine starke und lautere Seele nie mit Hochmut erfüllt hatte, zu entsagen. Man behauptet,

dass er zu seinem Nachfolger den Herzog von Leuchtenberg bestimmt hatte, der durch seinen Vater ein Nachkomme der Beauharnais war, aber durch seine Mutter, die Grossherzogin Marie, der Enkel Nikolaus I., ein Punkt, den die antirussisch gesinnten Liberalen in der langen Liste ihrer Beschuldigungen auch anführten.

Erringung der Unabhängigkeit unter Karl I.

Nachdem zuerst Philipp von Flandern, der schon vor 1859 von Brüssel vorgeschlagen, gewählt worden war, diesmal aber ablehnte, einigten sich Brătianu der Jüngere und seine Freunde von der „fürstlichen Statthalterschaft“, nach Einholung der Meinung Napoleons III., den sie gegen Cuza aufgehetzt hatten, auf die Person des damals siebenundzwanzigjährigen Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen; er war ein Enkel der Hortense de Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleons I.; väterlicherseits stammte er von einer Schwester des Königs Murat ab. Er hatte Paris besucht und war wie ein Verwandter empfangen worden von dem Herrscher, dem daran lag, Vasallen am Rhein zu haben und er hatte gehofft, die Hand Anne Murats, der Freundin der Kaiserin, zu gewinnen. Aber sein Vater Karl Anton war Minister des Königs von Preussen gewesen, der von den Vertretern dieses schwäbischen Zweiges als Haupt der Familie betrachtet wurde, und die Erziehung des Fürsten Karl stand unter dem Einfluss des neuen deutschen Geistes, der durch die Erfolge Bismarcks fanatisiert war.

Mit diesen Familientraditionen und diesen Neigungen musste der junge Fürst, der gerne angenommen und sich, selbst auf die Gefahr hin, von den Österreichern,

die vor einem Kriege mit Preussen standen, festgenommen und interniert zu werden, sofort nach Bukarest begeben hatte, notgedrungen vielen Schwierigkeiten begegnen. Er stellte Napoleon III. zufrieden, indem er in der ersten Zeit jede Berührung mit Russland vermied; erst im Jahre 1869 besuchte er Zar Alexander II. in Livadia; dann wurde das Projekt einer Heirat mit der Grossherzogin Marie aufgegeben und Karl I. vermählte sich mit Elisabeth von Wied, einer Verwandten des Hauses Oranien, die aber viele Jahre am Petersburger Hof verbracht hatte, zu dem sie auch weiterhin die Beziehungen aufrecht erhielt. Auf dem Balkan, wo der serbische Grosskneze Michael, ein leidenschaftlicher Verfechter seines erträumten Jugoslawien, ihm eine balkanische Konföderation vorschlug, die sich gegen alle diejenigen wenden sollte, die begehrliche Augen auf Konstantinopel richteten, während zugleich der Fürst von Montenegro das Haupt der Fürstentümer umschmeichelte und der König von Griechenland auf seine Unterstützung rechnete, wagte er nicht, einen Entschluss zu fassen. Indessen war die türkische Politik, verführt durch das unmögliche Idealbild eines grossen, einheitlichen Reiches ähnlich dem Napoleons, dreister denn je: man auferlegte dem stolzen Hohenzollern nicht nur eine Reise nach Konstantinopel, wo man ihn wie einen hohen Beamten des Sultans behandeln wollte, wie seinerzeit die Hospodare vor dem Krimkrieg, sondern zwang ihm auch eine formelle Konvention auf, die die Bande der Fürstentümer mit der Pforte fester knüpfen sollte. Dieselbe erkannte Rumänien als einen „integrierenden Teil“ des Kaiserreiches an, was es in Wirklichkeit nie war; sie verweigerte ihm das von Cuza nachdrücklich geforderte Recht, Orden zu gründen

und Münzen zu prägen, fremde Minister zu empfangen, andere internationale Verträge als Konventionen mit seinen Nachbarn zu schliessen; die Minister des Sultans, deren Vorstellungen schon 1865 von dem eingeborenen Fürsten trotz seiner heiklen Lage mit Entrüstung zurückgewiesen worden waren, zögerten nicht, ihm anlässlich neuer Unruhen zu bedeuten, er solle sich in Acht nehmen, damit „ähnliche Szenen sich nicht wiederholen".

Ausserdem war der neue Fürst der Gnade der Parteien ausgeliefert, denen er seine Macht verdankte, Parteien, die, nachdem sie sich verbündet hatten, um der Regierung Cuzas ein Ende zu machen, sich von neuem entzweiten; erbitterte Feindseligkeiten trennten bald die Konservativen um Demetrius Ghica und Lascar Catargi von den Fortschrittlich-Konservativen um Manolachi Costachi, von den Liberalen, den „roten" Revolutionären und Republikanern um Ioan Brătianu, einer besonders tätigen und sympathischen Persönlichkeit, und den Anhängern des strengen „reinen" Mazzinisten Rosetti, ohne dass jedoch diese Verschiedenheit der politischen Konzeption zu solchen Programmen geführt hätte, die den zahlreichen dringenden Bedürfnissen des Landes Rechnung getragen hätten. In der Annahme, dass die „Roten" die mächtigsten seien, — und sie waren es in der Tat —, infolge ihrer unablässigen Propaganda, ihrer soliden Organisation und der Volkstümlichkeit von Rosetti's Blatt „Românul" („der Rumäne), hätte Karl I. sein Schicksal und das der Dynastie gern in ihre Hände gelegt. Ausserdem waren die Radikalen nicht nur in Petersburg, sondern auch in Paris übel beleumundet, wo Einer von ihnen als Teilnehmer an einem gegen den Kaiser gerichteten Komplott bekannt war.

Brătianu musste geopfert werden — eine Tat, die dieser dem Fürsten, den er selbst ins Land gebracht hatte, nie verzieh, — und die Macht Demetrius Ghica, dem Sohn des Hospodaren Gregor, einem sehr reichen und einflussreichen Manne, anvertraut werden.

Als die Konservativen die Herren wurden, riet ihnen Napoleon III. an, sich nach Wien um Unterstützung zu wenden; und sie zögerten auch nicht, den österreichischen Schutz gegen die starken und rührigen inneren Feinde zu erbitten. Im Jahre 1869 wurde dieser Schutz formell zugesagt und die Reise Karls I. nach Pest und Wien wurde als eine für beide Länder segensreiche Tat dargestellt und in besonderen Kundmachungen gefeiert. Die Hauptbedingung, die dem Fürsten auferlegt wurde, war selbstverständlich die, sich „jeder Einmischung in die Angelegenheiten Siebenbürgens zu enthalten" — des armen Siebenbürgen, wo die Rumänen, seit Şaguna seine Mission erfüllt hatte, weder einen geachteten Führer, noch eine klare Richtung hatten.

Man ging in dieser Untertänigkeit, die der Unbeständigkeit des von persönlichen Interessen der Parteien beherrschten politischen Lebens zuzuschreiben war, so weit, den Türken 1870, als man eine russische Invasion in die Türkei befürchtete, eine von Österreich gern gesehene Unterstützung anzubieten; ja die Türken wollten sogar einen Pascha schicken, der die rumänischen Truppen befehligen sollte. Ein anderes Mal tauchte ein Projekt aus deutscher Quelle auf, das aus der Türkei in einer ottomanischen Konföderation, ähnlich dem Kaiserreich Wilhelms I., ein Preussen machen wollte und aus Rumänien eine Art Bayern.

Die Agitationen der Liberalen während des französisch-deutschen Krieges, die lächerliche Proklamierung

einer Republik in Ploeşti mit einem abgedankten Offizier an der Spitze, und die Beleidigungen, die der „preussische“ Fürst erfuhr, besonders als seine Landsleute durch einen Aufruhr verhindert wurden, ihren Sieg über das allgemein beliebte Frankreich zu feiern, verstärkte die Abhängigkeit von Österreich immer mehr. Karl I. hätte ein Bündnis mit Deutschland selbst vorgezogen; aber Bismarck, der im Konflikt mit dem Eisenbahnunternehmer Strousberg nicht zögerte in rücksichtslosester Weise die Interessen der deutschen Aktionäre zu schützen, hörte niemals auf, obwohl er dem Fürsten gegenüber mit Höflichkeiten nicht sparte, Rumänien zu verachten, das für ihn nur ein orientalisches Abenteuer eines Verwandten des Königs von Preussen bedeutete. Im Jahre 1874 wurden trotz des heftigen Widerspruches der Opposition, in deren Reihen sich auch der immer noch in Ungnade stehende Kogălniceanu befand, die Eisenbahnlinien mit denen Österreichs verbunden (in der Moldau musste die Gesellschaft Lemberg—Czernowitz—Jassy noch lange auf das Vorrecht warten) und 1875 brachte ein Handelsvertrag, den die Regierung als Beweis dafür überreichte, dass die rumänischen Rechte, was den Abschluss von Verträgen anbelangt, anerkannt würden, in Wirklichkeit den Handel Rumäniens in ein Abhängigkeitsverhältnis zu der benachbarten Macht. Man sprach schon davon, mit den Arbeiten am Eisernen Tor mit Erlaubnis der Türken zu beginnen, jedoch ohne auch nur die Meinung des Fürstentums, jenes „integrierenden Teiles des ottomanischen Kaiserreiches“, einzuholen.

Seit dem Jahre 1873 waren in Bosnien und der Herzegowina, die man nach einem schon im Jahre 1853 ausgearbeiteten Projekt annektieren wollte, aus Dalmatien

stammende österreichische Agitatoren tätig; die Reise Franz Josefs nach Cattaro — eine Demonstration gegen das irredentistische Serbien Fürst Milans — machte ganz den Eindruck einer feierlichen Reise, die der katholische Kaiser des Orients unternommen hatte, um sich seinen zukünftigen Untertanen vorzustellen. Bald brach in den beiden slawischen Provinzen eine Revolution aus, die man sich zu unterdrücken wohl hütete. Die Verantwortung dafür schob man selbstverständlich dem „Panslawismus" zu, mit anderen Worten Russland. 1876 intervenierte Serbien. Das österreichisch orientierte Rumänien zeigte natürlich keinerlei Interesse an diesem Krieg. Die Konservativen der Partei Catargius und seines Nachfolgers, des Generals Florescu, und selbst die neue, 1876 gebildete liberale Regierung Ioan Brătianus blieben der Politik des Pariser Vertrages und der Garantie der Mächte treu. Karl I. war der Meinung, dass die bosnisch-herzegowinische Frage nur durch den Anschluss dieser Provinzen an Österreich-Ungarn gelöst werden könne. Während man offiziell die Absicht kundgab, an dieser „Politik der Neutralität und der Achtung der Verträge" festhalten zu wollen, und während man Abgesandte nach London schickte, um England, Russlands Rivalin im Orient, um seinen Beistand zu bitten, erklärte man zugleich, dass das lateinische Rumänien nichts mit diesen slawischen Bevölkerungen von jenseits der Donau zu schaffen habe, deren Missgeschick man höchstens beklagen könne. Als die Türkei sich durch die immer wahrscheinlicher werdende Intervention Russlands den grössten Schwierigkeiten gegenüber sah, begnügte sich Kogălniceanu, der den Mut gehabt hatte gegen die türkischen Greuel in Bulgarien zu protestieren, damit, vom Suzerän die Anerkennung des

Namens „Rumänien“ zu verlangen, das Recht Konventionen zu schliessen, den Talweg der Donau als Grenze und den Besitz der Inseln des Flusses und damit auch des Deltas, das schon früher durch die Diplomaten von Paris der Moldau einverleibt worden war.

Alsbald jedoch trat ein Umschwung in der Ansicht des Fürsten ein. Die Demütigungen, denen er sich ausgesetzt sah, verbitterten ihn tief, war er doch eben im Sinne der ottomanischen Konstitution als einfacher „chef de province privilégiée“ behandelt worden, der sich vor seiner Beteiligung am Kriege Instruktionen holen musste. Schon war ein Sendling Ignatiews, des allmächtigen russischen Ministers in Konstantinopel, in Bukarest erschienen, um eine geheime Konvention für den Fall zu schliessen, dass die russischen Truppen durch das Fürstentum hindurchziehen wollten; aber, nachdem er keine Vollmacht seiner Regierung vorweisen konnte, und auch der von Brătianu geforderten Garantie, dass die Klauseln von 1856, welche die der Moldau wiedereinverleibten bessarabischen Distrikte berührten, nicht verletzt werden würden, eine unklare Form gegeben worden war, so kam es zu keiner Abmachung mit Herrn v. Nelidov. Diesmal nahm die Sache, dank der persönlichen Intervention des Grossfürsten Nikolaus, eines Freundes von Rumänien, einen raschen Verlauf. In dem Augenblick, als durch die Halsstarrigkeit der türkischen Regierung ein bewaffneter Konflikt unvermeidlich wurde, unterzeichnete Kogălniceanu, der in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zurückgekehrt war, die Konvention (April 1877). Wenige Tage später zogen die Truppen des Zaren, ohne die Bestätigung der Konvention durch das rumänische Parlament abzuwarten, in das Land ein und es wurde, unter

Nichtbeachtung der Regierung, an die Bevölkerung der Fürstentümer ein Aufruf gerichtet, der in allen Punkten demjenigen von 1853 glich.

Es bestand indessen kein offenes und ehrliches Einverständnis zwischen dem mächtigen Russland, das die Absicht hatte, seinen Einfluss über die Donaumündungen wiederzugewinnen und ausserdem wenig geneigt war, die Rechte eines bedeutend Schwächeren zu achten, und Rumänien; das letztere hatte nur eine scheinbare Garantie erhalten, denn man versprach ihm bloss seine territoriale Integrität zu verteidigen in dem Fall, wenn diese — augenscheinlich handelt es sich um einen Dritten — durch den Durchzug der russischen Armeen gefährdet würde. Schon am 10./22. Mai verkündeten eilig die rumänischen Kammern die Unabhängigkeit des Landes, damit es als Staat mit vollen Rechten an den Verwicklungen, die der Krieg herbeiführen würde, teilnehmen könne. Die russische Diplomatie sah diesen Schritt, dessen Bedeutung sie sofort erkannt hatte, mit scheelem Auge an. Als das unabhängige Rumänien — dessen Unabhängigkeit jedoch von Europa noch nicht anerkannt worden war — den Beistand seiner Truppen anbot, um als Verbündeter die Verletzung seines Gebietes zu vermeiden, die es als Neutraler fürchten musste, erhielt es von Gortschakow eine besonders schroffe Antwort: man hat einen solchen Beistand nicht nötig, wenn man aber darauf besteht, ihn anzubieten, so kann von einer getrennten militärischen Aktion, wie sie die rumänische Regierung bei Vidin plante, — die Dobrudscha hatte man vergessen, sie wurde von den Russen bald besetzt —, nicht die Rede sein. Die so freundschaftlichen Zusammenkünfte des Fürsten mit dem Grossfürsten und mit Zar Alexander II., der selbst an die

Donau gekommen war, änderten nichts an der immer gespannter werdenden Situation.

Österreich freute sich in erster Reihe darüber. Im Dezember 1876 hatte sich Andrássy anheischig gemacht, die territoriale Integrität Rumäniens zu schützen, wenn dieses sich darauf beschränkte, seine Truppen in die Oltenia zurückzuziehen und den Kontakt mit den Truppen der Monarchie aufrechtzuerhalten. Er empfahl ihnen, sich nicht in ein Abenteuer zu stürzen, das die schlimmsten Folgen haben könne. Im April des folgenden Jahres schlug Demetrius Ghica im Kronrat vor „zu verlangen, dass Österreich, mit der Erlaubnis Europas, Rumänien besetze, um den Durchzug fremder Armeen zu verhindern (!)" und im Juli ging Kogălniceanu in geheimer Mission nach Wien. Andrássy war der erste, der den Rumänen „einen Teil der Dobrudscha" anbot.

Aber die Russen wurden bei Plewna, das Osman-Pascha in eine furchtbare Stadtfeste verwandelt hatte, geschlagen; sie waren in Gefahr über die Donau zurückgeworfen zu werden, wo sich schon, zum Schrecken der Bevölkerung, die ersten Flüchtlinge gezeigt hatten. Die Rumänen waren von Anfang an bereit, das türkische Bombardement des linken Ufers zu beantworten; sie beteiligten sich nachher an der Zerstörung der türkischen Donaumonitore; nach dem Durchzug der Russen nach Zimnicea hatten sie die Überwachung der Donau übernommen und sogar eine Besatzung nach Nicopolis geschickt. Jetzt, nachdem der Grossfürst vom Fürsten Karl „Verschmelzung, Demonstration und wenn möglich Übergang über die Donau" verzweifelt verlangte, wenigstens als „Demonstration", konnte man nicht länger zögern, denn ein türkischer Sieg hätte das Eindringen in das rebellische Rumänien mit allen seinen Folgen bedeutet.

Ausserdem hatten die Russen gerade die „Individualität“ der rumänischen Armee, die vom Fürsten selbst befehligt wurde, anerkannt. Um die Zusammenarbeit zu erleichtern, bot der Zar das Generalkommando über die vor Plewna operierenden Streitkräfte Karl I. an, dessen Stolz dadurch natürlich sehr geschmeichelt wurde. Wegen neuer Garantien hatte sich Brătianu in das russische Hauptquartier begeben, brachte aber von dort nicht viel anderes als die formelle Versicherung Alexanders II., dass Rumänien niemals Grund haben würde seine Stellungnahme zu bereuen.

Die Rumänen hatten einen ruhmvollen Anteil an der Einnahme der ersten Redoute bei Grivitza und wirkten dann bei der Einschliessung von Plewna mit; als Osman im Oktober gezwungen war zu kapitulieren, wendete er sich zuerst an einen rumänischen Oberst, Cerkez. Aber sobald dieses Kapitel des Krieges beendigt war, schwebte ihre militärische Lage in der Luft; an der Hauptaktion beteiligten sie sich nicht mehr, sondern beschränkten sich darauf, den Angriff gegen Vidin fortzusetzen, dessen Besitz ihnen von Österreich entschieden verweigert wurde. Die rumänischen Truppen hatten sich dort festgesetzt, als die russische Armee sich gegen Adrianopel wendete und den Sultan im März 1878 zum Frieden von San Stefano zwang.

Dieser Friede, an dem Karl I. sich vergeblich bemüht hatte, als unabhängiger Faktor des Krieges und des Friedens mitzuarbeiten, schuf ein bis zum Archipelagus vergrössertes Bulgarien als Strafe für Serbien, das die Partie für einen Augenblick im Stiche gelassen hatte; doch erhielt auch Serbien und besonders Montenegro Gebietszuwachs; Rumänien gegenüber begnügte man sich damit, seine Unabhängigkeit anzuerkennen,

Gebietszuwachs erhielt es keinen: weiter veranlasste Russland, dem Beispiel folgend, das seinerzeit Frankreich in bezug auf Italien gegeben hatte, die Türken die Dobrudscha aufzugeben, um sie gegen drei bessarabische Distrikte eintauschen zu können, die Russland um jeden Preis haben wollte. Das Recht des Durchzuges durch Rumänien bewahrten die russischen Truppen sich noch viele Jahre.

Die entrüsteten Proteste hatten keinen Erfolg. Der Entschluss des Kaisers, den die Diplomaten vorwärtsdrängten, war unerschütterlich. In Petersburg bot man höchstens auf dem rechten Ufer grössere Vorteile an, und ausserdem die Wahl Karl I. als Fürst des neugeschaffenen Bulgarien; zu einem gewissen Zeitpunkt sprach man sogar davon, auf einen Teil des bessarabischen Gebietes zu verzichten. Aber die Opposition hatte sich schon dieser Frage bemächtigt und man wollte, trotz der Neigung des Fürsten und Kogălniceanus, zu einer Verständigung zu gelangen, den schon gefassten Entschluss nicht aufgeben. Der brutale Gortschakow drohte sogar die rumänischen Truppen entwaffnen zu lassen; Karl I. antwortete ihm darauf, dass „seine Truppen sich zermalmen lassen würden, aber entwaffnen nicht".

Brătianu und Kogălniceanu riefen den Schutz der Mächte an und wendeten sich an die im Juli 1878 in Berlin zur Revision des Vertrages versammelten Diplomaten. Doch fanden sie dort keine rechte Unterstützung. „Wir dachten, Ihr hättet Euch mit Euren Verbündeten verständigt", war die Anwort Österreichs, das übrigens die Unzufriedenheit der Rumänen schürte, um seine Stellung in Bosnien und der Herzegowina, die es „okkupierte", zu festigen; durch die Konvention von

Reichstadt 1876 hatte übrigens Franz Josef, um in den Besitz dieser serbischen Provinzen zu gelangen, in die Rückkehr der Russen an die untere Donau eingewilligt. Rumänien hatte nicht einmal eine gute Grenze in der Dobrudscha, die damals eine wahre Wüste war, bewohnt hauptsächlich von den elenden Resten einer turko-tatarischen, jedem Fortschritt abholden Bevölkerung; es liess sie in dem Augenblick von seinen Soldaten besetzen, als die rumänischen Verwaltungsorgane, ohne irgend etwas unterzeichnet zu haben, Bessarabien räumten. Es kam zu einem Konflikt mit den Russen, als es sich darum handelte, die Grenzlinie im Westen von Silistrien festzusetzen und die Frage von Arab-Tabia, einer der alten Redouten, die die Stadt umgaben, führte fast zu einem Zusammenstoss.

Das Ergebnis dieser Reibungen war für die österreichische Politik sehr vorteilhaft. Für Jahre hinaus war eine Annäherung an Russland unmöglich gemacht. Die liberale Regierung Ioan Brătianus, die zehn Jahre lang die Macht in Händen hatte, war wenig geneigt, die ihrem Führer persönlich zugefügte Demütigung zu vergessen. Als Karl I. seine Memoiren in deutscher Sprache veröffentlichte, die eine förmliche Anklagerede gegen die russische Politik im Orient bilden, bedeutete dies den endgültigen Bruch mit dem Zaren. Man murrte in Petersburg, als die Kammer dem souveränen Fürsten im März 1881 die königliche Krone anbot, zu der Zeit, als Alexander II. einem Attentat der Nihilisten zum Opfer fiel. Der Gedanke einer Personalunion mit Bulgarien, der auftauchte, als der erste Fürst Alexander von Battenberg durch russische Agenten entthront worden war und das Fürstentum endgültig verlassen musste, wurde durch dieselben Agenten unmöglich ge-

macht; sie hatten geduldig daran gearbeitet, den Neid und Hass der Bulgaren gegen diejenigen zu schüren, die Jahrhunderte hindurch die Vertreter ihrer Rasse beschützt hatten, angefangen von Matei Basarab, dem Beschützer der Aufständischen von 1640, bis zu Brătianu, der sich in den Augen Europas dadurch kompromittiert hatte, dass er bei der Bildung der Freischärlerbanden ein Auge zudrückte. Man hoffte sogar 1888 wegen der Dobrudschafrage einen Konflikt zwischen den beiden Ländern herbeiführen zu können.

So arbeitete jeder auf seine Weise für den Kaiser von Wien, und nachdem das enge Bündnis zwischen den Habsburgern und den Hohenzollern, das Bismarck und Andrássy eben abgeschlossen hatten, zur Tatsache geworden war, bedeutete dieses einfach, „arbeiten für den König von Preussen". Die Donaufrage, die der Pariser Vertrag einer Donaukommission und einer europäischen Kommission zugewiesen hatte, wurde von der österreichischen Diplomatie wieder aufgerollt. Der Vertrag von Berlin hatte dieser letzteren die Aufgabe zugeteilt, die Schiffahrt zwischen Galatz und den Mündungen zu fördern. Seit dem Jahre 1881 verschaffte sich Österreich auf Vorschlag des französischen Delegierten Barrère Zutritt in die Donaukommission, deren Rechte sich von Galatz bis Orşova erstreckten, obwohl die Monarchie auf diesem ganzen Gebiet nicht einen Fingerbreit Boden besass. Eine Konferenz der grossen Mächte, die in London tagte, nahm die neue Situation zur Kenntnis, indem sie zugleich den russischen Arm von Chilia von der europäischen Kontrolle befreite, und andererseits diese Kontrolle bis Brăila ausdehnte. Rumänien erklärte, sich diesen Forderungen nicht unterwerfen zu können; aber ein Jahr später

wohnte König Karl zusammen mit seinem serbischen Nachbarn der feierlichen Eröffnung der Arbeiten beim Eisernen Tor bei, die Ungarn allein unternommen und sich ungesetzlicherweise das Recht des Lotsendienstes in den rumänischen Gewässern vorbehalten hatte.

Im Jahre 1885, als Italien der Friedensliga, die der Dreibund sein wollte, beitrat, vollzog Brătianu im Namen König Karls, der schon einen Führer der jungen Konservativen, der „Junimisten" (Mitglieder der Gesellschaft „Junimea"), Titus Maiorescu, veranlasst hatte, um den Boden vorzubereiten, in diesem Sinne zu sprechen, den geheimen Beitritt Rumäniens. Es war dies ein Mittel, sich gegen Russland und, nach der neuesten Erfahrung, gegen Österreich-Ungarn selbst zu verteidigen.

Die siebenbürgische Frage existierte dreissig Jahre lang für die rumänische Regierung nicht mehr; sie diente höchstens dazu, die öffentliche Meinung zum Vorteile der Oppositionsparteien in Bewegung su setzen, wenn diese am Ende ihrer Hilfsmittel angelangt waren. Die Schaffung einer rumänischen nationalen Partei in dieser Provinz und ihre energische Tätigkeit hatten keinen Einfluss auf das Verhalten des Königreiches und dieses nahm eine ganze Reihe von Maßnahmen mit Gleichmut hin, die bestimmt waren, die konfessionelle Schule der Rumänen zu vernichten und selbst die Autonomie der orthodoxen Kirche zu zerstören, wie dies die Verwaltung eines Trefort und eines Apponyi bezeugte. Im Jahre 1891 wurde gegen die rumänsichen Führer, deren grosses Verbrechen darin bestand, dass sie dem Kaiser in seiner Hauptstadt Wien ein Memorandum überreichen wollten, in dem sie die Leiden von vier

Millionen treuen Untertanen schilderten, ein Prozess anhängig gemacht; die ungarische Staatskanzlei schickte den Akt uneröffnet zurück; dieser ungeheuerliche Prozess, der zu dem Zweck unternommen worden war, um unschuldige Personen ins Gefängnis zu werfen, hatte keinerlei Vorstellungen von seiten des verbündeten Rumänien zur Folge; es unterwarf sich sogar später der Demütigung, den Staatsanwalt, der die Anklage vertreten hatte, zu dekorieren. Die Magyaren machten sich dieses zu Nutze, um ihr Entnationalisierungswerk energisch fortzusetzen: alsbald wurde die Nationalpartei aufgelöst und ein Regime des Schreckens machte jede offene Kundgebung der rumänischen Presse unmöglich; selbst als sie die Politik der Wahlenthaltung, die sie als Protest gegen das neue dualistische Regime angewendet hatten, aufgaben, wurden die Rumänen in Ungarn im Parlament, mit ganz seltenen Ausnahmen, nur durch Organe ihrer Bedrücker vertreten.

Beruhigt durch die Zugehörigkeit zur mitteleuropäischen Politik, konnten die Parteien ihre unfruchtbaren Kämpfe fortführen; nach dem Sturze Brătianus, des eigentlichen Organisators des Königreichs, ging die Regierung in die Hände der „Junimisten“ über, die in Deutschland erzogen und Anhänger des Anschlusses an den Dreibund waren, dann in die der alten Konservativen Catargiu und Alexander Lahovary; schliesslich erlangte der neue Führer der Liberalen, Demetrius A. Sturdza, einer der Überlebenden aus der Generation der Union und Schöpfer der selbständigen rumänischen Kirche, zugleich — aus Furcht vor Russland — der wärmste Verteidiger der deutschen Politik in Rumänien, für einige Jahre die Macht. Zwischen seiner Politik und der seines Nachfolgers J. J. Brătianu einerseits,

und der der alten Konservativen, der Junimisten, deren Führer der treue Bundesgenosse der Deutschen Peter Carp war, ein Junker, den der Zufall an das Donauufer geführt hatte, und endlich derjenigen Take Ionescus, zuerst Verfasser einer zur Verteidigung des Dreibundes geschriebenen berühmten Broschüre, der später eine demokratisch-konservative Partei bilden sollte, welche sich später unter seiner Führung mit der konservativen Partei Cantacuzino's und Nikolaus Filipescu's vereinigte andererseits, bestanden bis zu den Balkankriegen von 1912 keine Unterschiede. Treue gegenüber den Zentralmächten nach aussen und im Innern Opportunismus zum Vorteil der herrschenden Klasse, das war das gemeinsame Programm. Was die Bauern anbelangt, so fiel die Frucht ihrer Arbeit durch drakonische Gesetze den Grundbesitzern zu; von Zeit zu Zeit erhielten sie aber unter dem Druck ihrer Unzufriedenheit (Revolte von 1907, gefolgt von einer „Reform" der den Feldbau betreffenden Kontrakte) Boden zugeteilt.

Nationales Erwachen des rumänischen Volkes

Nach und nach vollzog sich jedoch eine grosse Veränderung, die sich in den letzten Jahren auch in amtlichen und öffentlichen Manifestationen äusserte, während zu gleicher Zeit die herrschende Klasse schwächer wurde und den Geist der Initiative verlor; gerade so wie im 18. Jahrhundert, wo sich gegen das Rumänien der Phanarioten die nationale Flagge der Mönche aus Siebenbürgen, die Bauernsöhne waren, und Tudor Vladimirescu's, des Bauern aus Oltenien, erhob, so konnte man auch jetzt in Rumänien die Entwicklung einer

ursprünglichen Kultur und den natürlichen Fortschritt der arbeitenden Klasse beobachten.

Zur Zeit Cuzas war die literarische Bewegung in vollstem Niedergang begriffen; die Zeitungen begannen ihre lärmende Tätigkeit auf den Ruinen der schöngeistigen Prosa, ohne dass auch nur eine dieser Zeitschriften einen wirklich erzieherischen Wert gehabt hätte. Obgleich Basil Alecsandri im grossen Jahre der Union einige patriotische Gedichte verfasst hatte, die jedoch an Wert dem glühenden Hymnus stark nachstanden, durch den der Siebenbürger Andreas Murăşeanu das Befreiungsjahr 1848 feierte — ein Hymnus, der die „rumänische Marseillaise“ blieb —, so war er doch nicht mehr der Vertreter einer Jugend, die durch den Glauben und die Begeisterung in den Kampf getrieben wurde; er vergeudete sein Talent in Theaterstücken mit nachgeahmten Intriguen, die oft seinen eigenen Leidenschaften oder denen seiner politischen Gruppe dienten. Gregor Alexandrescu war verstummt, niedergeworfen durch die Paralyse, und Bolintineanu, der Minister Cuzas, entfaltete am Vorabend einer Nervenkrankheit, der er erliegen sollte, die letzten Reste einer Begabung, die er weder zu entwickeln noch zu behandeln verstand.

Die historische Literatur blühte, bestand aber hauptsächlich in der Veröffentlichung von Quellen, Chroniken und Dokumenten. Dem Beispiel Kogălniceanus selbst, der hinfort für die Literatur verloren war, und Laurians und Bălcescu's, dem Herausgeber des „Historischen Magazins für Dazien“, vor 1848, folgten ein Auswanderer aus Siebenbürgen, der als Augenzeuge die Geschichte der Revolutionstage in Blasendorf beschrieb, Alexander Papiu Ilarian, und besonders der unermüdliche Arbeiter, der zugleich ein tiefer und origineller

Denker war, obwohl seine Einfälle oft seltsam waren, B. P. Hasdeu, der aus Bessarabien stammte und sogar ein früherer russischer Offizier war. Aber die Schätze, die sie den Gebildeten einer neuen Epoche zur Verfügung stellten, wurden nur wenig ausgenützt. Während die von Kogălniceanu herausgegebenen Chroniken die historische Novelle geschaffen hatten, musste Hasdeu, der selbst ein bemerkenswertes literarisches Talent besass, für Erzählungen und Dramen die Offenbarungen der Vergangenheit benützen. Was Romane und Novellen anbelangt, haben wir nur die fein gezeichneten Szenen des Altertumsforschers Alexander Odobescu und die naiv dargestellten Sittenbilder des bescheidenen Kirchensängers Nikolaus Filimon.

Die neue Literatur kündigte sich unter noch ungünstigeren Auspizien an: sie bestand einfach aus Wortspielen, die unverdauliche französische Neologismen verwendeten. Eeine Reaktion musste eintreten: die Junimisten begannen ihre Laufbahn mit der Herausgabe einer Zeitschrift, der „Literarischen Gespräche“ (Convorbiri Literare), die, obgleich sie die Fehler der gangbaren Dichtungen und die Übertreibungen des zeitgenössischen Geistes geisselte, nichts als die schonungslose und kurzsichtige Kritik eines Titus Maiorescu oder Nachahmungen der deutschen Romantik geboten hätte, wenn sich nicht wieder der nationale Schatz voll naiver Kraft den Kompilatoren und Nachahmern erschlossen hätte.

Alecsandri und sein Zeitgenosse Alexander Russo, ein Schüler der Genfer Schulen, hatten schon die Volksdichtungen gesammelt und der erstere hatte sie künstlerisch umgearbeitet, bevor er sie dem Publikum übergab; der Erfolg seiner Mitarbeit ermutigte ihn, eine

ganze Reihe von Balladen zu verfassen, deren ununterbrochene Reihenfolge in epischer Form die Geschichte der Rumänen darstellen sollte. Die „T r a n s i l v a n i a“-Zeitschrift des „Vereins zur Pflege der rumänischen Sprache und Literatur“ jenseits der Karpathen, die 1861 von Şaguna selbst, seinem Kollegen in Blasendorf und von den intellektuellen Führern der Nation gegründet worden war, erfüllte ihr Versprechen nicht, den Schatz der siebenbürgischen Volkslieder zu verbreiten, deren lyrischen Teil absolut erstklassig ist, aber Hasdeu, der aus seiner Zeitung „T r a i a n“, seiner Zeitschrift „C o l u m n a l u i T r a i a n“ („Trajanssäule“) eine reiche Sammlung historischer Dokumente und Volkslieder machte, lenkte ständig die Aufmerksamkeit auf diese ganz neue dichterische Eingebung und zog aus allen rumänischen Ländern Mitarbeiter heran. Die von den Schülern Hasdeus, dem man eine Professur an der neuen Universität in Bukarest anvertraut hatte (die von Cuza in Jassy gegründete ist etwas älter), herausgegebenen Zeitschriften (z. B. Gregor G. Tocilescu), folgten der Richtung, die ihnen ihr Lehrer gewiesen hatte. Eine grosse Sammlung von Volksliedern wurde von G. Dem. Teodorescu in Bukarest selbst herausgegeben und bald darauf veröffentlichte ein rumänischer Professor in Kronstadt, Andrei Bârseanu, zusammen mit dem tschechischen Philologen Jarník, die erste siebenbürgische Sammlung ausgewählter volkstümlicher Stücke.

Die „C o n v o r b i r i“ der Junimisten arbeiteten auch in dieser Richtung und bald konnte man auch schon Resultate sehen. Die blassen deutschen Nachahmungen verschwanden ebenso, wie die abgeschmackten Nachahmungen französischer Dichtkunst verschwunden waren. Ein früherer Diakonus aus Jassy, ein reali-

stischer Erzähler, der Bauernsohn Ion Creangă begann, inmitten aller dieser „Gelehrten“ mit grossen Ansprüchen, seine Erzählungen voll treffender volkstümlicher Wahrheit zu schreiben; ein Setzer aus Bukarest, Peter Ispirescu, schrieb auch viel und in derselben Art, ohne jedoch dieselbe Kraft und denselben bäuerlichen Humor zu besitzen. Eine ganze ähnliche Literatur folgte und gewann den Zeitschriften, Kalendern und Tageszeitungen einen immer ausgedehnteren Leserkreis, der seine eigene Denkungs- und Empfindungsart erkannte.

Dann erschienen Bilder aus dem Volksleben, ähnlich denen, die dem zum ersten Male auftretenden Björnsterne Björnson einen grossen Namen gemacht haben. Es gab keine Originalität im Leben der höheren Klassen; diese ahmten nur ihre Pariser Vorbilder nach; daher vertiefte man sich in das Studium der einfachen und starken Sitten der Bauern. Durch Ion Slavici, der aus Ungarn stammte, erhielt man den ersten Einblick in das bäuerliche Leben jenseits der Berge, und das des walachischen Bauern fand einen Darsteller von ungewöhnlicher Feinheit des Stiles und seltenem Farbensinn in Barbu Ştefănescu-Delavrancea, der in einem Vorort von Bukarest geboren wurde. In Georg Coşbuc aus Năsăud in Siebenbürgen, dessen Seele von Volksmelodien erfüllt war, fand die rumänische Poesie ihr Gegenstück zu diesen Erzählungen. Was das an Kontrasten reiche Leben der städtischen Zentren anbelangt, das heisst der sozialen Schichten, in denen sich, wenn auch, infolge der Mischung mit neuen Moden, oft in karrikierter Form die Gewohnheiten der Vergangenheit erhalten hatten, so hatte dieses in Ion Luca Caragiale einen unsterblichen Darsteller gefunden, der aus einer

Familie dramatischer Künstler stammte und die Geissel schonungsloser Satyre zu handhaben verstand.

Neben diesen vom Volk ausgehenden Kräften trug noch die gründliche Kenntnis der deutschen Literatur, die Einführung in die klassische Kultur, die fromme Ehrfurcht vor der Vergangenheit, ein hoher Sinn für Sprache und Musik zur vielgestaltigen Dichtkunst Michael Eminescu's bei, die manchmal so kunstlos klar scheint und manchmal so berauschend durch all die seltenen Wohlgerüche, die sie ausströmte. Der grosse Dichter des Pessimismus, der seine abstrakten Ideen so wunderbar ausdrücken konnte, sein Sehnen nach dem höchsten Frieden, im Verzicht auf das Prinzip des Daseins, war darum durch den Rhythmus, den er sich angeeignet hatte, durch die Angemessenheit der Ausdrücke und ihre konkrete Kraft, durch seine grosse Vertrautheit mit allem, was vom Volke kam, und durch den Klang seiner auf das Volk gestimmten Seele nicht weniger ein Erneuerer der ursprünglichen Kräfte der Nation. Als Sohn eines kleinen moldauischen Grundbesitzers verbrachte er seine ersten Jahre auf dem Lande und dann führte ihn der Wunsch nach Abwechslung nach Czernowitz, wo er der Schüler des Erneuerers des rumänischen Lebens in dieser Provinz, des Siebenbürgers Aaron Pumnul, wurde, der von den Hurmuzakis unterstützt wurde. Dann ging er nach Blasendorf, wo er die enge, ganz von Traditionen erfüllte Welt der Mönche der unierten Kirche kennen lernte, aber auch den Drang eines starken Volkes nach nationaler Freiheit, und dann brachte er lange Jahre in Bukarest als Redakteur eines Parteiblattes zu. Die rumänische Einheit im Raum, sowie auch in der Zeit schien sich in dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit, deren Lauf-

bahn durch Irrsinn und einen tragischen Tod zu früh unterbrochen wurde, offenbaren zu wollen. Einige seiner glänzenden Eigenschaften finden wir in seinem würdigen Nachfolger Alexander Vlahuţă wieder.

Diese Literatur, die aus den Tiefen des nationalen Lebens selbst kam, beschleunigte die Entwicklung der Nation. Doch erstanden ihr auch noch Gegner. Gegen 1890 tauchte der Kultus der gesuchten Nachahmungen wieder auf und gewann neue Anhänger. Aber in der Zeitschrift „S ă m ă n ă t o r u l", „Der Sämann", die in Bukarest erschien und Mitarbeiter in allen rumänischen Provinzen hatte, gewann der Kultus der Vergangenheit, das Gefühl für die Schönheit, die in den Volksliedern liegt, die Erkenntnis der nationalen Wirklichkeit von neuem die Oberhand und sie trug den Sieg davon. Die Erzählungen M. Sadoveanu's, Sandu-Aldea's (die feinen psychologischen Skizzen J. Brătescu-Voineşti's haben nicht denselben Ursprung), die an weichen Tönen und Nuancen so reiche Dichtkunst St. O. Iosifs, das laute Getöse der Stimmen, die sich mit den rührenden ländlichen Szenen bei Oktavian Goga mischen, der im kämpferischen Teil seines Werkes von der magyarischen Lyrik Petöfis beeinflusst ist, gehören dieser Reaktion an, deren Einfluss sich auch heute noch bemerkbar macht.

Die anderen Künste hatten auch Anteil an diesem grossen Werke der Wahrheit. Eine ähnliche Inspiration finden wir in der „rumänischen Symphonie" von Georg Enescu. Ebenso ist es mit der neuen Malerei: Eminescu und Coşbuc mehr noch als Alecsandri, dessen Volksszenen süsslich und übertrieben sind, leben in den reichen ländlichen Gedichten Nikolaus Grigorescu's (der vor dem Kriege gestorben ist) wieder auf, dessen blühende Wiesen, silberfarbene Bäche, langsame, von klassischen

Ochsen gezogene Karren, dessen zarte Hirtinnen und klare dunkeläugige Hirten unter einem blauen oder perlfarbenen Himmel, in den Staubwolken der grossen Landstrassen oder in der durchsichtigen Atmosphäre der Waldlichtungen die ganze ländliche Idylle dieses Volkes widerspiegeln. Es ist das Volk, das den Anstoss zur modernen Kultur gegeben hat und auch zugleich der Nation ihre ersten Schriftsteller und Künstler gab: Enescu ist der Sohn eines Pächters; Grigorescu hatte damit begonnen, Heiligenbilder für die Dorfkirchen zu malen. Nicht nur durch seine unablässige, mühevolle Arbeit, der das Agrarland Rumänien seine Reichtümer verdankt, sondern auch durch andere Taten hat der Bauer gezeigt, dass die Zukunft auf seinen starken Schultern ruhen muss; vernachlässigt, misshandelt, ausgesogen von Fremden und selbst von seinen eigenen Leuten gelang es diesem Bauernvolk durch seine unüberwindliche Energie allen Widerständen zum Trotz die Lebensfähigkeit seiner Rasse zu erhalten.

Das Leben der Rumänen in Siebenbürgen ruhte nur zum Teil auf der Geistlichkeit, die die Lehren Şagunas nicht immer beherzigt und sein Erbe nicht treu bewahrt hat; so mancher Bischof war ein treuer Diener der Regierung bis herab zu dem verachtenswerten Basil Mangra, der infolge seiner Erniedrigung und seines Verrates im Dienste des Grafen Tisza das Oberhaupt der orthodoxen rumänischen Kirche wurde. Es ruhte nicht so sehr auf den Fähigkeiten und Kenntnissen der Intellektuellen, die, nachdem sie den Prälaten die Führung des Kampfes für das Recht entrissen hatten, zu oft zu Konzessionen bereit waren und nicht begriffen, dass die einzige Haltung, die ihre Vertreter im Parlament der Usurpatoren in Budapest einnehmen konnten,

die des unversöhnlichen Protestes sein musste; es gab unter ihnen Opportunisten und sogar einfache Demagogen. Das wahre Heldentum fand man nur bei der Masse der Bauern, die bei den mit Geld gemachten Wahlen unter dem Knüttel der Agenten und dem Gewehr der Gendarmen ohne Zögern ihre Stimme den Kandidaten der Nationalpartei gaben. Sie trugen eine schwerere Last als ihre 300.000 Brüder in der österreichischen Provinz Bukowina, denn sie auferlegten sich neben den Steuern, die sie an den Staat zu zahlen hatten, freiwillig eine andere, die zur Erhaltung ihrer Kirchen- und Schulorganisationen bestimmt war, und sie waren stolz darauf, sich selbst zu erhalten und beklagten sich nicht.

Der rumänische Bauer im Königreich durfte am wahren politischen Leben nicht teilnehmen; die wenigen Dorfbewohner, die manchmal in die Deputiertenkammer kamen, waren nur zum Schmuck da, und die Wähler der dritten Wahlklasse durften nicht frei ihre wahren Sympathien bekennen. Der wirtschaftliche und soziale Zustand der Klasse, die mehr als Dreiviertel der Nation bildete, verursachte von dem Augenblick an niemandem schwere Sorge, wo das Parteileben begann, das die Aufmerksamkeit der Führer von ihrer Hauptaufgabe ablenkte und sie den Intriguen der Rivalen zuwendete. Indessen bemühten sich die Bauern aus den ländlichen Schulen, die ihnen endlich vor zwanzig Jahren der tätige und wahrhaft demokratische Minister, Professor Spiru Haret, eingerichtet hatte, den grösstmöglichen Nutzen zu ziehen. Als noch niemand an ihre Leiden dachte, legten sie ihre kleinen Ersparnisse zusammen und riefen unter Führung ihrer Lehrer und Pfarrer die Bewegung zum grossen Werke der Gründung von länd-

lichen Genossenschaften hervor, die sofort damit begannen, das Land umzuformen.

Die Armee, die 1877 die Unabhängigkeit errang, war zum grossen Teil eine Bauernarmee. Aber, obwohl es sich darum handelte, einen alten Erbfeind zu bekämpfen, den „ruchlosen Heiden“, so war es doch nicht eine volkstümliche Bewegung, die den Krieg unvermeidlich machte. Im Jahre 1912, als der Balkanbund die Türkei angriff, war Rumänien unentschlossen, welchen Weg es einschlagen sollte; der intellektuelle Führer der Junimisten, der Kritiker und Philosoph Titus Maiorescu, der die Macht innehatte, und der neben sich den Führer der noch bestehenden demokratisch-konservativen Partei hatte, Take Ionescu, begnügte sich damit, die von Rumänien 1877 vergeblich abgegebene Neutralitätserklärung zu wiederholen. Sogleich mischte sich jedoch die Parteipolitik ein; neben denen, die sich der Abstimmung enthielten, gab es Anhänger eines sofortigen Krieges mit der ganzen Koalition. König Karl, eingedenk seiner früheren Rolle, die er zum Vorteil der Christenheit im Orient gespielt hatte, weigerte sich den Forderungen dieser Opposition Folge zu leisten; aber Österreich, das auf einen Konflikt zwischen Serben und Bulgaren rechnete, um den ersteren die Früchte ihres Sieges zu entreissen, schickte noch im Herbst den Chef des kaiserlichen Generalstabs Conrad von Hötzendorf nach Bukarest. Als die bulgarische Armee verräterischerweise ihre Kameraden angriff, gab es in Bukarest Politiker, die nur an eventuelle Vorteile dachten und nicht klar wussten, in welcher Richtung die rumänische Intervention erfolgen solle.

Wenn Rumänien, unterstützt von Frankreich und Russland, den für die nationale Zukunft gefährlichen

Einflüsterungen Österreichs und selbst den Ratschlägen Deutschlands widerstehen konnte, so ist es das Verdienst der durch diese nationale Zivilisation gebildeten öffentlichen Meinung, die nicht eine Expansion gegen den Balkan, sondern die Wiederherstellung der ursprünglichen rumänischen Einheit jenseits der Karpathen anstrebte. Der Feldzug gegen Bulgarien 1913, der jedenfalls Serbien und Griechenland vor grossem Missgeschick bewahrte, wurde ohne jeden Hass geführt und die Annexion der südlichen Dobrudscha, mit Dobritsch-Bazargic und Balcic, war nur eine Vorsichtsmaßregel gegen die Habgier begehrlicher Nachbarn, die dem Königreich sein Recht auf einen Zugang zum Meer streitig machen wollten. Und schliesslich war die allgemeine Begeisterung des Volkes für diesen Feldzug ein glänzender Beweis für die überschäumende Lebenskraft der Bauern.

Verwirklichung der nationalen Einheit unter Ferdinand I.

Als im August 1914, infolge der Gewalt, die Österreich Serbien durch seine „Strafexpedition" antun wollte, der Weltkrieg ausbrach, fühlten sich die rumänischen Politiker durch ihre ganze Vergangenheit und durch die starke Autorität eines den „guten Traditionen" treuen Königs gehemmt und zögerten noch einmal. Sie wussten vielleicht schon damals, dass man eine andere Politik machen musste, glaubten aber, dass ihre Zeit noch nicht gekommen sei. Es war ein grosser und unerwarteter Erfolg, als die Neutralitätserklärung in einem Kronrat beschlossen wurde. Unwillig, die wahren Interessen seines Landes den vermeintlichen Pflichten des Alliierten zu opfern, aber unfähig, die bisherigen Bande

zu brechen [1]), ging König Karl langsam daran zugrunde (3. September 1914).

Die Bewegung, die etwas später einsetzte, um Rumänien zu veranlassen an der Seite der Entente in den Krieg einzutreten, eine Bewegung, die nicht frei war von Parteigeist, hätte über die vielen zugunsten Deutschlands sprechenden Erinnerungen und Interessen nicht siegen können, wenn dieses selbe Gewissen, an das sich die Ehrlichkeit Ferdinands I., des Neffen und Nachfolgers Karl I., um Rat wandte, nicht seinen Willen allen Parteien, mit Ausnahme der Überreste der junimistischen Junker und einiger persönlicher Feinde des zaristischen Russland, aufgedrängt hätte.

Der Krieg gegen Österreich begann. Durch alle Karpathenpässe fiel eine grosse, aber ganz neu und schlecht ausgerüstete Armee in Siebenbürgen, von dem alle geträumt hatten, ein. Sofort griff Deutschland, das seinem Verbündeten zu Hilfe eilte, zusammen mit den Bulgaren unter dem Oberbefehl Mackensens Turtucaia, den Schlüssel der neuen Dobrudscha, der unvollkommen befestigt war, an und es fiel. Die Dobrudscha wurde wochenlang heldenhaft verteidigt, konnte aber nicht gehalten werden. Die wunderbare Donaubrücke wurde in die Luft gesprengt. Zur selben Zeit kam eine erprobte deutsche Armee unter der Führung Falkenhayns über die siebenbürgischen Alpen in der Richtung auf Hermannstadt heran. Zwei lange tragische Monate hindurch verteidigten die rumänischen Truppen die Gebirgslinie der früheren Grenze, unter Umständen, die sowohl vom militärischen, als auch vom menschlichen Gesichtspunkt einzigartig waren. Im November 1916, gerade nach

[1]) S. die Bruchstücke seines Tagebuches durch C. Diamandy in der „Revue des deux mondes“ 1929 veröffentlicht.

einer deutschen Niederlage, wurde die Linie gegen Târgu-Jiiului durchbrochen und der Einfall in die Vorstädte von Bukarest konnte nicht mehr aufgehalten werden, denn Mackensen hatte bei Zimnicea die Donau überschritten. Auf den Rat des französischen Generals Berthelot wurde bei Comana der Kampf aufgenommen, um die Hauptstadt zu schützen, aber ein reiner Zufall — die Entdeckung des rumänischen Schlachtenplanes — führte zur Niederlage. Die Truppen Wilhelms II. konnten sich rühmen, die „befestigte Stadt" Bukarest, die nicht eine einzige Kanone in ihren Forts barg, genommen zu haben.

Die Armee und das Parlament folgten dem König in die Moldau, während die russischen „Verbündeten", die im letzten Moment herbeigeeilt waren — mit Ausnahme des schwachen Korps, das von Anfang an in der Dobrudscha mitgekämpft hatte —, fast regungslos der Tragödie einer Nation zusahen, für die sie in ihrer Unwissenheit keine Sympathien haben konnten. Die Art, in der in einem absolut ungleichen Kampf die rumänischen Bauern kämpften, denen man eben erst durch eine konstitutionelle Reform (Juni 1917) ein grösseres Anrecht auf den Boden und das allgemeine Wahlrecht zugestanden hatte, der Enthusiasmus, mit dem ihre siebenbürgischen und bukowinischen Brüder die Gefangenenlager in Russland verliessen und herbeieilten, um sich an ihrer Seite zu opfern, zeigen ebenso wie die Offenbarung einer „moldauischen" Seele im russischen Bessarabien, besser als jede diplomatische Rede, dass in diesem östlichen Karpathen-Donaugebiet ein Volk von fast 14,000.000 Seelen lebt, das eine alte, ursprüngliche Kultur besitzt und für seine tausendjährigen Leiden, durch die es der Kultur der ganzen christlichen

Welt diente, nur die Achtung seines unanfechtbaren Rechtes forderte.

Die zweite Periode des für die nationale Einheit geführten Krieges begann in der Moldau, nach der Reorganisierung der Armee im Juli 1917 und wurde durch den Erfolg bei Mărăşti eröffnet, durch den der Weg nach Bukarest freigelegt und das besetzte Gebiet befreit werden sollte. Leider setzte der damals eingetretene Abfall der Russen der Offensive ein Ende. Anstatt weiter südlich, unter Mitwirkung der „ersten Armee“, die den Befehl erwartete, in der Richtung auf den Sereth vorzugehen, vorzudringen, war es notwendig, in dem Augenblick, als nach der Katastrophe der russischen Armee in Galizien der Feind in die nördliche Moldau vordrang, alle Kräfte zu sammeln für den teuer erkauften Sieg bei Mărăşeşti (August), als Marschall Mackensen einen Angriff unternahm, um den Weg nach Odessa zu öffnen.

Im Laufe des Herbstes schlossen die Russen einen Waffenstillstand, dem die Rumänen beizutreten gezwungen waren. Vom moralischen Standpunkt betrachtet, waren die schrecklichsten Monate, schrecklicher als die des vorhergehenden Winters, wo eine ganze Armee durch Kälte, durch furchtbare Krankheiten und Hungersnot übermenschlich litt, die, welche dem Abschluss der vom Nachfolger J. J. Brătianus, General Averescu, geleiteten Vorfriedensverhandlungen im Februar 1918 vorangingen. Das Volk wurde lange in Unkenntnis gehalten über die grausamen Bedingungen dieses von der Begierde und Gewalttätigkeit der führenden Kreise der Zentralmächte Zeugnis ablegenden Dokumentes. Sie nahmen Rumänien die ganze Gebirgslinie und alle Zugänge zum Meer und teilten

die Dobrudscha zwischen Bulgarien im Süden und einem Kondominium im Norden der Provinz, das zum Nachteile seiner Verbündeten von den Deutschen ausgebeutet werden sollte. Lästige Klauseln zwangen das Land auf Jahre hinaus zu arbeiten, um das kaiserliche Deutschland und seine Bundesgenossen zu ernähren, indem es sie zu festgesetzten Preisen mit Nahrungsmitteln versah. Die Österreicher nahmen als Pfand den Hafen von Turnu-Severin, und ein ähnlicher Kontrakt sicherte den Deutschen den Hafen von Giurgiu. Deutsche Truppen sollten lange Zeit im Lande bleiben, um die Erfüllung dieser unerträglichen Bedingungen zu überwachen. Sie machten Rumänien zu einem Ausbeutungsobjekt für die Sieger.

Die Rumänen fanden sich mit diesen Bedingungen niemals ab. Das Erscheinen der ersten feindlichen Offiziere in der Moldau rief einen Sturm der Entrüstung hervor. Sie wurden in der rumänischen Gesellschaft nicht empfangen. Man war klug genug, auf der Durchführung der Klausel, die die sofortige und vollständige Entlassung der Armee forderte, nicht zu bestehen und so wurde diese für den, wie man hoffte, nicht mehr fernen Tag zurückbehalten, der eine Veränderung an der Westfront bringen würde, zu deren Unterstützung bei Verdun Rumänien seinen Wohlstand und 800.000 seiner Söhne geopfert hatte.

Die Stunde der Befreiung schlug im Oktober 1918 mit dem Zusammenbruch Bulgariens und dem Vordringen der verbündeten Armeen gegen die Donau. Die rumänische Hauptstadt wurde unter den Hohnrufen der durch Schrecken eingeschüchterten und gedemütigten Bevölkerung vom Feinde geräumt. König Ferdinand und seine unerschrockene Gefährtin Königin Maria

zogen unter dem Jubel der unabsehbaren Menge ein, die ihrer glühenden Liebe für die Dynastie, die jetzt nicht nur das Ideal verkörperte, für das das Land sein Blut vergossen hatte, sondern auch die eigenen Leiden und Demütigungen, früher niemals solchen Ausdruck verliehen hatte.

Aber das durch einen lange erwarteten Sieg, zu dem der Widerstand bei Mărăşeşti wesentlich beigetragen hatte, wiederhergestellte Rumänien war ein ganz anderes als das Königreich von 1914. Bessarabien, das zu der Zeit, als das russische Reich zerfiel, die Nationalitäten, die die Zaren mit Gewalt innerhalb ihrer Grenzen festgehalten hatten, befreite, erinnerte sich seines moldauischen Ursprunges und des rumänischen Charakters seiner Bevölkerung, verteidigte die Zivili--sation, die überall von den russischen Bolschewiken angegriffen wurde, die die Landhäuser, Bibliotheken und Kunstsammlungen zerstörten, und organisierte sich unabhängig als moldauische Republik mit dem jungen bessarabischen, aus Petersburg zurückgekehrten Professor Inculeţ als Präsidenten. Doch war sie nicht imstande, trotz ihres Kriegsministers, eines einfachen Leutnants, sich gegen die Rache der Anarchie zu verteidigen. Sie musste die rumänischen Truppen um ihre Unterstützung ersuchen, die genötigt gewesen waren bis über den Pruth vorzugehen, um ihre wichtigen Proviantvorräte, die sie für ihren eigenen Gebrauch dort deponiert hatten, zu schützen.

Allmählich erkannte die öffentliche Meinung in Bessarabien die Notwendigkeit einer vollständigen Vereinigung mit dem Königreich und am 28. März 1918 wurde diese Vereinigung feierlich proklamiert von einer Versammlung, die in jeder Hinsicht denjenigen glich,

die, auf den Ruinen der früheren zentralen Monarchie, die Nationalstaaten geschaffen hatten. Diesem „Landesrat“, der durch eine Bewegung in Odessa stationierter bessarabischer Soldaten zustande kam, gehörten Vertreter aller Nationalitäten und aller Strömungen an, aber natürlich bildete die überwältigende Mehrheit der Rumänen die Majorität in dem kleinen Parlament. Fast ohne Widerspruch wurde die Union unter der Regierung beschlossen, die diejenige General Averescus, in der Hoffnung die Bedingungen des Bukarester Vertrages verbessern zu können, ablöste, — der Regierung Alexander Marghilomans.

In der Bukowina wurde zu der Zeit, als militärische Deserteure ruthenischer Nationalität in Czernowitz Unruhen hervorriefen, durch Plebiszit eine Versammlung einberufen, die die Rückkehr der nördlichen Moldau — so wie sie war — zum Vaterland, von dem es, in seiner früheren moldauischen Form, durch die List der Österreicher im Jahre 1775 getrennt worden war, verkündete. Eine Deputation kam nach Jassy bevor der König sich in die Hauptstadt begab, um Versicherungen der Ergebenheit zu überbringen, und zwar wurde sie ebenso von den Rumänen, wie auch von den Deutschen und der kleinen polnischen Gruppe der Provinz entsendet.

General Franchet d'Espérey hatte gerade mit Ungarn einen Waffenstillstand abgeschlossen, das nach dem Schlag, den die Wiener der österreichisch-ungarischen Monarchie versetzt hatten, notgedrungen zusammenbrechen musste. Eine Demarkationslinie wurde gezogen, die — wohlverstanden — die Wünsche der Rumänen in Siebenbürgen und den angrenzenden Distrikten nicht befriedigte. Ein Teil des Gebietes war schon auf Wunsch der Siebenbürger selbst von den rumänischen

Truppen besetzt worden. Die Rumänen hielten in Alba Iulia-Karlsburg, der früheren Hauptstadt der Fürsten des Landes, eine feierliche Versammlung ab, in der der Anschluss an das Königreich Ferdinands I. verkündet wurde. Die Ordnung wurde überall durch improvisierte Nationalgarden aufrechterhalten und alsbald konnte man das nie dagewesene Schauspiel sich entfalten sehen, dass unter der Führung Julius Manius, des Präsidenten des provisorischen „Consiliul Dirigent", eine Nation sich nach tausendjähriger Unterdrückung, sobald die Gelegenheit sich ergab, als fähig erwies, eine Macht zu übernehmen, die sie nie ausgeübt hatte und einem ganzen Land, dem das Eindringen des anarchistischen Geistes drohte, die vollkommene Ordnung zu sichern, — eine Tatsache, die auf die anderen Bewohner der Provinz einen so tiefen Eindruck machte, dass die Sachsen in die Union sofort einwilligten und sogar die Magyaren nicht wagten Widerstand zu leisten. So war die Aufgabe der nationalen Vereinigung in Siebenbürgen vollendet.

Dieses Werk musste indessen gegen die magyarische Rachsucht verteidigt werden. Der in Budapest herrschende Bolschewismus sammelte seine Kräfte, seinen früheren Chauvinismus in den Falten der roten Fahne verbergend, zu einem Einfall nach Siebenbürgen. Diese Offensive, die einen augenblicklichen Erfolg aufzuweisen hatte, führte zu einer Gegenaktion der rumänischen Truppen, die diese nach Budapest führte. Mehrere Monate lang war die Hauptstadt Ungarns im Besitze der Rumänen, und der Tag wird kommen, an dem man die Verleumdungen, die gegen den Befehlshaber dieser Armee erhoben worden sind, nach ihrem wahren Werte beurteilen wird. Die Wahrheit in bezug auf diese ungerechten Beschuldigungen dämmert schon.

Was die russischen Bolschewiken anbelangt, so bemühten sich diese durch einen Angriff auf Hotin, wo sie den Versuch gemacht hatten Bauernunruhen zu inszenieren, und durch verschiedene Überfälle auf die Dnjestrlinie zwei Jahre lang Bessarabien zu beunruhigen, jedoch ohne Erfolg. Das Land war froh, dass ihm das Los seiner russischen Nachbarn erspart blieb.

Um das vereinigte Rumänien zu konsolidieren, ging erst die Regierung unter dem Vorsitz des Siebenbürgers Alexander Vaida-Voevod (November 1919 bis März 1920), dann jene unter Averescu-Take Ionescu — der General vertrat jetzt eine improvisierte Partei „des Volkes" — daran, die Staaten, die aus der österreichisch-ungarischen Monarchie hervorgegangen waren, zusammenzuführen. Der Bund, der zustande kam, führte den Namen „Kleine Entente" und umfasst Jugoslawien (kürzlich an Rumänien noch enger angeschlossen durch die Heirat König Alexanders mit Prinzessin Maria, der Tochter König Ferdinands) und die Tschechoslowakei, die im Maramureşgebiet eine gemeinsame Grenze mit Rumänien gewonnen hatte. Ein Garantievertrag ohne aggressiven Charakter wurde mit Polen geschlossen, das seine westlichen Verbündeten, besonders Frankreich, gegen die wütende Rache der Bolschewiken verteidigen musste. Dieses ist jetzt die Basis der rumänischen Politik, ohne jedoch die Dankbarkeit vergessen zu wollen, die das Land den grossen Nationen schuldet, die ihr Blut für die gemeinsame Sache der freien Völker vergossen haben. Dieses trat klar zutage bei der Konferenz in Genua, wohin Rumänien — vertreten durch J. J. Brătianu, der wieder Ministerpräsident war, — nur ging, um den Schatz, die Kunstgegenstände und Archive, die in Moskau deponiert waren, zu fordern und um nichts

anderes zu verlangen als Schadenersatz von denen, die das Land zwei Jahre lang ausgebeutet hatten.

Was die inneren Angelegenheiten anbelangt, so war es nötig, das Werk der Enteignung zu vollenden und die Bauern auf ihrem Boden anzusiedeln. Unter drei verschiedenen Regierungen wurden Massnahmen in diesem Sinne getroffen, und durch Mitwirkung Aller konnte endlich, unter einer neuen Regierung Averescu's, das Problem endgültig gelöst werden.

Die wirtschaftliche Wiederherstellung bot im Hinblick auf die Umwälzungen und die Hilflosigkeit des Geldmarktes viel grössere Schwierigkeiten, der schlechte Stand der rumänischen Währung lastete schwer auf den wirtschaftlichen Bedingungen des Landes und bildete, bildet noch gegenwärtig, trotz der glücklich zu Ende geführten Verhandlungen mit Deutschland und der neuerdings abgeschlossenen grossen Anleihe, das grösste Übel.

Das Verkehrsproblem ist auch von grossem Interesse, da Rumäniens Ausfuhr lange Zeit durch die Folgen der agraren Umwälzung und durch den schlechten Stand der Eisenbahnen stark behindert wurde. Alles in allem, muss bei der Grösse des Arbeitsgebietes noch viel getan werden, um eine widerstandsfähige und stark organisierte nationale Solidarität zu erzielen.

Das allgemeine Wahlrecht hatte trotz seiner Vorteile die Wirkung, die Bildung neuer Parteien zu verhindern, obgleich später die neue Bauernpartei Ţărăneşti), mit den Siebenbürgern und anderen Vertretern der neuen Provinzen vereinigt, eine sehr volkstümliche national-bäuerliche Partei 1926 bildete, die soeben (November 1928) ans Ruder gekommen ist, und ebenso bewirkte es eine vollständige Umbildung der

alten Parteien, was immer mit Schwierigkeiten verbunden ist. Dann ist auch noch die unvermeidliche Rivalität zwischen den verschiedenen Provinzen des Landes da, und die Empfindlichkeit, die die Neuordnung der Dinge in einigen Nationalitäten zurückgelassen hat, die mehr als vier Millionen der Bevölkerung des neuen rumänischen Staates ausmachen.

Die kommunistischen Bewegungen riefen in der Masse des Volkes hauptsächlich ein Gefühl des Misstrauens hervor, und diese Schöpfer einer neuen Welt, die übernatürlich an einem Tage erstehen sollte, wurden einfach als lächerliche Personen betrachtet, deren Ton und Sprache alles beleidigt, was wirklich edel ist im Geschmack und in den Gewohnheiten des rumänischen Bauern, und selbst des Handwerkers.

Im Hinblick auf das richtige Gefühl, das den Bauern immer ausgezeichnet hat, auf den gesunden Patriotismus, den man sogar trotz einiger trügerischer Erscheinungen bei der grossen Masse der städtischen Bevölkerung findet, die Elastizität des Geistes, die es einer isolierten Rasse möglich machte, frei zu leben und ihre eigene Kultur zu entwickeln, inmitten fremder, fast immer feindselig gesinnter Nationen und im Hinblick auf alles das, was die Existenz und den Fortschritt Rumäniens zu einer für die Aufrechterhaltung der durch den Weltkrieg geschaffenen neuen Lage notwendigen Bedingung macht, dürfen wir hoffen, dass die inneren Schwierigkeiten überwunden werden können und dass hinfort der Friede Europas in diesen östlichen und südöstlichen Marken garantiert wird durch eine Nation, die stark ist in ihren Rechten und fähig, die Rechte anderer zu achten, und kein anderes Ziel hat, als dem Weg zu folgen, der ihr durch das Ideal moderner Gemeinwesen und durch ihre alten Traditionen vorgezeichnet ist.

Chronologische Tafel der regierenden Fürsten.

Walachei	Moldau
SENESLAV 1247—12 . .	
IVANCO, Iancu Tihomir (Tocomerius) 12 . . bis ca. 1330	
BASARAB I. ca. 1330 bis ca. 1340	
NIKOLAUS ALEXANDER ca. 1340 bis 16. November 1364	DRAGOȘ ca. 1352—1353
	SASUL ca. 1360
	BOGDAN ca. 1360 bis ca. 136[illegible]
VLADISLAV, Vlaicu oder Laico, 1364 bis ca. 1380	LAȚCU ca. 1364 bis ca. 1372
RADU I. 138 . . . bis	STEFAN I. ca. 1372 bis ca. 1393
DAN I. . . . . bis 1386	PETER I. ca. 1378 bis ca. 1393
MIRCEA der Alte 1386 bis 31. Januar 1418	ROMAN I. ca. 1393—1394
VLAD I. 1394—1395	STEFAN I. (oder II.) 1394 bis 1400
	JUGA 1399—1400
MICHAEL I. 1418—1420	ALEXANDER I., der Gute, 1400 bis 1. Januar (?) 1432
DAN II. 1420 bis Juni 1431	
RADU II., der Einfache oder der Kahle, 1422 bis 1427	
BASARAB II., Laiotă, Juni 1431	ELIAS oder ILIAȘ I. Januar (?) 1432 bis September 1434
ALEXANDER I. (Aldea) 1431—1435	STEFAN II. September 1434 bis 27. August 1435
VLAD II., Dracul oder Drăculea, 1435 bis Dezember 1446	ELIAS mit STEFAN II. 27. August 1435 bis 29. Mai 1443
DAN III. oder Danciul 1446—1447	STEFAN II. 29. Mai 1443 bis Juli 1447
VLADISLAV II. 1447 bis Frühjahr 1456	ROMAN II. Juli 1447 bis 2. Juli 1448
	ALEXANDER II. 2. Juli bis August 1448

Walachei	Moldau
	PETER II., 1444 Prätendent; August 1448 bis . . . 1449
	ALEXANDER II. . . . 1449 bis Oktober 1449
	BOGDAN II. Oktober 1449 bis 16. Oktober 1451
	PETER III., Aaron, 16. Oktober 1451 bis April 1457
	ALEXANDER II. 16. Oktober 1451 bis Frühjahr 1455
VLAD III., ȚEPEȘ (der Pfähler), Frühjahr 1456 bis November 1462	STEFAN III., der Grosse, April 1457 bis 2. Juli 1504
RADU III., der Schöne, 1462 bis Anfang 1474	
BASARAB II., Laiotă 1473 bis November 1477 († 1480)	
BASARAB III., der Junge, 1477—1482	
MIRCEA II. 1481	
VLAD IV., der Mönch, 1482—1495	
RADU IV., der Grosse, 1495 bis März 1508	BOGDAN III. (der Einäugige) 2. Juli 1504 bis 18. April 1517
MIHNEA I., der Schlechte, 1508—1510	
VLAD V. oder Vlăduț 1510 bis 23. Januar 1512	
BASARAB IV., Neagoe, 1512 bis September 1521	STEFAN IV., der Junge (Ștefăniță), 18. April 1517 bis 14. Januar 1527
THEODOSIUS 1521	
VLAD VI., Dragomir, 1521	
RADU V., Bădică, 1521 bis Januar 1524	
RADU VI., von Afumați, 1521 bis 4. Januar 1529	

Walachei	Moldau
VLADISLAV III., 1523 bis Dezember 1525	
MOSES 1529 bis August 1530	PETER IV., Rareş, Januar 1527 bis 18. September 1538
VLAD VII., der Ertränkte, 1530 bis September 1532	
VLAD VIII., Vintilă, 1532—1535	
RADU VII., Paisie, 1535 bis März 1545	STEFAN V., Lăcustă („Heuschrecke") September 1538 bis Dezember 1540
	ALEXANDER III., Cornea, Dezember 1540 bis Februar 1541
	PETER IV., Rareş, 19. Februar 1541 bis Oktober 1546
MIRCEA III., der Hirte, März 1545 bis Februar 1554	ELIAS oder ILIAŞ II. Oktober 1546 bis Mai 1551
	STEFAN VI., Rareş, Mai 1551 bis September 1552
	JOHANN I., Joldea, September 1552
PETER I. oder Petraşcu der Gute. Februar 1554 bis Dezember 1557	ALEXANDER IV., Lăpuşneanu, September 1552 bis 18. November 1561
MIRCEA III., der Hirte, Januar 1558 bis September 1559	
PETER II. September 1559 bis Juni 1568	JOHANN II., Basilikos, der Despote, 18. November 1561 bis 5. oder 6. November 1563
	STEFAN VII., Tomşa, 8. oder 10. August 1563 bis März 1564 († Mai 1564)
	ALEXANDER IV., Lăpuşneanu, Oktober 1564 bis 5. Mai 1568

Walachei	Moldau
ALEXANDER II. Juni 1568 bis 25. Juli 1577	BOGDAN IV. 5. Mai 1568 bis Februar 1572
VINTILĂ Mai 1574	Ioan III., der Schreckliche (der Armenier), Februar 1572 bis Juni 1574
	PETER V., der Lahme, Juni 1574 bis 23. November 1577
MIHNEA II., „der Türke“, 25. Juli 1577 bis Juli 1583	IOAN IV., Potcoavă (Hufeisen), 23. November bis Ende Dezember 1577
	PETER V., der Lahme, 1. Januar 1578 bis 21. November 1579
	JANCU SASUL (der Sachse) 21. November 1579 bis August 1582 († September)
PETER CERCEL (Ohrring) Juli 1583 bis April 1585	PETER V. (der Lahme) 1582 bis 29. August 1591
MIHNEA II. April 1585 bis Februar 1591	
ELIAS März 1591	AARON der Tyrann September 1591 bis Juni 1592
RADU VIII. März 1591	
STEFAN der Taube Mai 1591 bis Juni 1592	
ALEXANDER der Böse Juni 1592 bis September 1593	ALEXANDER der Böse Juni 1592
	PETER VI., der Kosak, August bis 24. Oktober 159.
MICHAEL DER TAPFERE September 1593 bis 19. August 1601	AARON DER TYRANN Oktober 1592 bis 3. Mai 1595
NIKOLAUS II., Petraşcu, November 1599 bis September 1600	JEREMIAS MOVILĂ (Moghilă) August 1595 bis 10. Juli 1606
SIMEON MOVILĂ Oktober 1600 bis Juni 1601; Juli 1601 bis August 1602	MICHAEL DER TAPFERE Mai bis September 1600

Walachei	Moldau
RADU ŞERBAN August 1602 bis Dezember 1610; Juni bis September 1611	SIMEON MOVILĂ 10. Juli 1606 bis 24. September 1607
RADU MIHNEA September 1601 bis März 1602; März bis Juni 1611; September 1611 bis August 1616	MICHAEL (Mihăilaş) Movilă 24. September bis Oktober 1607; November bis 16. oder 19. Dezember 1607
	CONSTANTIN MOVILĂ Oktober 1607, dann 1. Dezember bis 20. November 1611 († Juli 1612)
	STEFAN IX., Tomşa, 20. November 1611 bis 22. November 1615
	ALEXANDER V., MOVILĂ, 22. November 1615 bis 2. August 1616
GABRIEL MOVILĂ August 1616	RADU MIHNEA August 1616 bis 4. Februar 1619
ALEXANDER ELIAS (Iliaş) September 1616 bis Juni 1618	
GABRIEL MOVILĂ Juli 1618 bis August 1620	KASPAR GRATIANI 4. Februar 1619 bis September 1620
RADU MIHNEA August 1620 bis August 1623	ALEXANDER VI., Iliaş, September 1620 bis September 1621
ALEXANDER, genannt „das Kind“ (Coconul), August 1623 bis November 1627	STEFAN IX., Tomşa, September 1621 bis August 1623
	RADU MIHNEA August 1623 bis 23. Januar 1626
ALEXANDER ELIAS (Iliaş) November 1627 bis Herbst 1629	MIRON BARNOWSKI MOVILĂ Januar 1626 bis Juli 1629
LEON Herbst 1629 bis Juli 1632	ALEXANDER VII., Coconul (das Kind), Juli 1629 bis 28. April 1630

Walachei	Moldau
	MOSES MOVILĂ 28. April 1630 bis November 1631
RADU Juli bis November 1632	ALEXANDER VI., Iliaş, November 1631 bis April 1633
MATEI BASARAB Juli 1632 bis 19. April 1654	MIRON BARNOWSKI April 1633 bis 2. Juli 1633
	MOSES MOVILĂ 2. Juli 1633 bis April 1634
	BASIL LUPU April 1634 bis 13. April 1653; 8. Mai bis 16. Juli 1653
CONSTANTIN BASARAB oder der Stumpfnasige April 1654 bis März 1658	GEORG I., Stefan, 13. April bis 8. Mai 1653; 16. Juli 1653 bis 13. März 1658
MIHNEA III. oder Michael Radu März 1658 bis Dezember 1659	GEORG II., Ghica, 13. März 1658 bis November 1659
GHICA oder Georg Ghica Dezember 1659 bis September 1660	CONSTANTIN BASARAB Ende November bis 1. Dezember 1659; 31. Januar bis Februar 1661
GREGOR oder GRIGORASCU Ghica September 1660 bis Dezember 1664	STEFAN X. (Ştefăniţă) 1. Dezember 1659 bis 31. Januar 1661; Februar bis 29. September 1661
	EUSTRATIUS DABIJA September 1661 bis 12. September 1665
RADU LEON Dezember 1664 bis März 1669	GEORG III., Duca, September 1665 bis Mai 1666
	ELIAS (ILIAŞ) ALEXANDER Mai 1666 bis November 1668
ANTONIUS von Popeşti oder Popescu März 1669 bis März 1672	GEORG III., Duca, November 1668 bis 16. August 1672

Walachei	Moldau
GREGOR GHICA März 1672 bis November-Dezember 1674	STEFAN XI., Petriceicu, 16. August 1672 bis Oktober 1673; Dezember 1673 bis Beginn 1674
GEORG DUCA November-Dezember 1674 bis November 1678	DEMETRIUS (Dimitrașcu) CANTACUZINO November 1673; 1674 bis September 1675
	ANTONIUS ROSETTI (Ruset) September 1675 bis November 1678
ȘERBAN CANTACUZINO November 1678 bis 9. November 1688	GEORG III., Duca, November 1678 bis 4. Januar 1684
	STEFAN XI., Petriceicu, 4. Januar bis März 1684
	DEMETRIUS CANTACUZINO März 1684 bis 25. Juni 1685
CONSTANTIN BRÂNCOVEANU 9. November 1688 bis April 1714	CONSTANTIN CANTEMIR 25. Juni 1685 bis 27. März 1693
	DEMETRIUS CANTEMIR 29. März 1693 bis 18. April 1693
	CONSTANTIN DUCA März 1693 bis 18. Dezember 1695
	ANTIOCHUS CANTEMIR 18. Dezember 1695 bis 14. September 1700
	CONSTANTIN DUCA 14. September 1700 bis 26. Juni 1703
	MICHAEL RACOVIȚĂ 4. Oktober 1703 bis 13. Februar 1705
	ANTIOCHUS CANTEMIR 13. Februar 1705 bis 31. Juli 1707

Walachei	Moldau
	MICHAEL RACOVITĂ 31. Juli 1707 bis 28. Oktober 1709
	NIKOLAUS MAUROKORDATOS 6. November 1709 bis November 1710
	DEMETRIUS CANTEMIR November 1710 bis Juni 1711
	Caimacamie (Fürstliche Stellvertretung) des VORNIC LUPU August 1711
	Caimacamie des IOAN MAUROKORDATOS 7. Oktober bis 19. November 1711
STEFAN CANTACUZINO April 1714 bis Dezember 1715	NIKOLAUS MAUROKORDATOS 6. Oktober 1711 bis 5. Januar 1716
NIKOLAUS MAUROKORDATOS Dezember 1715 bis 14. November 1716	
IOAN MAUROKORDATOS 2. Dezember 1716 bis 23. Februar 1719	MICHAEL RACOVIŢĂ 5. Januar 1716 bis Oktober 1726
NIKOLAUS MAUROKORDATOS 2. März 1719 bis 3. September 1730	GREGOR II., MATHÄUS GHICA, Oktober 1726 bis 16. April 1733
CONSTANTIN MAUROKORDATOS September bis Oktober 1730	
MICHAEL RACOVIŢĂ Oktober 1730 bis 24. Oktober 1731	
CONSTANTIN MAUROKORDATOS 24. Oktober 1731 bis 16. April 1733	

Walachei	Moldau
GREGOR II., GHICA, 16. April 1733 bis 27. November 1735	CONSTANTIN MAUROKORDATOS 16. April 1733 bis 26. November 1735
CONSTANTIN MAUROKORDATOS 27. November 1735 bis September 1741	GREGOR II., MATHÄUS GHICA, 27. November 1735 bis 14. September 1739
	RUSSISCHE OKKUPATION 14. September bis Oktober 1739
	GREGOR II., MATHÄUS GHICA, 1739 bis September 1741
MICHAEL RACOVIȚĂ September 1741 bis Juli 1744	CONSTANTIN MAUROKORDATOS September 1741 bis 29. Juni 1743
CONSTANTIN MAUROKORDATOS Juli 1744 bis April 1748	IOAN MAUROKORDATOS 29. Juni 1743 bis Mai 1747
	GREGOR II., MATHÄUS GHICA Mai 1747 bis April 1748
GREGOR II., GHICA, April 1748 bis 6. September 1752	CONSTANTIN MAUROKORDATOS April 1748 bis 31. August 1749
	CONSTANTIN RACOVIȚĂ 31. August 1749 bis 3. Juli 1753
MATHÄUS GHICA September 1752 bis Juli 1753	MATHÄUS GHICA 3. Juli 1753 bis ca. 29. Februar 1756
CONSTANTIN RACOVIȚĂ Juli 1753 bis ca. 29. Februar 1756	
CONSTANTIN MAUROKORDATOS ca. 29. Februar 1756 bis 7. September 1758	CONSTANTIN RACOVIȚĂ ca. 29. Februar 1756 bis 14. März 1757
	SCARLAT GHICA 14. März 1757 bis 7. August 1758

Walachei	Moldau
SCARLAT GHICA 7. September 1758 bis 11. Juni 1761	IOAN THEODOR KALLIMACHI oder Calmăşul 7. August 1758 bis 11. Juni 1761
CONSTANTINMAUROKORDATOS 11. Juni 1761 bis März 1763	GREGOR KALLIMACHI 11. Juni 1761 bis 29. März 1764
CONSTANTIN RACOVIŢĂ März 1763 bis 8. Februar 1764	
STEFAN RACOVIŢĂ Februar 1764 bis September 1765	GREGOR ALEXANDER GHICA 29. März 1764 bis 3. Februar 1767
SCARLAT GHICA 7. September 1765 bis 13. Dezember 1766	
ALEXANDER GHICA 13. Dezember 1766 bis 28. Oktober 1768	GREGOR KALLIMACHI 3. Februar 1767 bis 14. Juni 1769 († 9. September 1769)
GREGOR III., ALEXANDER GHICA, 28. Oktober 1768 bis November 1769	CONSTANTINMAUROKORDATOS 29. Juni bis 23. November 1769
EMMANUEL GIANI-ROSETTI Mai 1770 bis Oktober 1771	RUSSISCHE OKKUPATION 7. Oktober 1769 bis 10./21. Juli 1774: Friede von Kötschük-Kainardschi
RUSSISCHE OKKUPATION November 1769 bis 10. 21. Juli 1774: Friede von Kötschük-Kainardschi	
ALEXANDER YPSILANTI September 1774 bis Februar 1782	GREGOR ALEXANDER GHICA September 1774 bis 10. Oktober 1777
	CONSTANTIN MORUZI Oktober 1777 bis 8. Juni 1782
NIKOLAUS CARAGEA (Karatzas) Februar 1782 bis August 1783	ALEXANDERMAUROKORDATOS I., Delibey, 8. Juni 1782 bis 12. Januar 1785

Walachei	Moldau
MICHAEL SUȚU August 1783 bis April 1786	ALEXANDER MAUROKORDATOS II., Phiraris, 12. Januar 1785 bis 14. Dezember 1786
NIKOLAUS MAUROGENI (Mavrogheni) April 1786 bis 19. Juni 1790	ALEXANDER YPSILANTI Dezember 1786 bis 19. April 1788
	EMMANUEL GIANI-ROSETTI Mai bis Oktober 1788
ÖSTERREICHISCHE BESETZUNG 15. November 1789 bis 4. August 1791: Friede von Sistow	RUSSISCHE BESETZUNG Oktober 1788 bis 9. Januar 1792: Friede von Jassy
	ÖSTERREICHISCHE BESETZUNG 1787 bis 4. August 1791: Friede von Sistow
MICHAEL SUȚU ernannt März 1791 bis Januar 1793	ALEXANDER MORUZI März 1792 bis Januar 1793
ALEXANDER MORUZI Januar 1793 bis August 1796	MICHAEL SUȚU Januar 1793 bis 6. Mai 1795
ALEXANDER YPSILANTI August 1796 bis Dezember 1797	ALEXANDER KALLIMACHI 6. Mai 1795 bis März 1799
CONSTANTIN ḢANDSCHERLI Dezember 1797 bis 1. März 1799	
ALEXANDER MORUZI März 1799 bis Oktober 1801	CONSTANTIN YPSILANTI 8. März 1799 bis Juli 1801
MICHAEL SUȚU Oktober 1801 bis Juni 1802	ALEXANDER SUȚU Juli 1801 bis ca. 4. Oktober 1802
ALEXANDER SUȚU Juli bis 1. September 1802	
CONSTANTIN YPSILANTI 1. September 1802 bis August 1806	ALEXANDER MORUZI 4. Oktober 1802 bis August 1806

Walachei	Moldau
ALEXANDER SUȚU August bis 13. Oktober 1806	SCARLAT KALLIMACHI August bis 13. Oktober 1806
CONSTANTIN YPSILANTI Oktober bis November 1806	ALEXANDER HANDSCHERLI 19. März bis 4. August 1807
	SCARLAT KALLIMACHI 4. August 1807 bis 13. Juni 1810
RUSSISCHE BESETZUNG 27. Dezember 1806 bis 28. Mai 1812: Friede von Bukarest. Verwaltung Ypsilantis unter der russischen Kontrolle 27. Dezember 1806 bis 31. Mai 1807; 8.—28. August 1807. Verwaltung des General Prosorowski August 1807 bis 1. März 1808. Verwaltung der „Caimacams“ 1. März 1808 bis 18. September 1808. Verwaltung eines Komitees von fünf Mitgliedern 18. September 1808 (seit März 1809 der russische General Engelhardt, Vizepräsident des Divans) bis 28. Mai 1812	RUSSISCHE BESETZUNG 29. November 1806 bis 28. Mai 1812
IOAN GEORG CARAGEA (Karatzas) 8. September 1812 bis 12. Oktober 1818	SCARLAT KALLIMACHI 17. September 1812 bis Juni 1819
ALEXANDER SUȚU 16. November 1818 bis 18./19. Januar 1821	MICHAEL SUȚU Juni 1819 bis März 1821
SCARLAT KALLIMACHI Februar bis Juni 1821	GRIECHISCHE HERRSCHAFT März 1821
Revolution des TUDOR VLADIMIRESCU 28. März bis 27. Mai 1821	Caimacamie des METROPOLITEN März bis April 1821
	Caimacamie des STEFAN VOGORIDES, ernannt im Februar, eingesetzt im Herbst 1821 bis Juli 1822

Walachei	Moldau
TÜRKISCHE BESETZUNG 28. Mai 1821 bis Juni 1822	TÜRKISCHE BESETZUNG Mai 1821 bis Juli 1822
GREGOR IV. (Ghica) 21. Juni 1822 bis 12. Juli 1828	IOAN SANDU STURDZA 21. Juni 1822 bis 5. Mai 1828
RUSSISCHE BESETZUNG 12. Juli 1828 bis April 1834, und zwar: der russische General Palin, Präsident des Divans, ernannt am 22. Februar 1828 bis November 1829; der General Paul Kisselev, Präsident des Divans, von November 1829 bis April 1834	RUSSISCHE BESETZUNG bis 1834 (Siehe Walachei.)
ALEXANDER GHICA April 1834 bis 7. Oktober 1842	MICHAEL STURDZA April 1834 bis Juni 1849
GEORG BIBESCU 1. Januar 1843 bis 25. Juni 1848	
PROVISORISCHE REGIERUNG 26. Juni bis 10. Juli 1848	
CAIMACAMIE 10.—12. Juli 1848	
PROVISORISCHE REGIERUNG 12. Juli bis 9. August 1848	
CAIMACAMIE 9. August bis 25. September 1848	
Caimacamie CONSTANTIN CANTACUZINO'S 26. September 1848 bis Juni 1849	
BARBU ŞTIRBEI (Stirbey) Juni 1849 bis 29. Oktober 1853	GREGOR ALEXANDER GHICA Juni 1849 bis 26. September 1853
RUSSISCHE BESETZUNG 29. Oktober 1853 bis 31. Juli 1854	RUSSISCHE BESETZUNG 26. September 1853 bis 16. September 1854

Walachei	Moldau
BARBU ŞTIRBEI (Stirbey) mit den Österreichern 5. Oktober 1854 bis 25. Juni 1856	GREGOR ALEXANDER GHICA 14. Oktober 1854 bis 26. Juni 1856
Caimacamie ALEXANDER GHICAS 4. Juli 1856 bis Oktober 1858	Caimacamie THEODOR BALŞ und NIKOLAUS VOGORIDES' 26. Juni 1856 bis Oktober 1858
Caimacamie: JOHANN MANU, EMMANUEL BALEANU und JOHANN FILIPESCU Oktober 1858 bis 5. Februar 1859 (24. Januar a. St.)	Caimacamie: STEFAN CATARGIU, BASIL STURDZA, ANASTASIUS PANU Oktober 1858 bis 17. Januar 1859
ALEXANDER JOHANN CUZA 5. Februar (24. Januar a. St.) 1859	ALEXANDER JOHANN CUZA 17. (5. Januar a. St.) 1859

Vereinigte Fürstentümer, dann Rumänien.

Fürstentum

ALEXANDER JOHANN I., CUZA, 5. Februar (24. Januar a. St.) 1859 bis 11./23. Februar 1866

Fürstliche Statthalterschaft: N. GOLESCU, LASCAR CATARGIU, N. HARALAMBIE 11./23. Februar 1866 bis 20. April 1866

KARL I. von Hohenzollern-Sigmaringen 20. April 1866

Königreich

KARL I. 26. März 1881 bis 10. Oktober 1914

FERDINAND I. 10. Oktober 1914 bis 20. Juli 1927

Angaben über Literatur

A-D. XÉNOPOL: *Histoire des Roumains de la Dacie Trajane*, 2 Bde., Paris 1896.

— *Les Roumains, histoire, état matériel et intellectuel*, Paris, s. a.

N. JORGA: *Geschichte des Rumänischen Volkes im Rahmen seiner Staatsbildungen*, 2 Bde., Gotha 1905 (auch rumänische verbesserte Ausgabe in 5 Bden.)

— *Breve Storia dei Rumeni*, Bukarest 1911.

— *Introduction à l'histoire des Roumains*, Paris 1921; 2. Ausgabe Bukarest 1928 (auch italienische Übersetzung von M. Silvestri.)

— *Les Latins d'Orient*, Paris 1921.

— *Histoire de l'art roumain* bei G. Balş, Paris 1922.

— *Art populaire en Roumaine*, Paris 1924.

— *La Roumaine pittoresque*, Paris 1926.

— *Littérature et art roumain*, Paris 1929.

EMMANUEL DE MARTONNE: *La Valachie*, Paris 1902.

O. DENSUSIANU: *Histoire de la langue roumaine*, I, Paris 1901; II, erstes Heft, 1914.

N. JORGA: *Histoire des Roumains de Transylvanie et de Hongrie*, 2 Bde., Bukarest 1916.

— *Histoire des Roumains de Bucovine*, Jassy 1917.

— *L'importance de la région entre le Pruth et le Dniester pour l'histoire des Roumains et le folklore roumain* (In dem „Bulletin de la section historique de l'Académie Roumaine", Bukarest 1913.)

— *Boïars et răzeşi de Bucovine et de Bessarabie dans les premiers temps après l'annexion (ibid.)*.

— *Quelques documents roumains de Bessarabie* (*ibid.*, 1914.)

— *Droits nationaux et politiques des Roumains dans la Dobrogea*, Jassy 1917 (auch rumänische Übersetzung).

Daneben, rumänisch:

— *Geschichte der rum. Kirche*, 2 Bde.; *Geschichte der rum. Armee*, 2 Bde; *Geschichte der rum. Industrie; Geschichte des rum. Handels*, 2 Bde; *Geschichte der Rumänen nach Darstellungen von Reisenden*, 3 Bde; *Geschichte der rum. Literatur*, 6 Bde (neue Ausgabe, I—II, 1926—7); *Geschichte des rum. Zeitungswesens.*

G. WEIGAND: *Die Aromunen*, Leipzig 1895.

— *Die Sprache der Olympowalachen*, Leipzig 1888.

ÈMILE PICOT: *Les Roumains de Macédoine*, Paris 1875.

ÈMILE PICOT: *Chants populaires des Roumains de Serbie* (in der Sammlung von Texten und Übersetzungen herausgegeben von den Professoren der Schule für lebende orientalische Sprachen), Paris 1895.

J. NISTOR: *Die auswärtigen Handelsbeziehungen der Moldau im XIV., XV. und XVI. Jahrhundert*, Gotha 1911. (Der zweite Teil erschien unter dem Titel: *Handel und Wandel in der Moldau,* Czernowitz 1912; *Das moldauische Zollwesen,* in dem „Jahrbuch für Gesetzgebung Verwaltung und Volkswirtschaft", XXXVI, 1.)

N. JORGA: *Histoire des relations entre la France et les Roumains*, Jassy 1917.

— *Histoire des relations russo-roumaines,* Jassy 1917.

— *Histoire des relations entre l'Angleterre et les Roumains* in Vorbereitung. (Der erste Teil ist erschienen in den »Mélanges Bémont«, Paris 1913.)

— *Relations des Roumains avec les Alliés* (übersetzt von Fr. Lebrun), Jassy 1917.

— *Histoire des Etats balcaniques à l'époque moderne*, Bukarest 1914, 2. Ausgabe Paris 1927.

— *Relations entre les Serbes et les Roumains,* Bukarest 1913 (vgl. *Correspondance roumaine des Voévodes de Cladovo,* in dem erwähnten »Bulletin«; *La cloche de Carayeorges pour la chapelle de Topola,* Bukarest 1914, in demselben »Bulletin« und als Sonderdruck.

— *Un acte roumain concernant le docteur Véron, initiateur de la culture bulgare contemporaine* (in demselben »Bulletin«, 1914.)

— *Quelques mots sur les relations entre les Roumains et le peuple turc,* Bucarest 1914

— *Deux traditions historiques dans les Balcans: celle de l'Italie et celle des Roumains* (in demselben »Bulletin«, 1913).

— *La survivance byzantine dans les pays roumains,* Bukarest 1913.

— *Notes d'un historien relatives aux événements des Balcans,* Bukarest, 1913 (auch in dem erwähnten »Bulletin«.)

— *Basile Lupu, prince de Moldavie, comme successeur des Empereurs d'Orient dans la tutelle du Patriarcat de Constantinople et de l'Église orthodoxe* (1640—1653) (in demselben »Bulletin« 1914.)

— *Le Mont Athos et les pays roumains* (in demselben »Bulletin«, 1914).

— *Fondations religieuses des princes roumains en Orient: Monastères des Météores en Thessalie (ibid.;* über die Beziehungen mit dem Epirus, Konstantinopel und den Inseln des Archipelagus, siehe eine Spezialstudie in demselben Jahre des »Bulletin«.)

— *Deux contributions à l'histoire ecclésiastique des Roumains* (dasselbe »Bulletin«, 1916).

N. JORGA: *Quelques données nouvelles au sujet des relations entre les Principautés roumaines et l'Èglise constantinopolitaine dans la seconde moitié du XVIIe siècle* (dasselbe »Bulletin«, 1915).
— *Relations des Roumains avec les Russes occidentaux et avec le territoire dit de l' »Ukraine«* (dasselbe »Bulletin«, 1916).
— *Privilèges des Şangăi* (ouvriers employés aux salines) *de Târgu-Ocna* (in demselben »Bulletin« 1915.)
— *La politique vénitienne dans les eaux de la Mer Noire* (dasselbe »Bulletin« 1914).
— *Histoire des Juifs en Roumanie* (ebendort).
— *Arméniens et Roumains* (dasselbe »Bulletin« 1913).
— *Les éléments originaux de l'ancienne civilisation roumaine,* Jassy 1911.
— *Scènes et histoires du passé roumain,* Bukarest 1902.

A.-D. XÉNOPOL: *Une énigme historique: les Roumains au moyen âge,* Paris 1885.

N. JORGA: *Serbes, Bulgares et Roumains dans la Péninsule Balcanique au moyen-âge* (in demselben »Bulletin«, 1916).
— *Conditions de politique générale dans lesquelles furent fondées les Églises roumaines aux XIVe-XVe siècles* (in demselben »Bulletin« 1913).
— *Les Carpathes dans les combats entre Roumains et Hongrois* (ebendort).
— *Phases psychologiques et livres représentatifs des Roumains* (dasselbe »Bulletin«, 1915.)

È. PICOT: *Chronique de Moldavie,* par Grégoire Ouréki, Paris 1886 (neue Ausgabe von J. N. Popovici, mit französischen Erläuterungen, Bukarest 1911; die allerneueste von C. C. Giurescu, Ausgabe der „Comisiunea istorică a României").

M. KOGĂLNICEANU: *Fragments tirés des chroniques moldaves et valaques pour servir à l'histoire de Pierre-le-Grand, Charles XII, etc.,* 2 Bde., Jassy 1838, 1845.

N. JORGA: *Développement de la question rurale en Roumanie,* Jassy 1917; 2. Ausgabe Bukarest 1929.

J. URSU: *Die auswärtige Politik des Peter Rareş, Fürst der Moldau,* Wien 1908.

J. SIRBU: *Mateiu-Voda Băsărabăs auswärtige Beziehungen,* Leipzig 1899.

N. JORGA: *L'activité culturelle du prince Constantin Brancoveanu* (im erwähnten »Bulletin«, 1915).
— *Lettres inédites de Tudor Vladimirescu* (dasselbe »Bulletin«, 1915).
— *Iordaki, l'Olympiote et Tudor Vladimirescu* (dasselbe »Bulletin«, 1916).
— **Aus dem Leben König Karls von Rumänien** (4 Bde.).

ANGABEN ÜBER LITERATUR

Die Dokumente, die die auswärtigen Beziehungen der Rumänen betreffen, finden sich in den dreissig Bänden der grossen Sammlung Hurmuzaki. (»Dokumente betreffend die Geschichte der Rumänen«), veröffentlicht von der Rumänischen Akademie.

Für die inneren Beziehungen hat man die Sammlnngen Theodor Codrescns, *Uricariul* (25 Bände), *Archiva Istorică* von Hasdeu (Bukarest 1865), meine *Studii şi Documente* (mehr als 30 Bände), meine *Acte şi Fragmente privitoare la istoria Românilor*, 3 Bände, Bukarest 1895 und folg.: sie enthalten Material über auswärtige Politik, etc.

Fragmente älterer rumänischer Literatur sind von Gaster gesammelt worden in der »*Rumänischen Chrestomathie*«, veröffentlicht in Leipzig in 2 Bänden.

Material, das den Despoten betrifft, findet sich in:

N. JORGA: *Nouveaux materiaux pour servir à l'histoire de Jaques Basilikos l'Héraclide, dit le Despote, prince de Moldavie.* Bukarest 1900.

DRUCK VON KRAFFT & DROTLEFF A. G.